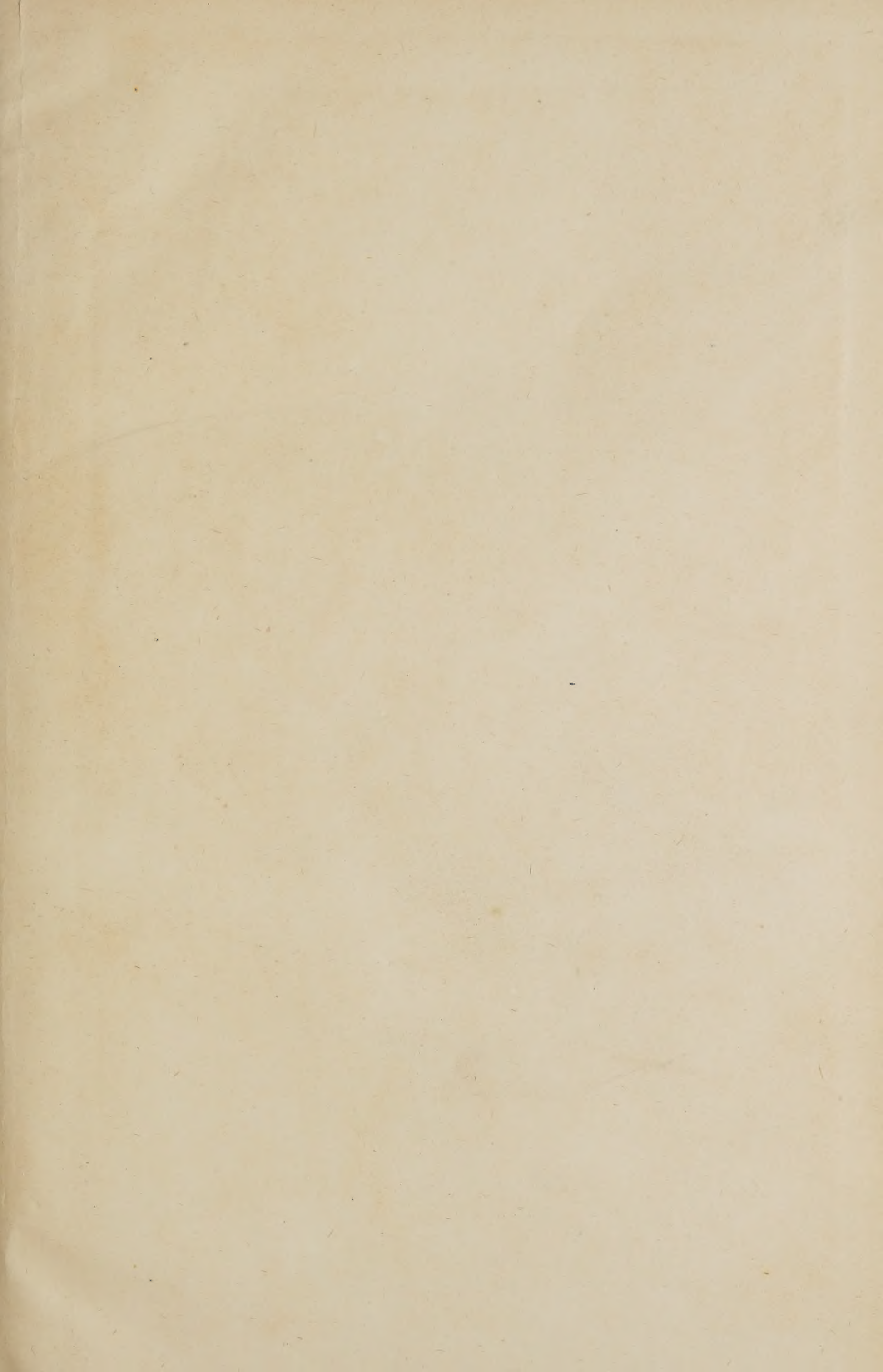
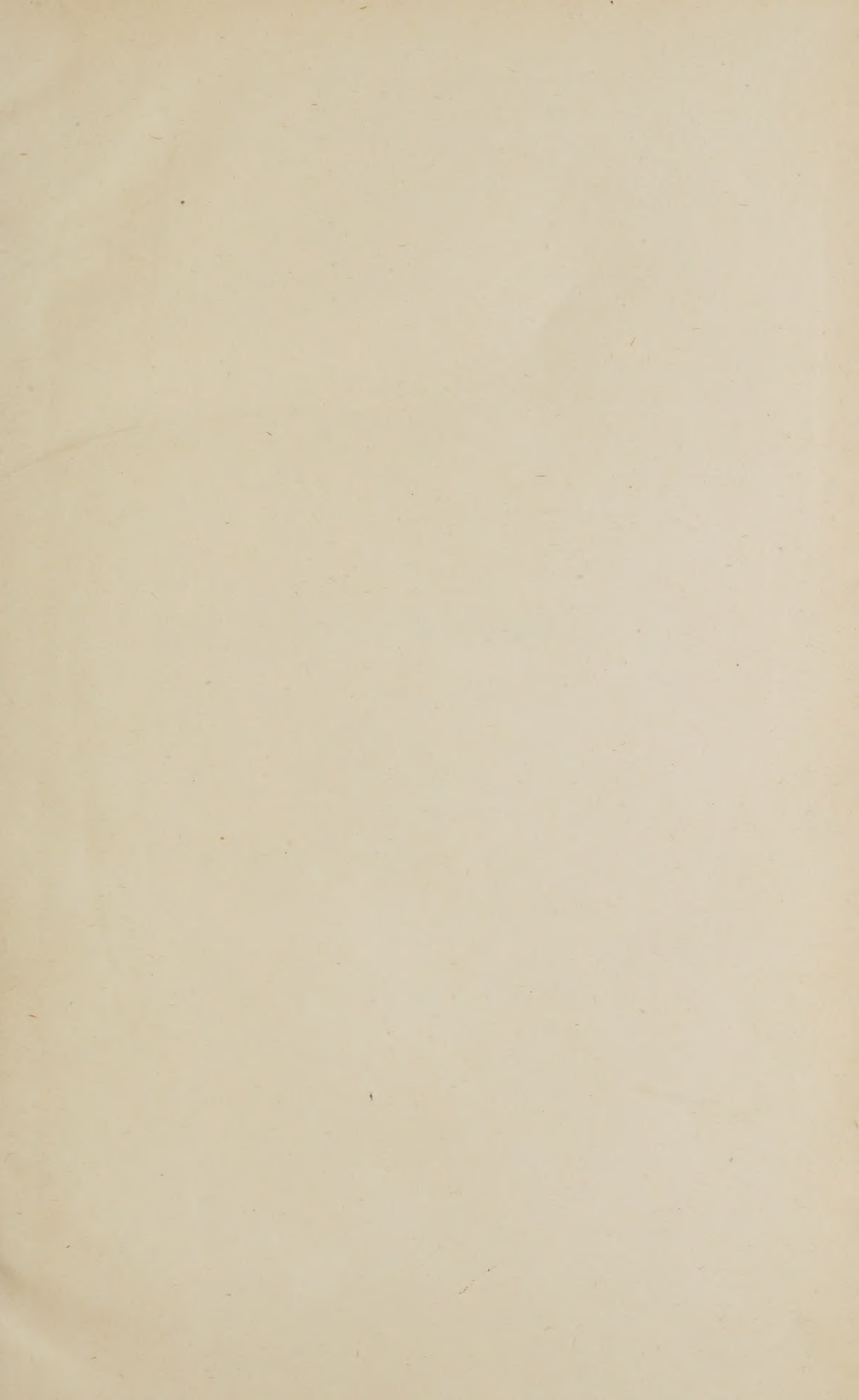


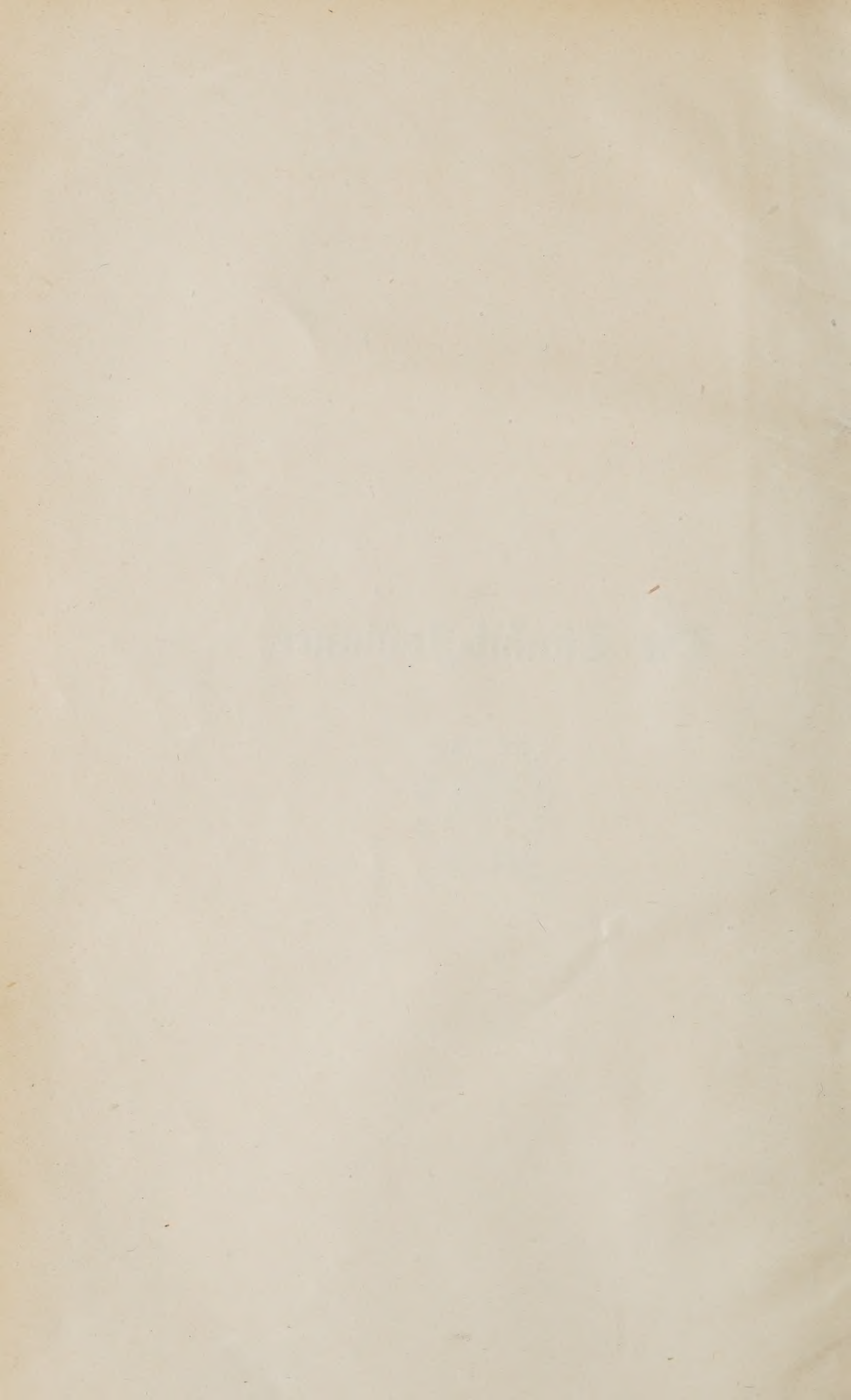






Die Tlinkit-Indianer.





Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise

nach der

Nordwestküste von Amerika und der Beringstraße

ausgeführt

im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft

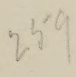
in den

Jahren 1880–1881 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause

geschildert von

Dr. Aurel Krause.

Mit 1 Karte, 4 Tafeln und 32 Illustrationen.



Jena,
Hermann Costenoble.
1885.

Vorwort.

Die lebhafte Teilnahme, mit welcher gegenwärtig ethnologische Forschungen verfolgt werden, muß jedem, der mit eigenen Augen den drohenden Untergang der Naturvölker wahrgenommen hat, aufs vollste gerechtfertigt erscheinen. Wohl entbehren noch weite Strecken unseres Erdballes einer gründlichen Untersuchung in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung, noch lockt der Entdeckerruhm den Reisenden in polare Eiswüsten und in das unbekannte Innere der außereuropäischen Kontinente; aber die natürliche Beschaffenheit der Erdoberfläche verändert sich nur langsam, und ohne großen Nachteil für den allgemeinen Fortschritt der physischen Wissenschaften können diese Forschungen, so wichtig sie auch sind, kommenden Geschlechtern überlassen werden.

Die Naturvölker dagegen, bei denen der ruhige Gang der Entwickelung durch die Berührung mit der Civilisation jäh unterbrochen worden ist, gehen aller Orten einer schnellen Umwandlung und Entartung, oder selbst völliger Vernichtung entgegen. Vergeblich werden sich spätere Jahrhunderte bemühen, die Versäumnisse, welche die Gegenwart durch die Vernachlässigung der noch vorhandenen Reste dieser Völker sich hat zu Schulden kommen lassen, wieder gut zu machen. Gerade der durch die Erfindungen der Neuzeit eingeleitete gewaltige Aufschwung in der Entwickelung des Menschengeschlechts, der auch die Wissenschaften auf eine kaum geahnte Höhe gehoben hat, droht einer der jüngsten derselben, der Ethnologie, den Boden zu entziehen.

Wohl ist die Wichtigkeit ethnologischer Forschungen allgemein anerkannt; lehrt uns doch das Studium der Naturvölker die

Geschichte unserer eigenen Vorzeit verstehen, indem es uns einen Blick in das Völkerleben derjenigen Zeiten eröffnet, über die schriftliche Aufzeichnungen nicht vorhanden sind. — Aber die Aufgabe ist nicht leicht. Es genügt nicht, daß der Entdeckungsreisende hier und da Beobachtungen macht, die er bei der Schilderung seiner Reiseerlebnisse gelegentlich mitteilt; es genügt nicht, daß die ethnologischen Museen sich mit den Gebrauchsgegenständen und Kunsterzeugnissen der Naturvölker füllen, so wichtig auch dergleichen Sammlungen sind. Ein umfassenderes Studium thut not, um ein möglichst treues Gesamtbild von dem Leben der Naturvölker zu gewinnen; ein längerer Verkehr mit ihnen, die Kenntnis ihrer Sprache ist erforderlich, um ihre Gebräuche und ihre religiösen Vorstellungen verstehen zu lernen und in ihren Gedankengang einzudringen [1]).

Die vorliegende Arbeit, das Ergebnis einer von meinem Bruder und mir zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen

---

[1]) Die folgenden Worte, welche einer der größten Naturforscher unseres Jahrhunderts, Karl Ernst von Baer, zur Empfehlung der auch in diesem Buche gewürdigten Bestrebungen des Priesters Weniaminow vor nahezu 50 Jahren geschrieben hat, verdienen auch heute beherzigt zu werden. Sie lauten:

„Es wird eine Zeit kommen — und sie ist nicht mehr gar fern — in welcher von allem Reichtum der Litteratur derjenige als der köstlichste erscheinen wird, der uns menschliche Zustände, vor der Einimpfung der allgemeinen Civilisation mit Unparteilichkeit und nach langem Umgange, schildert. Noch haben wir dergleichen sehr wenige. Flüchtiger Besuch von Reisenden kann sie nicht geben und sie sind nur möglich bei vorgeschrittener, humaner Ausbildung und leidenschaftsloser Umsichtigkeit des Beobachters. Aber die Civilisation, die dem Beobachter notwendig ist, erdrückt und verwischt das Objekt der Beobachtung, und läßt nur selten beide unter günstigen Umständen zusammentreffen. Ich habe deswegen nie begreifen können, wie Regierungen, Akademieen und Individuen nicht eifriger darauf bedacht sind, solche Verhältnisse einzuleiten, um reichere Materialien für die Geschichte der Menschheit zu sammeln. Man wird mir vielleicht einwenden, daß es ja überall geschehe, daß das ganze Wohngebiet des Menschengeschlechts, wo nicht die Grenzen eifersüchtig bewacht sind, nach allen Richtungen durchzogen werde, und daß überall der Mensch notwendig als allgemeinstes Objekt der Beobachtung entgegentrete. Allerdings habe ich auch davon erzählen gehört. Man schickt mit großen Kosten Schiffe aus, um irgend eine unbekannte Küste zu verzeichnen. Das ist sehr löblich — aber diese Küste, wenn sie uns sonst nicht näher anging, hätte auch später untersucht werden können, denn sie bleibt. Der Mensch aber, der die Küste bewohnt, wird bald ein an-

Reise nach der Nordwestküste Amerikas und eines fast einjährigen Aufenthalts unter den Tlinkit-Indianern, kann nur als ein kleiner Beitrag zur Geschichte der amerikanischen Völker angesehen werden. Die Zeit war zu kurz, die Vorbildung für den besonderen Zweck zu gering, unsere Thätigkeit bei beschränkten Mitteln zu vielen Zielen zugewandt, als daß das Ergebnis ein allseitig befriedigendes hätte sein können. Wenn ich mich trotzdem dazu entschlossen habe, auf Grund unserer Ermittelungen und der vorhandenen Litteratur die nachstehende Schilderung des Tlinkit-Volkes zu geben, so bewog mich dazu einmal die Unzulänglichkeit der bisher über dieses Volk veröffentlichten Nachrichten, dann die Ueberzeugung, daß eine umfassendere, auf eigenen Beobachtungen beruhende Arbeit von anderer Seite kaum zu erwarten ist, ja bald nicht mehr möglich sein wird.

Ich habe mich im wesentlichen auf eine einfache Mitteilung des Thatsächlichen, so wie wir es selbst wahrgenommen oder so wie es von anderen berichtet worden ist, beschränkt. Ich habe es nicht versucht, die vorgefundenen Zustände aus der Natur der Umgebung, aus den Abstammungsverhältnissen oder aus den allgemeinen Trieben der menschlichen Seele heraus zu erklären und zu begründen, da für dergleichen Untersuchungen, die allerdings

---

derer sein; hat man wohl es der Mühe wert gefunden, lange genug bei ihm zu verweilen, um seine Sprache zu verstehen, seine Freuden und Leiden, den Gang seiner Gedanken und Begehrungen, seine sittliche und religiöse Bildung zu erforschen? Gegen eine Menge Reisen um die Erde, die ein paar Jahr verwenden müssen, über das breite Meer hinzusegeln und in bekannte Häfen einzulaufen, dort Wasser und Proviant einzunehmen, um dann vielleicht ein paar Wochen, oder wenn es hoch kommt, ein paar Monate in weniger bekannten Gegenden zuzubringen, — gegen diese Reisen, die, wie Chamisso sagt, den Beobachter wie eine Kanonenkugel um die Erde fortschießen, die überall Felsstücke, trockene Pflanzen und Tierbälge mitnehmen — wie wenige, die den ersten Stufen der Entwickelung des Menschen eine gründliche Untersuchung widmen! Das ist Aufgabe der Missionäre, entgegnet man vielleicht, diese allein haben hinlängliche Muße, die rohen Völker zu studieren. Allein sie gehen hin, um die Völker zu belehren und berichten dann, wie weit sie ihre Zöglinge gebracht haben. Ich wollte aber, es gäbe auch umgekehrte Missionäre, die bloß hingehen, um zu lernen — nicht um uns nachher zu modulieren, sondern um uns Stoff für die höchste aller Wissenschaften, für das Studium der Bildungsgeschichte des menschlichen Geschlechts zu sammeln."

(Baer und Helmersen, Beiträge, Bd. I, Vorwort.)

auf einer höheren Stufe stehen, hier noch zu sehr die notwendige Grundlage eingehender Einzelforschung fehlt. Deshalb habe ich auch die Frage nach den verwandtschaftlichen Beziehungen der Indianer der Nordwestküste zu anderen Indianerstämmen unerörtert gelassen, ebenso die Vermutungen über asiatische Einflüsse und asiatischen Ursprung der eigentümlichen Kultur.

Ich benutze gern diese Gelegenheit, um dem Vorstande der Geographischen Gesellschaft in Bremen für das uns bewiesene Vertrauen unseren Dank auszusprechen, vor allem dem verehrten Vorsitzenden der genannten Gesellschaft, Herrn Albrecht, durch dessen hochherzige Opferwilligkeit die Reise ermöglicht wurde, ferner dem verdienten Schriftführer, Herrn Dr. Lindeman, dem unermüdlichen Anreger und Förderer dieser und ähnlicher Unternehmungen. Gleichfalls danke ich hier für die vielfache Unterstützung, welche uns auch von anderer Seite, während der Reise sowohl wie bei den durch dieselbe hervorgerufenen Arbeiten, zu teil geworden ist.

Aurel Krause.

Vorbemerkung.

Für die Schreibung der von uns selbst vernommenen indianischen Namen ist der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, durch möglichst einfache Anwendung der Lautzeichen der deutschen Sprache eine wenigstens annähernd richtige Aussprache zu ermöglichen. Ich verweise hierfür noch auf Seite 345 und 346.

Bei den anderen Quellen entnommenen Angaben ist jedoch die Schreibung der Eigennamen, indianischer sowohl als anderer, wie sie diese Quellen geben, beibehalten worden. Alsdann verweist das am Ende des Werkes gegebene Namensverzeichnis auf die von mir angenommene Schreibweise.

Die Uebertragung der russischen Schriftzeichen ist eine möglichst buchstäbliche, wie sie unter anderem auch in Ermans Archiv für die Kunde Rußlands angewandt worden ist.

Mit Rücksicht auf die ausführlichen Titelangaben in dem Verzeichnis der benutzten Litteratur konnten die Quellenangaben am Fuße der Seiten sehr abgekürzt werden; wo Zweifel nicht möglich sind, stehen meist nur Autor, Band und Seite.

In der beigegebenen Karte, bei deren Herstellung der treffliche neue Coast Pilot von Alaska leider nicht mehr benutzt werden konnte, mußte die so wünschenswerte Darstellung der orographischen und zum Teil auch der hydrographischen Verhältnisse unterbleiben, da dieselbe für den weitaus größten Teil des Gebietes nur ein Phantasiebild hätte sein können.

Inhalt.

Anhang.

Verzeichnis der Abbildungen.

Einleitung.

Die Reise.

Die Geographische Gesellschaft in Bremen, der frühere Verein für die deutsche Nordpolfahrt, hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Ziele der geographischen Wissenschaft namentlich auch durch die Unterstützung und Leitung von Forschungsreisen zu fördern. So brachte sie, durch freiwillige Beiträge aus allen Kreisen der Nation unterstützt, die erste deutsche Nordpolfahrt, die Expedition nach Ost-Grönland (1869 bis 1870) zu stande; im Auftrage der Gesellschaft führten ferner Dr. Finsch und Dr. A. Brehm im Jahre 1876 eine wissenschaftliche Reise nach West-Sibirien aus, deren Ergebnisse von ersterem in einem besonderen Reisewerke veröffentlicht worden sind. Als Ziel für eine dritte Forschungsreise wurde dann im Anschluß an die bisherige Thätigkeit der Gesellschaft und unter dem Eindruck der durch Nordenskiölds Ueberwinterung 1878 bis 1879 erhaltenen Aufklärungen die Tschuktschen-Halbinsel und die Küstengebiete der Bering-Straße in Aussicht genommen, und meinem Bruder und mir der ehrenvolle Auftrag erteilt, die Lösung der Aufgabe zu übernehmen.

Der sicherste und schnellste Weg zur Erreichung der Tschuktschen-Halbinsel schien über San Francisco zu führen, da sich von dort aus alljährlich eine Anzahl von Walfischfängern und Handelsfahrzeugen nach der Bering-Straße und durch dieselbe in das Nördliche Eismeer begeben. So wurde denn auch für unsere Expedition San Francisco als Ausgangspunkt gewählt. Nachdem wir noch in Washington zwei Tage verweilt hatten und hier von

den Herren Baird, Bessel, Dall und Kennan in liebenswürdigster Weise beraten und unterstützt worden waren, trafen wir am 5. Mai 1881, vier Wochen nach unserer Abreise von Europa, in San Francisco ein, woselbst wir gleichfalls dank den uns mitgegebenen Empfehlungen der freundlichsten Aufnahme begegneten. Leider aber erwies es sich hier, daß die meisten Schiffsgelegenheiten, auf welche wir gerechnet hatten, nicht mehr vorhanden waren. Wir mußten in der That froh sein, noch eine letzte Gelegenheit wahrnehmen zu können, indem wir uns entschlossen, auf einem kleinen Segelschiffe, einer Barke von 200 Tonnen, welche den Walfischfängern, bevor sie ihre Spätsommer-Campagne im Nördlichen Eismeer beginnen, die bis dahin eingebrachte Ladung an Thran und Fischbein abnehmen sollte, die Reise über den Stillen Ozean, bis zu den Küsten der Bering-Straße zu machen. Außer unserer Ausrüstung führten wir ein Walfischfängerboot mit uns, sowie einen deutsch-russischen Matrosen, der uns als Bootsmann und Gehülfe bei unseren Arbeiten große Dienste leistete und sich bis zuletzt unseres Vertrauens wert zeigte.

Acht Wochen lang dauerte die Fahrt, welche unter günstigeren Verhältnissen bequem in der halben Zeit hätte zurückgelegt werden können. Aber Windstillen und widrige Winde, sowie die geringe Segelfertigkeit des Schiffes verursachten eine so große Verzögerung, welche uns bei der bereits vorgeschrittenen Jahreszeit doppelt unangenehm war.

Nachdem wir am 4. August zum ersten Male einen Teil des asiatischen Kontinents, das Kap Tschaplin, die südöstlichste Spitze der Tschuktschen-Halbinsel, erblickt hatten, landeten wir endlich am 6. in der Lorenz-Bai. — Hier verließen wir mit unserem Boote das Schiff, um für die nächsten acht Wochen ein Nomadenleben an den Küsten der Tschuktschen-Halbinsel zu führen. Ueber unsere Erlebnisse und Arbeiten während dieser Zeit haben wir ausführliche Berichte an die Bremer geographische Gesellschaft eingesandt, welche in den von dieser Gesellschaft herausgegebenen Deutschen geographischen Blättern abgedruckt worden sind. Indem ich auf dieselben verweise, will ich hier nur kurz die wichtigsten Ergebnisse unseres Aufenthalts an der Bering-Straße anführen. Zuerst gelang es uns, die Gestalt des Ostkaps, der

östlichsten Spitze der Alten Welt, genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen war, und wesentliche Irrtümer, welche sich hinsichtlich desselben auf den russischen und amerikanischen Karten befanden, zu berichtigen. Dann erlangten wir auch über die Bewohner der Halbinsel mancherlei Aufschlüsse, durch welche die alte Streitfrage über das Verhältnis der Küstenbewohner zu den Rentier-Tschuktschen einerseits und zu den Eskimos andererseits einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden konnte. Schließlich brachten wir trotz der Kürze der Zeit und der Ungunst der Verhältnisse eine nicht unbeträchtliche Sammlung naturhistorischer Gegenstände zusammen, namentlich aus den Gebieten der Pflanzenwelt und des niederen marinen Tierlebens.

Den Gedanken an eine Ueberwinterung auf der Tschuktschen-Halbinsel hatten wir aufgegeben, da uns eine solche nach den gemachten Erfahrungen und eingeholten Erkundigungen wenn auch nicht unausführbar, so doch sehr gewagt und für unsere Zwecke von zweifelhaftem Nutzen zu sein schien. Dafür gedachten wir das amerikanische Alaska zu besuchen, was auch in den uns von der Gesellschaft erteilten Instruktionen vorgesehen war. Unsere Aufmerksamkeit war besonders auf den südöstlichen Teil, das Gebiet der Tlinkit-Indianer, gelenkt worden. Um jedoch dorthin zu gelangen, mußten wir bei dem Mangel jeglicher direkten Verbindung nach anderen Punkten der amerikanischen Küste zunächst wieder nach San Francisco zurückkehren. Auf dem Schoner „Golden Fleece“, der eben die amerikanische meteorologische Expedition nach Point Barrow gebracht hatte, traten wir die Rückreise von der Bering-Straße an, die im Gegensatz zur Hinfahrt in verhältnismäßig kurzer Zeit, in vier Wochen, bewerkstelligt wurde. Am 5. November langten wir in der Bai von San Francisco an.

Das Ordnen und Versenden der Sammlungen nahm einige Tage in Anspruch, dann aber rüsteten wir uns zu einer neuen Fahrt nordwärts. Herr Paul Schulze in Portland, Präsident einer neugegründeten Handels-Gesellschaft, der North-West-Trading-Company, hatte uns eingeladen, den Winter in einer der von ihm unter den Tlinkit gegründeten Faktoreien, und zwar in Tschilkut (Chilcoot), am nördlichen Ende des Lynn-Kanals, zuzubringen, und da uns dieser Vorschlag die beste Gelegenheit zu

bieten schien, den mächtigsten und von dem direkten Verkehr mit den Weißen noch am wenigsten berührten Stamm der Tlinkit, die Tschilkats, kennen zu lernen, hatten wir die Einladung dankend angenommen.

Zunächst begaben wir uns von San Francisco nach Portland, um durch mündlichen Verkehr mit Herrn Schulze uns über die Verhältnisse in Alaska, die derselbe aus eigener Anschauung kannte, nach Möglichkeit zu unterrichten. Von Portland aus fährt allmonatlich ein Dampfer nach dem südlichen Alaska, den wir am 3. Dezember 1881 bestiegen; nach glücklicher Passierung der gefährlichen Barre vor der Mündung des Columbia-Flusses und des Kap Flattery am Eingange der Fuca-Straße langten wir am 5. in Port Townsend an, einer aufblühenden Stadt an der Mündung des Puget-Sund, von wo aus uns der Dampfer in weiterer, sechsstündiger Fahrt hinüber nach der Insel Vancouver und nach dem Hauptort von Britisch Columbia, der Stadt Victoria, brachte.

Nach mehrtägiger, interessanter Fahrt durch die engen Kanäle zwischen den zahllosen, dicht bewaldeten Inseln, welche der Küste von Britisch Columbia vorliegen, erreichten wir am 11. Dezember Fort Wrangell in Alaska, woselbst wir die ersten Tlinkit-Indianer sahen. Am folgenden Tage langten wir in Sitka an; durch die enge Peril-Straße ging dann die Fahrt weiter nach dem vor kurzer Zeit gegründeten Goldgräberstädtchen Harrisburg, das wir am 15. Dezember erreichten. Hier verließen wir den Dampfer, um mittelst eines Bootes unser Ziel, die Handelsstation Tschilkut, zu erreichen. Diese Fahrt, bei welcher wir einen Weißen nebst seiner indianischen Frau und zwei Indianer zur Begleitung hatten, nahm sechs Tage in Anspruch. Der Boden war bereits überall mehrere Fuß tief mit Schnee bedeckt, sodaß, wenn wir am Abend durchnäßt und durchkältet den Lagerplatz aufsuchten, erst lange Zeit an dem Wegräumen des Schnees gearbeitet werden mußte, ehe wir uns der Wohlthat eines Lagerfeuers erfreuen konnten. Am 23. Dezember erreichten wir glücklich die Station, in der wir uns zu einem längeren Aufenthalte einrichteten. Die einzigen Weißen, die wir hier vorfanden, waren der Missionär Willard mit seiner Frau und der Händler Dickinson, in dessen Hause wir freundliche Aufnahme fanden. Da die in der Nähe der Station

angesiedelten Indianer nur wenige Brocken Englisch verstanden, so war es für uns von besonderer Wichtigkeit, daß die Frau des Händlers, eine Tschimßian-Indianerin, die in einer englischen Missionsschule erzogen worden war und während eines längeren Aufenthalts unter den Tlinkit auch deren Sprache geläufig sprechen gelernt hatte, uns als Dolmetscherin und Lehrmeisterin dienen konnte. Diese Frau, die auch längere Zeit unter den Haidas gelebt hatte, dann im Missionsdienste in Fort Wrangell thätig gewesen war und nun in Tschilkut neben ihren häuslichen Geschäften den Unterricht in der Missionsschule erteilte, war in einem hohen Maße mit den Verhältnissen der Indianer-Bevölkerung an der Nordwestküste, von der Jakutat-Bai südwärts bis zur Vancouver-Insel, vertraut, und die Auskunft, die wir ihr über Sitten, Gebräuche und Sagen, namentlich auch über die Einteilung in Stämme und Geschlechter, verdanken, hat sich in der Folge fast durchweg als zutreffend erwiesen. Trotz ihrer christlichen Erziehung war sie doch soweit Indianerin geblieben, daß sie an dem Thun und Treiben ihrer indianischen Umgebung lebhaften Anteil nahm und volles Verständnis für dasselbe besaß, während ihr Mann, den sie übrigens völlig beherrschte und auch geistig überragte, alles Indianische mit Verachtung und Geringschätzung behandelte.

Somit bot sich uns in der Handelsstation Tschilkut die günstigste Gelegenheit zum Studium des Tlinkit-Volkes dar. Während unseres gemeinsamen Winteraufenthaltes daselbst beobachteten wir die Indianer bei ihren häuslichen Verrichtungen, wohnten ihren Festen und Ceremonien bei und lernten auf kleineren und größeren Ausflügen alle Niederlassungen des Tschilkat-Stammes kennen. Etwas beeinträchtigt wurden wir in unserer Thätigkeit durch die außergewöhnliche Strenge und die lange Dauer des Winters von 1881 zu 1882, indem durch heftige Stürme und durch tagelang anhaltenden, starken Schneefall der Verkehr zwischen den einzelnen Orten sehr erschwert, zeitweise sogar gänzlich unterbrochen wurde.

Von der Außenwelt waren wir 3½ Monate hindurch vollständig abgeschlossen; erst am 5. April brachte der kleine Dampfer der Compagnie, die Favorite, wieder Nachrichten aus der civilisierten Welt. Mit demselben Dampfer trat ich die Reise nach Süden an, während mein Bruder noch zu längerem Aufenthalte

zurückblieb. Die Favorite brachte mich nach Gaudekan, an der Nordküste der Tschitschagow-Insel, dem Hauptorte der Hunas. Auch hier war eine Missionsstation gegründet worden, und auf Einladung des Missionärs Mr. Styles verblieb ich einige Tage daselbst, um auch den Stamm der Hunas kennen zu lernen.

Die Hunas waren gerade im Begriff, sich bei beginnender Frühjahrssaison in die Jagd- und Fischereigebiete zu zerstreuen. Da damit auch die Wirksamkeit des Missionärs aufhörte, so hatte derselbe beabsichtigt, sich für die Sommermonate nach Sitka zu begeben, was mir die willkommene Gelegenheit bot, in seiner Gesellschaft die Reise fortzusetzen. Nachdem wir ein Canoe und drei Indianer für die Reise gemietet hatten, fuhren wir zunächst nach der Station Killisnu an der Chatham-Straße, welche wir nach dreitägiger Fahrt erreichten. Hier wurde gerade von der Nordwest-Handelsgesellschaft eine Fischölfabrik eingerichtet und dadurch einer großen Anzahl von Indianern Gelegenheit zu gewinnbringender Beschäftigung geboten. Indem ich in Gesellschaft des Herrn Spuhn, eines Landsmannes, der als Agent der Compagnie die Arbeiten leitete; einige angenehme Tage verlebte, bot sich mir Gelegenheit, den Stamm der Chutsinus kennen zu lernen und ihren unweit der Station gelegenen Hauptort Angun zu besuchen. — Während meines Aufenthalts in Killisnu hatte ich auch das interessante Schauspiel der Einbringung und Zerlegung eines Walfisches, welcher behufs der Thrangewinnung mittelst einer Sprenggranate getötet worden war.

Eine zweitägige Canoefahrt brachte mich dann von Killisnu nach Sitka. Bei günstigem Wetter durchkreuzten wir die ihres hohen Wellenganges wegen gefürchtete Chatham-Straße und fuhren in die enge Peril-Straße hinein, deren gefährliche Stromschnellen wir dank der kundigen Leitung unserer indianischen Begleiter glücklich überwanden. — Am 26. April langte ich in Sitka an; auch hier lag noch fußtiefer Schnee in den Waldungen, wenn auch das Städtchen selbst und die nächste Umgebung frei davon waren. Ich fand freundliche Aufnahme bei dem Signal-Officer Mr. McClean, der seine Wohnung und Station in dem alten, russischen Kastell inne hatte, das von Baranow auf der Höhe des Sitka beherrschenden Felsens gegründet worden war. — Ein mehrmaliger Besuch des nahen Indianerdorfes machte mich mit

dem Stamme der Sitkas oder Schitkas bekannt; auch unternahm ich weitere Ausflüge von Sitka aus nach der am tiefen See gelegenen Redoute, nach den warmen Schwefelquellen und nach der Krusow-Insel. — Endlich wurde mir der Aufenthalt in Sitka noch dadurch besonders wertvoll, daß ich durch das bereitwillige Entgegenkommen des Custom-House-Officer, Mr. William Gouverneur Morris, Gelegenheit hatte, seine umfangreiche Sammlung der neuesten amerikanischen Litteratur über Alaska einer Durchsicht zu unterwerfen.

Am 13. Mai setzte ich die Reise nach Süden mit dem Postdampfer fort. In Chlowak, an der Westküste der Prince of Wales-Insel, dem ersten Halteplatz des Dampfers, konnte ich noch einige Angaben über die zum Hennega-Stamm gehörenden Eingeborenen sammeln; Wrangell wurde diesmal nur kurz berührt, dagegen hielt der Dampfer längere Zeit in der Kasan-Bai, deren Bewohner bereits zu den Haidas, den südlichen Nachbarn der Tlinkit, gehören.

Am 18. Mai verließ ich den Postdampfer in Departure-Bai, an der Ostküste von Vancouver, um mich auf Lokaldampfern nach Victoria und von dort durch den Puget-Sund nach Portland zu begeben. Nach kurzem Aufenthalte daselbst setzte ich die Reise nach San Francisco fort. Für die Fahrt nach New-York wählte ich, um auch einen Einblick in die Tropenwelt zu erhalten, den Seeweg über Panama. Am 27. Juli langte ich mit der „Donau" in Bremen an, nachdem ich 5/4 Jahre von Europa abwesend gewesen war.

Indessen hatte mein Bruder den Sommer größtenteils zu naturwissenschaftlichen Sammlungen und Beobachtungen und zu geographischen Forschungen benutzt. Von den größeren Reisen, welche er während dieser Zeit ausführte, waren diejenigen die wichtigsten, welche ihn auf den von den Indianern bei ihren Handelszügen benutzten Wegen über das Küstengebirge in das Gebiet des Jukon führten. Die erste derselben trat er in Begleitung von zwei jungen Indianern am 28. Mai an, zu welcher Zeit der Schnee auch in der Ebene noch nicht völlig geschwunden war. Nachdem er zunächst in einem Canoe bis an das nördliche Ende des Dejē-Fiordes gelangt war, stieg er in dem Thale des in denselben strömenden Flusses zu der Paßhöhe an, welche

er nach einem steilen und bei den ungünstigen Schneeverhältnissen recht beschwerlichen Anstiege am 28. Mai erreichte. Nach einem raschen Abstiege gelangte er dann an das Ufer eines kleinen Sees, dessen Abfluß bereits zum Jukon strömte, und weiter einer Kette von kleinen Seen folgend, die er noch alle auf dem Eise passieren konnte, an den ersten der größeren Jukon-Seen, den Schütlüchroa der Indianer, welchen Schwatka, der ein Jahr später denselben Weg zum Jukon einschlug, zu Ehren des Schriftführers der Bremer geographischen Gesellschaft Lindeman-See taufte. Da auch dieser See noch vollständig mit Eis bedeckt war, konnte mein Bruder seinen anfänglichen Plan, in einem Canoe die Reise bis zu den nächsten Wohnplätzen der Gunanas fortzusetzen, nicht ausführen und mußte sich mit einigen Ortsbestimmungen begnügen, die freilich durch die Ungunst der Witterung sehr erschwert wurden. Am Ufer des Schütlüchroa traf er auf eine Gesellschaft amerikanischer Goldsucher, welche wenige Tage vorher denselben Weg zurückgelegt hatten und nun mit dem Bau von zwei Böten beschäftigt waren, auf welchen sie die Reise flußabwärts fortzusetzen gedachten.

Am 1. Juni trat mein Bruder den Rückweg an. Den Uebergang über den Paß und den schwierigen Abstieg zum Dejē-Fiorde bewerkstelligte er unter denselben ungünstigen Witterungsverhältnissen, Schnee und Regen, wie bei der Hinreise, doch langte er am 5. Juni wohlbehalten in der Station an.

Während der eben geschilderte Uebergang über das Küstengebirge zum Jukon bereits vorher von einigen Goldsuchern bewerkstelligt worden war, und mein Bruder nur der erste wissenschaftliche Reisende war, der diesen Weg einschlug und eine genauere Beschreibung und Kartenskizze desselben gab, vollführte er seine zweite Reise in das Innere durch gänzlich unerforschtes Gebiet, auf Wegen, die noch nie von dem Fuße eines weißen Mannes betreten worden waren. Am 17. Juni brach er von der Station auf und begab sich zunächst den Tschilkat-Fluß hinauf nach dem Tschilkat-Dorfe Klokwan, wo er bei dem Häuptlinge Tschartritsch, der uns bereits im Winter mehrere Tage lang beherbergt hatte, gute Aufnahme fand. Von hier aus ging er mit zwei Indianern, die er als Führer und Träger angenommen hatte, im Thale des Tschilkat-Flusses und seines rechten Neben-

flusses, des Tlehini, aufwärts und stieg dann hinauf zur Hoch-Tundra, die im Gegensatz zu dem wilden, fast undurchdringlichen Dickicht der Thalschluchten dem Fortkommen keine anderen Hindernisse in den Weg legte, als die zahlreichen, eiskalten Gebirgsbäche, die mitunter hüfttief durchwatet werden mußten. Am 25. Juni erreichte mein Bruder die Wasserscheide der zum Altsēch und zum Jukon strömenden Gewässer. Leider zwang ihn bald darauf die Erkrankung eines seiner Begleiter, des jungen Sohnes von Tschartritsch, zur Umkehr, nachdem er bereits den Kussooá, den größten See, durch welchen der westliche Quellfluß des Jukon fließt, erblickt und allein, während die Indianer zurückblieben, den in diesen See strömenden Ssergoit eine Strecke weit verfolgt hatte. Der Rückweg wurde alsdann ohne weiteren Aufenthalt zurückgelegt und am 2. Juli bereits die Station erreicht.

Zur weiteren Aufklärung über die geographischen Verhältnisse in dem Quellengebiet des Jukon plante mein Bruder noch eine größere Reise, welche ihn aus dem östlichen Arm in den westlichen führen sollte. Leider wurde die Durchführung des wohlvorbereiteten Planes gleich im Beginn vereitelt, indem die durch das schlechte Wetter mißmutig gewordenen indianischen Begleiter sich weigerten, weiter zu gehen, noch bevor sie das Ende des Dejē-Fiordes erreicht hatten. — Ein anderes Mißgeschick machte einer nach dem Altsēch zu unternommenen Reise ein vorzeitiges Ende; der indianische Träger schnitt sich so unglücklich in das Knie, daß an eine Fortsetzung des schwierigen Anstieges im Tlehini-Thal nicht gedacht werden konnte.

Auf diesen Reisen und auf kleineren von der Station aus unternommenen Ausflügen richtete mein Bruder sein Augenmerk vorzugsweise auf naturhistorische Sammlungen; das Herbar, welches er im Laufe des Sommers zusammenbrachte, enthält ca. 500 Arten von Gefäßpflanzen. — Der beständige Umgang mit den Indianern machte ihn aber auch mit der Lebensweise, den Sitten und der Sprache derselben immer mehr vertraut, sodaß seine für die nachfolgende Schilderung des Tlinkit-Volkes benutzten schriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Erläuterungen wesentlich dazu beitragen, die Wahrnehmungen, welche wir während des gemeinsamen Aufenthalts im Winter gemacht hatten, zu berichtigen und zu ergänzen.

Am 6. August verließ mein Bruder die Station, um sich nach dem Süden zu begeben. In dreitägiger Canoefahrt gelangte er nach Harrisburg, wo er während eines achttägigen Aufenthaltes bis zur Ankunft des fälligen Postdampfers Gelegenheit hatte, das Leben in dem Goldgräberstädtchen und den Betrieb der Minen kennen zu lernen. Von Harrisburg führte ihn der Dampfer zu den in die Taku-Bucht sich ergießenden mächtigen Gletschern, dann über Wrangell und Chlowak nach der Kasan-Bai. Von Port Townsend, wo mein Bruder am 24. September anlangte, begab er sich durch den Puget-Sund nach Portland. Von hier aus folgte er der Route der damals noch unvollendeten Nord-Pacific-Bahn, wobei er eine Strecke von ca. 500 englischen Meilen im Postwagen zurückzulegen hatte. Am 21. Oktober verließ er New-York mit der „Oder“, welche ihn am 2. November nach Bremen brachte.

Im Folgenden gebe ich noch eine Aufzählung der bisher von uns über unsere Reise veröffentlichten Berichte und Arbeiten:

1. Die wissenschaftliche Expedition der Bremer geographischen Gesellschaft nach den Küstengebieten der Bering-Straße (Reisebriefe der Gebr. Dr. Krause) in „Deutsche Geographische Blätter“, Jahrg. IV, Nr. 15, S. 245 bis 281, Bremen, 1881.
2. Die wissenschaftliche Expedition der Bremer geographischen Gesellschaft nach der Tschuktschen-Halbinsel. Sommer 1881. Reisebriefe der Gebr. Dr. Krause. I. (Mit 7 Holzschnitten). Ebenda. Jahrgang V, Nr. 1, S. 1 bis 35. Bremen, 1882.
3. Die Expedition der Bremer geographischen Gesellschaft nach der Tschuktschen-Halbinsel und Alaska. Reisebriefe der Gebr. Dr. Krause. II. Mit Karte, vier Cartons und einem Holzschnitt (Bootreisen längs der Küste. Fahrt nach der Lorenz-Insel. Rückkehr nach San Franzisco. Von San Franzisco nach Chilcoot). Ebenda. Nr. 5, S. 111 bis 154.
4. Die Expedition der Bremer geographischen Gesellschaft nach der Tschuktschen-Halbinsel und Alaska, 1881 bis 1882. Reisebriefe der Gebr. Dr. Krause. III.
    1. Winterausflüge von Chilcoot aus. Von Dr. Arthur Krause; ebenda S. 177 bis 189.
    2. Frühjahrsausflüge von Chilcoot aus. Von Dr. Arthur Krause; ebenda S. 189 bis 202.

3. Von Chilcoot nach Portland, Frühjahr 1882. Von Dr. Aurel Krause; ebenda S. 202 bis 223.
5. Die Expedition der Bremer geographischen Gesellschaft nach der Tschuktschen-Halbinsel und Alaska. 1881 bis 1882. Reisebriefe des Dr. Arthur Krause. IV. Mit 2 Karten (Skizze des Weges von Deschú bis zum westlichen Kussoóa und Skizze des Weges von Deschú nach den Seen des Jukon und zum östlichen Kussooá) von Dr. Arthur Krause; ebenda, S. 308 bis 326.
6. Ein neuer Weg durch Nordamerika. (Herbst 1882.) Von Dr. Arthur Krause. Mit einer Karte (Nord-Pacific-Eisenbahn). Dtsch. geogr. Bl. Bd. VI, S. 1 bis 20.
7. Die Bevölkerungsverhältnisse der Tschuktschen-Halbinsel. Von Dr. Aurel Krause, mit Karte; ebenda S. 248 bis 278.
8. Ueber die Dörfer der Tlinkit-Indianer. Von Dr. Arthur Krause. Mit fünf Skizzen nach Zeichnungen des Verfassers. Ebenda, S. 334 bis 347.
9. Die Tlinkiten des südöstlichen Alaska, Vortrag von Dr. Aurel Krause. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. IX, S. 489 bis 500.
10. Reisen im südlichen Alaska. Vortrag von Dr. Arthur Krause; ebenda, Bd. X, S. 284 bis 285.
11. Die Bremer Expedition nach der Tschuktschen-Halbinsel. Von Dr. Aurel Krause. Globus, Bd. XLIII, S. 107 bis 110 und 118 bis 120.
12. Die Tlinkit. Von Dr. Aurel Krause. Globus, Bd. XLIII, N. 14 und 15.
13. Ueber die Dörfer der Tlinkit-Indianer. Vortrag von Dr. Arthur Krause. Verhandlungen der Berl. Anthrop. Ges. 1883, S. 205 bis 208.
14. Ueber die Bevölkerungsverhältnisse der Tschuktschen-Halbinsel. Vortrag von Dr. Aurel Krause; ebenda S. 224 bis 227.
15. Ueber Fischfang, Jagd und Handel bei den Tlinkit-Indianern. Vortrag von Dr. Aurel Krause; Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1884, S. 232 bis 234.
16. Das Chilcat-Gebiet in Alaska. Von Dr. Arthur Krause. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. XVIII, S. 344 bis 368. (Hierzu eine Karte Taf. IX.)

Die von uns mitgebrachten Sammlungen sind erst zum kleinsten Teil bearbeitet worden. Folgende Publikationen über dieselben sind bisher erschienen:

1. Katalog ethnologischer Gegenstände aus dem Tschuktschen-Lande und dem südöstlichen Alaska. Gesammelt von den Gebrüdern Dr. Dr. Arthur und Aurel Krause in den Jahren 1881 bis 1882. Anlage zu Heft 4, Bd. V d. dtsch. geogr. Bl. S. 1 bis 16.
2. F. Kurtz; Ueber die von den Doktoren Aurel und Arthur Krause von der Tschuktschen-Halbinsel mitgebrachte Pflanzensammlung. Dtsch. geogr. Blätter. Bd. V, S. 326 bis 327.
3. W. Peters; Ueber eine neue Art von Lagomys von der Tschuktschen-Halbinsel. Sitzungsbericht der Ges. naturforschender Freunde, 1882, S. 95 bis 96.
4. v. Martens; Ueber einige von den Gebr. Krause auf der Rückreise gesammelten Conchylien; ebenda, S. 138 bis 143.
5. Aurel Krause; Ueber einige Landschnecken von der Tschuktschen-Halbinsel und aus dem südlichen Alaska. Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde zu Berlin, 1883, S. 31 bis 37.
6. Reinhard; Ueber die von den Herren Gebr. Krause auf ihrer Reise gesammelten Pupa-, Hyalina- und Vallonia-Arten; ebenda, S. 37 bis 43.
7. Arthur Krause; Ueber quartäre Ablagerungen an der Bering-Straße. Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde zu Berlin, 1884, S. 14 bis 16.
8. G. Hartlaub; Beitrag zur Ornithologie von Alaska. Nach Sammlungen und Noten von Dr. Arthur Krause und Dr. Aurel Krause. Cabanis Journal für Ornithologie, Jahrgang 1883, S. 257 bis 286.
9. Carl Müller; Musci Tschuctschici. Botanisches Centralblatt. Bd. XVI, 1883, S. 1 bis 17.
10. A. B. Meyer; Ueber Nephrit und ähnliches Material aus Alaska. XXI. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden (1884), S. 1 bis 21.
11. Ferdinand Richters; Beitrag zur Crustaceenfauna des Berings-Meeres. Mit einer Tafel. Abhandlungen der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1884, S. 1 bis 6.

12. Arzruni; Ueber einige Mineralien aus Alaska. Schlesische Ges. für vaterländische Kultur. Sitzung der naturwissensch. Sektion vom 14. Nov. 1883.

13. S. A. Poppe; Ueber die von den Herren Dr. Arthur und Aurel Krause im nördlichen Stillen Ozean und Berings-Meer gesammelten freilebenden Copepoden. Archiv f. Naturgeschichte. L. Jahrg., 1. Bd. S. 281 bis 304, Taf. XX bis XXIV.

14. Kirchenpauer; Nordische Gattungen und Arten von Sertulariden. Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg. Bd. VIII, Abt. 1. 1884, S. 1 bis 54, Taf. XI bis XVI. (Mit Benutzung älterer Sammlungen, namentlich derjenigen Stellers.)

15. Arthur Krause; Beitrag zur Mollusken-Fauna des Bering-Meeres. Archiv f. Naturgeschichte. 1885. (Im Erscheinen.)

1. Kapitel.

Historische Uebersicht.

Periode der Entdeckungsfahrten von 1588 bis 1794: Franzisco Gali. Apokryphe Fahrten von Ferrer de Maldonado, Juan de Fuca und de Fonte. — Dritte große kamtschatkische Expedition im Jahre 1741; Bering und Tschirikow, Bericht Stellers. — Spanische, englische und französische Entdeckungsfahrten von 1774 bis 1786, Juan Perez, Bodega, Cook, La Perouse. Fahrten der Pelzhändler 1786 bis 1790, Meares, Dixon, Portlock, Douglas, Gray, Marchand — Neue Expeditionen der Spanier, 1788 bis 1791, Martinez, Fidalgo und Malaspina. — Vancouvers Aufnahme der Nordwestküste von 1792 bis 1794.

Periode der russischen Herrschaft: Bildung der Russisch-Amerikanischen Compagnie, Schelechow und Baranow. — Gründung der Niederlassungen in der Jakutat- und in der Sitka-Bai. — Ueberfälle der Tlinkit. — Gründung von Neu-Archangel nach Besiegung der Sitkas. — Unsicheres Verhältnis der Russen zu den Tlinkit. — Veränderungen in der Verwaltung nach Baranows Tode. — Zustand der Kolonie nach Lütkes und Wrangells Berichten. — Der Priester Weniaminow. — Die Pockenepidemie vom Jahre 1836. — Jahrmarkt in Neu-Archangel für die Tlinkit. — 40 Stakhins getötet. — Auflehnung der Sitkas im Jahre 1855. — Golowins Bericht.

Periode der amerikanischen Herrschaft: Verhalten der Tlinkit beim Wechsel der Regierung. — Schwankende Politik der Amerikaner. — Industrielle Unternehmungen.

Bereits im Jahre 1582 soll Franzisco Gali (Franz Gualle) auf einer Reise von Macao nach Acapulco auf die Nordwestküste von Nordamerika gestoßen sein. Er hatte vom Könige von Spanien den Auftrag bekommen, zu untersuchen, ob es wahr sei, daß eine Durchfahrt im Osten und Norden von Japan vor-

handen sei, durch welche die Südsee mit dem nördlich von Asien gelegenen Meer zusammenhinge. Gali erreichte die amerikanische Küste unter 57° 30′ und bewunderte hier die Schönheit der kolossalen Gebirge, deren Spitze mit ewigem Schnee bedeckt und deren Fuß mit schöner Vegetation geschmückt war. Mit den Eingeborenen scheint er keinerlei Berührung gehabt zu haben. Nach den Meeresströmungen schloß er mit Gewißheit darauf, daß zwischen dem Festlande von Neu-Spanien und der Tartarei oder Asien ein Kanal oder eine Straße zu finden sein müsse[1]).

Nach dieser Fahrt Galis scheinen die Spanier für fast volle zwei Jahrhunderte keinen Versuch mehr gemacht zu haben, von ihren amerikanischen Besitzungen aus nach Norden vorzudringen. Die Lücke wird nur ausgefüllt durch einige phantastische Berichte über große Seereisen, die hier deshalb erwähnt werden mögen, weil sie den Anstoß zu den großartigen Unternehmungen am Ende des 18. Jahrhunderts gegeben haben.

Im Jahre 1588 will ein Portugiese, Lorenzo Ferrer de Maldonado, vom Atlantischen Ozean aus durch die Straße Anian in den Großen Ozean gesegelt sein.

In das Jahr 1592 wird die mythische Reise des griechischen Piloten John oder Juan de Fuca versetzt, der zwischen dem 47. und 48. Breitengrade in einen breiten Meeresarm geraten sein soll, welcher ihn in eine weite See führte, in der er 20 Tage lang segelte.

Im Jahre 1640 endlich sollte der spanische Admiral de Fonte, de Fonta oder de Fuentes in einem von ihm St. Lazarus genannten Archipel 260 Leguas weit in viel gewundenen Kanälen gesegelt sein, bis er am 14. Juni zu einem Flusse kam, den er Rio de los Reyes nannte. Dieser führte ihn in ein Binnenmeer, aus dem er in Booten durch einen andern Fluß in Gewässer kam, die von Schiffen aus dem Atlantischen Ozean besucht wurden.

Die ersten bestimmten Nachrichten über den von den Tlinkit bewohnten Küstenstrich, d. h. die Nordwestküste von Amerika zwischen dem 54. und 60. Grade nördl. Br. stammen aus dem Jahre 1741. In diesem Jahre kam die sogenannte dritte große

[1]) Humboldt III, 248; Grewingk 374.

kamtschatkische Expedition unter dem Befehle des Dänen Vitus Bering zur Ausführung, deren Ziel die Aufsuchung des amerikanischen Kontinents war. Am 15/4. Juni des Jahres 1741 verließ Bering in dem Schiffe St. Peter und sein Gefährte Tschirikow in St. Paul die Awatscha-Bucht an der Küste von Kamtschatka. Durch einen Sturm wurden beide Schiffe am 1. Juli/20. Juni von einander getrennt. Tschirikow erreicht zuerst die amerikanische Küste und am 26./15. Juli geht er an derselben unter ca. 55° nördl. Breite vor Anker. Ein Boot mit 10 Mann unter dem Befehl des Steuermanns Abraham Dementiew wird vom Schiffe ans Land geschickt, kommt aber nicht zurück; nach zwei Tagen werden weitere 10 Mann in einem anderen Boote gesandt, welche gleichfalls nicht zurückkehren. Dagegen nähern sich nun die Eingeborenen in zwei vollbemannten Canoes, „aga, agai“ schreiend. Als sie aber die Russen auf dem Verdeck des Schiffes in Bereitschaft stehen sehen, rudern sie eiligst nach dem Lande zu, ohne sich wieder blicken zu lassen. Da Tschirikow kein Boot mehr zur Verfügung hatte, mußte er die Gefährten ihrem Schicksal überlassen. Am 7. Aug. / 27. Juli trat er die Heimreise an und am 20./9. Oktober langte er wieder in der Awatscha-Bucht an; am folgenden Tage starb, noch im Hafen, der Astronom der Expedition, Louis de l'Isle de la Croyère, der Bruder des berühmten Geographen Guillaume de l'Isle de la Croyère.

Wenige Tage später als Tschirikow, am 29./18. Juli sah Bering Land, und am 31./20. Juli, dem Eliastage des Jahres 1741, ging er unter ca. 60° an einer Insel vor Anker, zwischen zwei Kaps, welche er St. Elias und Hermogenes nannte. Doch nur einen Tag verweilte man hier, da die vorgerückte Jahreszeit den durch Krankheit niedergebeugten Kommandeur zur eiligen Rückkehr bestimmte. Mit Mühe erlangte unser Landsmann Georg Wilhelm Steller, der als Arzt und Naturforscher an der Expedition teilnahm, die Erlaubnis, mit den Wasserholern ans Land zu gehen. Die wenigen ihm zur Verfügung stehenden Stunden wurden von ihm fleißig dazu benutzt, die Natur des langersehnten, unbekannten Landes kennen zu lernen. Aus dem interessanten Bericht über seine Wahrnehmungen, der in dem von Pallas veröffentlichten Tagebuche enthalten ist, gebe ich die folgende Stelle dem Wortlaut nach: „Sobald ich unter der Bedeckung

und Hülfe von meinem einigen Koſaken auf der Inſel war und wohl einſah, daß die Zeit teuer und koſtbar ſei, wendete ich alle Vorteile an, um in möglichſter Eile ſo viel zu thun, als mir möglich war. Ich richtete meinen Weg gegen das feſte Land zu, um Menſchen und Wohnungen zu entdecken. Kaum war ich eine Werſt lang dem Ufer hingegangen, als ich auf einer Stelle Kennzeichen von Einwohnern und ihrer Beſchaffenheit antraf. Ich fand unter einem Baume einen alten abgehauenen Stamm, wie ein Trog ausgehöhlt, darinnen die Wilden vor ein paar Stunden, in Ermangelung an Keſſel und Geſchirr, nach vormaliger kamtſchadaliſcher Art, Fleiſch mit glühenden Steinen gekocht hatten, und lagen Knochen, welche, einigen Merkmalen nach, mit dem daran befindlichen Fleiſch am Feuer waren gebraten worden, ſo wie ſie geſeſſen hatten, herum. Ich ſah an den Knochen deutlich, daß ſie von keinem See-, ſondern von einem Landtier geweſen, und dünkte mich ihrer Geſtalt und Größe nach ſie vor Renntierknochen erklären zu können, ohngeachtet dergleichen Tiere auf der Inſel nicht zu ſehen und vermutlich vom feſten Lande hierher gebracht worden waren. Außerdem lagen Ueberbleibſel von Jukola oder getrockneten Fleiſchbrocken umher, dergleichen auf Kamtſchatka bei allen Mahlzeiten ſtatt des Brotes dienen müſſen. Auch ſah man eine große Menge Schalen von ſehr großen Jakobsmuſcheln, über 8 Zoll breit, wie auch blaue Muſcheln, denen auf Kamtſchatka befindlichen ähnlich, ſo ohne Zweifel nach hieſiger Art roh mochten verzehrt worden ſein. In verſchiedenen Schalen fand ich völlig nach kamtſchatkiſcher Art zubereitetes ſüßes Kraut, wie in Schüſſeln liegen, auf welches man Waſſer gegoſſen zu haben ſchien, um die Süßigkeit auszuziehen. Nun entdeckte ich noch neben einem Baume, worauf noch die friſchen Kohlen befindlich waren, auch ein hölzernes Feuerzeug, von eben der Beſchaffenheit, wie die auf Kamtſchatka gebräuchlichen zu ſein pflegen. Der Zunder aber, den die Kamtſchadalen von einer Grasart machen, war hier verſchieden, und eine Art Quellenmoos (Alga fontinalis), welches von der Sonne weiß gebleicht war, und wovon ich Proben zum Verſchicken beibehalten habe.“

Aus allen dieſen Beobachtungen glaubt nun Steller ſchließen zu müſſen, daß die Anwohner dieſer Küſte mit den Kamtſcha-

dalen einer Herkunft seien, und hierin sieht er eine weitere Bestätigung seiner Ansicht, daß Amerika sich in etwas nördlicheren Breiten dem asiatischen Kontinent bedeutend nähern müsse.

Auf seiner Wanderung trifft er dann noch hier und da auf abgehauene Baumstämme, die durch viele stumpfe Hiebe, mutmaßlich mit steinernen oder knöchernen Beilen, gefällt worden waren; auch sieht er viele Bäume unlängst ihrer Rinde beraubt. Ein kleiner Fußpfad führt ihn an einen mit abgeschnittenem Grase bedeckten Ort.

Er fährt dann fort:

„Ich räumte sogleich das Gras weg und fand darunter ein Verdeck von Steinen; nachdem auch dieses beiseite geschafft war, kamen wir auf Baumrinden, welche in ein längliches Quadrat von 3 Faden in die Länge und 2 in die Breite über Stangen gelegt waren. Diese bedeckte einen 2 Faden tief gegrabenen Keller, darinnen folgende Dinge befindlich waren:

1. Lukoschen oder aus Baumrinde gemachte Gefäße, 1½ Ellen hoch, so alle mit geräuchertem Fisch von einer kamtschadalischen Lachssorte, die in Ochotsk auf Tungusisch „Sterka“, auf Kamtschatkisch aber mit dem allgemeinen Namen „Krasna ryba“ genannt wird, angefüllt waren;

2. eine Partie Slatka Trawa oder Süßkraut, woraus auf Kamtschatka Branntwein gebrannt wird, dergestalt reinlich und wohl zugerichtet, daß ich sie nicht auf Kamtschatka so gut gesehen, wie sie denn auch die kamtschatkische an Geschmack weit übertraf;

3. verschiedene Sorten von Gras, von der Rinde wie Hanf gesäubert, welches ich vor Nesseln hielt, die hier im Ueberfluß wuchsen und vielleicht eben, wie auf Kamtschatka, zu Fischnetzen gebraucht werden;

4. getrockneter innerer Rindenbast von Lärchen- oder Fichtenbäumen in Rollen zusammengewickelt und getrocknet, dergleichen nicht allein in Kamtschatka, sondern durch ganz Sibirien, ja auch in Rußland bis nach Chlynow und sonst an der Wjatka im ereignenden Notfall vor Hunger genossen werden;

5. große Packen Riemen von Seekraut, so von ungemeiner Stärke und Festigkeit bei angestellten Proben gefunden wurde.

Unter diesen fand ich auch einige Pfeile, so an Größe die kamtschatkischen weit übertrafen und denen Pfeilen der Tungusen und Tataren nahe kamen, sehr glatt geschabt und schwarz gestrichen, daß man allerdings eiserne Instrumente und Messer bei ihnen vermuten sollte."

Steller berichtet dann noch, daß der Meister (Steuermann) Chytrew, der mit dem großen Boot ans Land gegangen war, eine aus Holz erbaute Wohnung angetroffen habe, deren Wände so glatt gewesen wären, daß es schien, als ob sie mit einem schneidenden Werkzeuge behobelt worden seien. Aus dieser Wohnung habe er verschiedene Wahrzeichen mitgebracht: „ein hölzernes Geschirr, wie es in Rußland aus Lindenrinde gefertigt und statt eines Kastens gebraucht wird; einen Stein, der vielleicht in Ermangelung besserer, zum Wetzen gedient und auf welchem Streifen von Kupfer zu sehen waren, als wenn die Wilden gleich den vormaligen sibirischen Nationen schneidende Werkzeuge von Kupfer führten; ferner eine hohle Kugel von hartgebranntem Lehm von etwa zwei Zoll im Durchschnitt, mit einem darin verschlossenen Klappersteinchen, welche ich für einen Zeitvertreib der kleinen Kinder hielt, und endlich ein Handruder und den Schwanz von einem grauschwarzen Fuchs[1])."

Es hat nicht mit völliger Sicherheit festgestellt werden können, an welcher Stelle Bering landete. Früher glaubte man allgemein auf Vancouvers Autorität hin, daß die Landung in der Jakutat-Bai geschehen sei, die denn auch von Vancouver den Namen Berings-Bai erhielt. Neuere Untersuchungen machen es jedoch wahrscheinlicher, daß Bering in der Nähe des Kupferflusses bei Kap Suckling an der Kajak- (Kaye-) oder an der Wingham-Insel vor Anker ging.

Auch über die genaue Lage der von Tschirikow erblickten Küste ist man im Ungewissen[2]).

Am 1. August / 21. Juli stach Bering wieder in See; da er nunmehr einen etwas nördlicheren Kurs einhielt, geriet er zwischen verschiedene Inseln, landete auch auf einigen, ohne sie jedoch näher zu erforschen. Am 13. August starb der erste Mann der Besatzung, welcher auf einer der nach ihm benannten

[1]) Pallas V, 155 bis 167.

[2]) Grewingk 382 bis 384; Baer, Beiträge XVI.

Schumagin-Inseln beerdigt wurde. Am 15./4. November sah man Land, nicht wie man anfänglich vermutet und gehofft hatte, die Küste von Kamtschatka, sondern ein ödes Felseneiland, das nachmals zur Erinnerung an den Kommandeur Bering-Insel getauft wurde. Die durch Stürme und Skorbut hart mitgenommenen Seefahrer entschließen sich, hier zu überwintern; das verankerte Schiff zerschellt jedoch während eines Sturmes an der Felsenküste, und Bering erliegt am 19./8. Dezember seinen Leiden. Der Rest der Mannschaft aber, durch den Ueberfluß an Seesäugetieren vor Nahrungsmangel bewahrt, übersteht die Beschwerden der Ueberwinterung und kehrt in dem folgenden Jahre auf einem aus den Trümmern des gestrandeten Schiffes erbauten Boote nach Kamtschatka zurück.

So endete diese jahrelang vorbereitete und mit einem für damalige Zeiten enormen Aufwande von Geld- und Menschenkräften ausgerüstete Expedition. Ihre unmittelbaren Resultate waren gering, nicht so die Folgen, welche sich an sie knüpften. Durch die Berichte, welche die heimgekehrten Seefahrer von dem Pelzreichtum der neu entdeckten Länder machten, wurden russische Kaufleute zu zahlreichen Handelsunternehmungen veranlaßt, welche von Ochotsk ausgehend, sich zunächst nur auf die Aleuten beschränkten, dann aber von Insel zu Insel weiter nach Osten bis zur Halbinsel Aliaska und den benachbarten Küsten des amerikanischen Festlandes ausgedehnt wurden. Promyschlenniks wurden diese Händler genannt. Die gefährliche Seefahrt wagten sie ohne Kompaß mit kleinen, gebrechlichen Fahrzeugen, bei denen mitunter die Planken an die Rippen nur gebunden und die Fugen mit Moos verstopft waren, weshalb sie auch „Schitiken" oder genähte Schiffe hießen. Zwei bis drei Jahre dauerte gewöhnlich eine Fahrt[1]). Bereits 1761 überwinterte Puschkarew an der Küste des amerikanischen Kontinents, im falschen Paß an der Halbinsel Aliaska. Ehe jedoch die Russen auf diesem Wege das Gebiet der Tlinkit erreichten, waren Seefahrer anderer Nationen von Süden her in dasselbe vorgedrungen, ohne freilich dauernde Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen.

Das Vorgehen der Russen hatte die Eifersucht der spanischen

[1]) Greenhow 135.

Regierung rege gemacht, und nachdem man fast zwei Jahrhunderte lang den nördlich von Californien gelegenen Küsten keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, bewirkte jetzt mit einem Male die Besorgnis, daß fremde Mächte sich daselbst festsetzen möchten, die Absendung einer Reihe von Expeditionen, durch die man sich über die Ausbreitung der russischen Herrschaft aufzuklären bemühte und sein angebliches Recht auf den noch unbesetzten Küstenstrich zu wahren suchte.

Im Jahre 1774 wurde Juan Perez mit der Korvette Santiago von dem Hafen St. Blas aus nach Norden gesandt[1]). Er gelangte bis zur Nordspitze der Königin Charlotte-Inseln und entdeckte hier am 20. Juli die Insel Margarita und die Meerenge, welche die Prince of Wales-Insel von der Königin Charlotte-Insel scheidet. — Auf der Rückkehr ging er in dem durch den nachmaligen Aufenthalt Cooks so bekannt gewordenen Hafen von Nutka an der Vancouver-Insel vor Anker, woselbst ihm verschiedene Dinge von den Eingeborenen gestohlen wurden, ein Umstand, welcher die Auffindung europäischer Fabrikartikel durch Cook erklärt. Nach achtmonatlicher Fahrt langten die Seefahrer wieder in dem Hafen von Monterey an.

Im Jahre 1775 sandten die Spanier eine neue Expedition von 3 Schiffen unter dem Befehle des Kapitäns Bruno Heceta nordwärts. Durch einen Sturm werden die Schiffe von einander getrennt, Heceta kehrt zurück, Juan Francisco de la Bodega y Quadra mit dem Piloten Maurelle setzt dagegen die Reise in seinem kleinen Schoner, der Sonora, fort. Ein schweres Mißgeschick befiel den Schoner am 14. Juli unter dem 47. Breitengrade. Sieben wohl bewaffnete Leute, die in einem Boote ans Land geschickt worden waren, wurden bei der Landung von den Eingeborenen überfallen und getötet. Die Indianer machten auch Miene, das Schiff selber zu nehmen; den ganzen Tag lang umringten sie es in großen Scharen.

Bei der Weiterfahrt sahen dann die Spanier am 16. August einen schönen, mit Schnee bedeckten Kegelberg, den sie San Jacinto nannten, weil er am Tage des heiligen Hyacinth entdeckt wurde. Dies ist der von Cook zwei Jahre später Edgecumbe

---

[1]) Humboldt III, 251 bis 252, Greenhow 115.

getaufte Berg auf der Krusow-Insel bei Sitka. Die nördlich davon sich öffnende Bucht wurde von den Spaniern de los Remedios genannt, die südliche, der jetzige Sitka-Sund, Guadelupe. Die Spanier landeten hier, um von dem Lande unter den damals üblichen Ceremonien Besitz zu ergreifen. Hierbei wurden sie von einer Schar von Eingeborenen umringt, die wilder und entschlossener zu sein schienen, als die irgend eines anderen Teiles der Küste, und auch sehr bestimmte Begriffe von ihrem Rechte auf das Land hatten. Sie zwangen die Spanier, nicht nur für die Fische, die sie brachten, zu zahlen, sondern auch für das Wasser, welches jene selber holten; das Kreuz und andere Merkzeichen der Besitzergreifung wurden sofort, nachdem sie das Land verlassen hatten, unter Zeichen des Unwillens von den Eingeborenen wieder entfernt.

Bodega setzte dann noch seine Reise bis zum 58. Breitengrade fort, dann aber mußte er, da die Mannschaft durch Ermüdung und Krankheit geschwächt war, und die Winde an Stärke zunahmen, die Rückreise antreten. Auf derselben erforschte er noch eine unter 55½° gelegene, ausgedehnte Bucht, welche den Namen Bucareli-Hafen erhielt, während die Straße zwischen der Prince of Wales-Insel und dem Kap Margarita, bis zu welchem Perez gekommen war, Entrada de Perez genannt wurde. Am 20. November langten die Seefahrer wieder in St. Blas an[1].

Zwei Jahre später, im Jahre 1778, fährt Cook[2]) derselben Küste entlang, um die Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt in das Atlantische Meer zu erforschen, deren Existenz damals noch von vielen Geographen auf Grund der fabelhaften Reiseberichte von Maldonado, Fuca und de Fonte angenommen wurde. Ende März landet Cook, von den Sandwich-Inseln kommend, im Nutka-Sund an der Westküste von Vancouver; von hier nordwärts gehend, sieht er am 1. März den von Bodega San Jacinto genannten Berg, welchen er Mt. Edgecumbe tauft, entdeckt am 3. März den Croß-Sund und erblickt am 4. März Mt. St. Elias. Seiner Instruktion gemäß, die ihn zur Erforschung der Küste in höheren Breiten verpflichtete, versuchte er

---

[1]) Nach Maurelles Tagebuch in Pallas, Neue nord. Beiträge III, 198 bis 273.
[2]) Greenhow 117 bis 124.

nirgends eine Landung; Stürme und Nebel rauben ihm tagelang den Anblick der Küste, sodaß er ihre Zerrissenheit nicht wahrnimmt. Erst im Prinz Wilhelm-Sund und Cooks Inlet beginnt er die genauere Erforschung der amerikanischen Küste.

Im Jahre 1779 geht eine neue spanische Expedition unter Arteaga und Bodega nordwärts bis in Prinz Wilhelm-Sund, bei welcher der Hafen Bucareli näher erforscht wird. Ueber diese Reise jedoch, ebenso wie über die früheren und späteren der Spanier, existieren nur höchst dürftige Berichte, da die spanische Regierung aus kleinlicher Eifersucht die gemachten Entdeckungen geheim hielt. Ausführlichere Nachrichten, namentlich auch über die Eingeborenen, erhalten wir erst durch La Perouse, der im Jahre 1786 auf seiner von Ludwig XVI. unter großen Erwartungen und mit vielen Kosten ausgerüsteten Expedition von den Sandwich-Inseln kommend, die amerikanische Küste in der Nähe des Eliasberges berührte und dann in einem Hafen unter dem 58. Breitengrade, den er „Port des Français“ nannte, der jedoch auf den Karten meist den einheimischen Namen „Lituja-Bai“ führt, vor Anker ging. Hier blieb er vom 4. bis 30. Juli, mit der Ausbesserung seiner Schiffe beschäftigt und beständig in lebhaftem Verkehr mit den Eingeborenen, die, wie es schien, noch niemals mit Weißen in Berührung gekommen waren. In dem Tauschhandel, der sofort organisiert wurde, und in welchem die Indianer zum Erstaunen von La Perouse eine große Gewandtheit an den Tag legten, war Eisen der begehrteste Artikel. Doch war es ihnen bereits wohl bekannt; fast alle trugen einen eisernen Dolch in lederner Scheide um den Hals, und nur hin und wieder war die Klinge von Kupfer, welches letztere Metall dagegen häufig zu allerlei Zieraten angewandt wurde. Ein sehr ungünstiges Bild entwirft La Perouse von dem Charakter und den Sitten der Eingeborenen, während er ihre geistige Befähigung und ihre Kunstfertigkeit anerkennen muß. „Ihre Künste,“ sagt er, „sind ziemlich weit getrieben und ihre Bildung hat in dieser Rücksicht große Fortschritte gemacht; aber diejenige, welche die Sitten verfeinert, die Wildheit besänftigt, ist noch in ihrer Kindheit. Ihre Lebensart, welche jede Unterordnung ausschließt, macht, daß sie beständig von Furcht oder Rache beunruhigt werden; hitzig und jähzornig habe ich sie

unaufhörlich mit dem Dolche in der Hand wider einander gesehen. In Gefahr, während des Winters vor Hunger zu sterben, weil die Jagd nicht glücklich sein kann, sind sie während des Sommers im größten Ueberfluß, indem sie in weniger als einer Stunde die zur Unterhaltung ihrer Familie nötigen Fische fangen können; müßig während des übrigen Tages, verbringen sie ihn mit Spiel, für welches sie eine so heftige Leidenschaft haben, wie manche Bewohner unserer großen Städte; dieses ist die große Quelle ihrer Streitigkeiten. Ich würde ohne Furcht ankündigen, daß dieses Volk sich ganz zernichten würde, wenn es mit allen diesen zerstörenden Lastern noch das Unglück verbände, den Gebrauch irgend eines berauschenden Getränkes zu kennen."

„Inder waren in ihren Pirogen unaufhörlich um unsere Fregatten; sie verbrachten hier 3 bis 4 Stunden, ehe sie den Tausch einiger Fische oder etlicher Häute von Fischottern anfingen. Sie ergriffen alle Gelegenheiten, uns zu berauben; sie entrissen das Eisen, welches leicht wegzunehmen war, und sie untersuchten überhaupt, durch welche Mittel sie während der Nacht unsere Wachsamkeit täuschen konnten. Ich ließ die Hauptpersonen an Bord meiner Fregatte kommen, ich überhäufte sie mit Geschenken, und eben diese Menschen, welche ich soeben auszeichnete, verschmähten niemals den Raub eines Nagels oder eines alten Strumpfes. Wenn sie eine lachende und sanfte Miene annahmen, so war ich gewiß, daß sie etwas geraubt hatten, und sehr oft that ich, als ob ich es nicht bemerkte."

„Ich hatte ausdrücklich empfohlen, die Kinder mit Liebkosungen und mit kleinen Geschenken zu überhäufen; die Eltern waren unempfindlich bei diesem Zeichen von Wohlwollen, welches ich in allen Ländern für allgemein hielt; der einzige Gedanke, welchen es bei ihnen erweckte, war dieser, daß sie bei ihrem Verlangen, ihre Kinder zu begleiten, wenn ich sie an Bord kommen ließ, eine Gelegenheit haben würden, uns zu berauben; und zu meiner Belehrung machte ich mir öfters das Vergnügen, den Vater den Augenblick benutzen zu sehen, wo wir am meisten mit seinem Kinde beschäftigt zu sein schienen, um unter seiner Felldecke alles, was ihm unter die Hände kam, zu verbergen"[1]).

---

[1]) La Perouse 159.

Die von La Perouſe beſuchte Niederlaſſung ſchien nur Sommerwohnungen zu enthalten, die nur auf der dem Winde zugekehrten Seite geſchloſſen waren, und den Indianern, die zum Fiſchfange in die Bucht geeilt waren, ein notdürftiges Obdach gewährten. Eine lebhafte Schilderung entwirft er von dem gräßlichen Schmutz, der dieſe Hütten und ihre nächſte Umgebung erfüllte, und von der Unempfindlichkeit der Eingeborenen gegen denſelben, wie auch von ihrer eigenen Unſauberkeit[1]).

Während ſeines Aufenthaltes im Hafen hatte La Perouſe das Unglück, zwei ſeiner Boote mit 21 Mann zu verlieren, die bei einer Aufnahme der Bucht in die ſtarke Ebbeſtrömung am Eingange hineingeriſſen wurden und in derſelben umſchlugen.

Auf ihrer Heimreiſe ſind dann beide Schiffe der Expedition, Aſtrolabe und Bouſſole, zu Grunde gegangen, nachdem bereits vorher der Kommandeur Delangle und der Naturforſcher Lamanon in einem Gefechte mit den Eingeborenen den Tod gefunden hatten. Zuletzt waren die Schiffe in der Botany-Bai geſehen worden; über ihr weiteres Schickſal wurde man erſt im Jahre 1827 durch den Bericht des engliſchen Kapitäns Dillon aufgeklärt, welcher Reſte der geſcheiterten Schiffe an der Sta. Cruz-Inſel fand. Durch eine franzöſiſche Expedition unter dem Kommando von Dumont d'Urville wurden dieſe Angaben beſtätigt und weitere Spuren der Expedition entdeckt. Nach den Angaben der Eingeborenen ſollen die dem Schiffbruch Entronnenen verſucht haben, ein anderes Schiff zu bauen, aber ſämtlich vor Vollendung desſelben eines natürlichen Todes geſtorben ſein.

Nur ein einziger der Teilnehmer kehrte glücklich in ſeine Heimat zurück, Jean Baptiſte Barthélemy Baron de Leſſeps, welcher als ruſſiſcher Dolmetſcher die Expedition begleitet hatte und dann mit dem Berichte des Kommandeurs von Kamtſchatka aus über Land die Heimreiſe ausführte.

Nachdem Cook am 16. Februar 1779 von den Sandwich-Inſulanern getötet worden war und auch ſein Nachfolger Clerke, der nochmals durch die Bering-Straße in das Eismeer vorgedrungen war, einem Bruſtleiden erlegen war, hatten die Kapitäne Gore und King die Expedition in die Heimat geführt. Auf

[1]) La Perouſe 162.

der Rückfahrt waren sie im Hafen von Macao in China gelandet, woselbst die Mannschaft das an der nordamerikanischen Küste von den Eingeborenen gegen wertlose Kleinigkeiten eingehandelte Pelzwerk zu einem hohen Preise an die Chinesen verkaufte. Besonders wurden die Felle der Seeottern geschätzt, und dieser Umstand veranlaßte Kapitän King, der nach seiner Rückkehr das Reisewerk herausgab, seine Landsleute auf die günstige Gelegenheit zu einem gewinnbringenden Handel aufzufordern. Dieser Appell an den englischen Unternehmungsgeist war nicht vergeblich. Sofort wurden Handelsgesellschaften gegründet, und nach wenigen Jahren bereits sehen wir von China, von Calcutta, Bombay, ja von England selbst, wie auch von der jungen Republik der Vereinigten Staaten Schiffe nach der Nordwestküste von Amerika gehen, welche nicht bloß den Spuren der oben erwähnten Entdeckungsfahrer folgen, sondern neue Wege und neue Lokalitäten aufsuchen, woselbst unverminderter Reichtum an Pelztieren und nicht gesteigerte Ansprüche der Eingeborenen die größten Erfolge verhießen. Eine ganze Reihe von Reisebeschreibungen giebt uns Kunde von den Entdeckungen dieser Händler; die Geographie von Nordwest-Amerika erfährt durch dieselben wesentliche Bereicherungen, über die Bevölkerung jedoch erhalten wir nur sehr lückenhafte Nachrichten, höchstens über einige augenfällige Eigentümlichkeiten der Körperbeschaffenheit und der Tracht, sowie über ihr Verhalten beim Handel werden wir genauer unterrichtet. Allgemein sind die Klagen über die geringe Zuverlässigkeit der nördlichen Indianer, über ihre Neigung zu Diebstählen und selbst zu Gewaltthätigkeiten, falls sie die Stärkeren zu sein glauben. Die anfängliche Geneigtheit, für wenige Stücke Eisen die wertvollen Felle hinzugeben, macht bald einer wählerischen Stimmung Platz. Nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich variiert das Verlangen, hier sind es Tohis [1]), dort Perlen, dort wieder zinnerne oder kupferne Kessel, Messer, Beile oder Aexte, die begehrt werden. Sehr bald kommen auch wollene Decken als Handelsartikel in

---

[1]) Tohi hießen auf den Sandwich-Inseln die aus Nephrit oder Jadeit hergestellten Steinäxte. Da bei diesen das Blatt quer zum Stiele gestellt ist, so ließen auch die Händler für den Handel mit den Eingeborenen dergleichen einem Hobeleisen ähnliche Aexte verfertigen, welchen sie den Namen „Tohi“ beilegten. (Forster II, 35. Anm.)

Aufnahme, die den Erſatz für die abgegebenen Tierfelle, aus denen früher ihre Kleidung beſtand, bilden müſſen.

In Folgendem ſollen die wichtigſten derjenigen Handelsfahrten aus dieſer Zeit, die bis zum Alexander-Archipel ausgedehnt wurden, in chronologiſcher Folge aufgezählt werden.

Im Jahre 1786 ſegelten die Kapitäne Lowrie und Guiſe mit zwei Schiffen, „Cook“ und „Experiment“, von Bombay nach Nutka und von da längs der Küſte nach Prinz Wilhelm-Sund. Die Küſten der Königin Charlotte-Inſeln wurden von ihnen zuerſt wahrgenommen.

In demſelben Jahre gehen die Kapitäne Meares und Tipping mit zwei Schiffen, „Nutka“ und „Seeotter“, von Calcutta aus nach der Nordweſtküſte. Nachdem Meares erſt nach den Aleuten geſegelt war, geht er durch die Straße zwiſchen der Inſel Kadiak und dem Feſtlande in den Cook-Fluß (Cooks Inlet), von dort in den Prinz Wilhelm-Sund, woſelbſt er während einer harten Ueberwinterung 23 Mann, die Hälfte ſeiner Mannſchaft, durch den Skorbut verliert. Im Frühjahr 1787 ſegelt er dann nach Süden, der Küſte entlang. Als er ſich in der Nähe des Mt. Edgecumbe dem Lande nähert, wird er von zahlreichen Eingeborenen beſucht, die durch den Gebrauch hölzerner Canoes und durch den eigentümlichen Lippenſchmuck der Weiber ſich von den Bewohnern des Prinz Wilhelm-Sundes unterſchieden. Von Nutka kehrt Meares über die Sandwich-Inſeln nach Macao zurück; ſein Reiſegefährte Tipping dagegen mit der „Seeotter“ blieb verſchollen, nachdem er zuletzt im Prinz Wilhelm-Sund geſehen worden war.

Im Jahre 1785 bildete ſich in England eine Geſellſchaft, die König Georg Sund-Compagnie, an deren Spitze die Gebrüder Etches ſtanden, welche zwei Schiffe ausrüſtete, die „Queen Charlotte“ und den „King George“, erſteres unter Führung von Kapitän Dixon, letzteres von Nathaniel Portlock, der zugleich der Leiter der ganzen Unternehmung war. Beide Männer hatten bereits Cook auf ſeiner letzten Reiſe begleitet. Die Schiffe begeben ſich nach der Umſegelung von Kap Horn zunächſt nach den Sandwich-Inſeln, von dort im Jahre 1786 nach Cooks Inlet, woſelbſt ſie eine von Ruſſen gebildete Jagdpartie der Kadiak-Indianer antreffen. Von hier gehen ſie ſüdwärts bis

Nutka, indem widrige Winde stets ihre Versuche, die Küste anzulaufen, vereiteln. Durch den Erfolg der Reise keineswegs zufriedengestellt, nehmen sie ihren Winteraufenthalt auf den Sandwich-Inseln, welche seit ihrer Entdeckung durch Cook für die im Stillen Meere kreuzenden Schiffe stets den beliebtesten Ruheplatz und Verproviantierungsort bilden.

Im Jahre 1787 gehen beide Schiffe nochmals nach Norden. Im Prinz Wilhelm-Sund, woselbst sie die „Nutka" mit Kapitän Meares antreffen und durch Ueberlassung frischer Lebensmittel aus ihrer Notlage befreien, trennen sich beide Schiffe, um allein ihr Heil zu versuchen; Dixon geht südwärts und landet zunächst in der Jakutat-Bai (von ihm Admiralit**y** Bay genannt) in einem Hafen, den er Port Mulgrave nennt, und in welchem er zahlreiche Eingeborene in elenden Sommerhütten antrifft. Entgegen seinen anfänglichen Erwartungen vermag er hier nur wenige Felle einzuhandeln. Erst nach zehntägigem Aufenthalte entdeckte er aber, daß der geringe Vorrat, welchen die Eingeborenen besaßen, völlig erschöpft war; durch die Art, wie die Indianer den Handel betrieben, war er hierüber völlig getäuscht worden. „Vier oder fünf Leute," sagt er in seiner Reisebeschreibung, „kommen in einem Canoe an die Seite des Schiffes und warten wohl eine Stunde, ehe sie sich nur im mindesten merken lassen, daß sie etwas zu verkaufen haben. Dann geben sie mit einem bedeutsamen Achselzucken oder anderen Geberden zu verstehen, daß sie etwas von Wert zum Handel mitbringen, und verlangen das, was man ihnen dagegen zu geben willens ist, zu sehen, und dies noch vorher, ehe sie ihre Waren vorzeigen. Sollte ihnen dieser Kunstgriff nicht glücken, so holen sie nach vieler Ueberlegung ihre Waren hervor, die dann in wenigen schlechten und alten Seeotterfellen bestehen. Und auch dann geht viele Zeit hin, ehe der Handel geschlossen wird, sodaß man oft den ganzen Tag braucht, um nur wenige Kleinigkeiten zu erhalten" [1]).

Die Zahl der Eingeborenen in der Bai schätzte Dixon auf etwa 70. Er fand sie wohlgestaltet, die Gesichtszüge eines Mädchens, das dazu bewogen war, sich von Farbe und Schmutz zu reinigen, sogar nach englischen Begriffen schön, bis auf die

---

[1]) Forster II, 110.

Entstellung durch den Lippenpflock. Von ihren Sommerwohnungen entwirft auch er kein freundliches Bild. „Elendere Hütten, als ihre Wohnungen", schreibt er, „kann man sich kaum denken. Einige ohne alle Ordnung oder Regelmäßigkeit in die Erde gesteckte Pfähle, die mit unbefestigten Brettern eingeschlossen und bedeckt sind, machen eine solche Hütte aus, die nun weder vor Regen noch vor Schnee schützen kann. Indessen dienen die vielen Ritzen und Spalten in diesen Hütten, den Rauch hinaus zu lassen, weil dafür keine besondere Oeffnung gemacht wird. Das Inwendige dieser Hütten ist ein vollständiges Bild von Kot und Schmutz, Trägheit und Faulheit. In einen Winkel werden die Knochen und alles das, was von den Mahlzeiten der Bewohner übrig bleibt, hingeworfen; in einem anderen liegen Haufen von Fischen, Stücke von stinkendem Fleisch, Fett, Oel u. s. w."

Nachdem Dixon Port Mulgrave verlassen hatte, landete er unter dem 57. Breitengrade in einer Bucht, welche er Norfolk-Sund nennt. Er findet hier die gleiche Bevölkerung wie in der Admiralitäts-Bai; ihre Zahl schätzt er auf höchstens 450 Köpfe. Der Handel wird von Seiten der Eingeborenen mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Feierlichkeit betrieben. Jeden Morgen mit Tagesanbruch kommen sie an das Schiff und über $^1/_2$ Stunde bringen sie mit Singen zu, ehe sie das Geschäft beginnen. Zur Mittagszeit verlassen sie dann wiederum das Schiff, um am Ufer ihr Mahl einzunehmen, kehren jedoch nach einer Stunde wieder zurück. Gegen Abend, wenn der Handel vorüber ist, werden aufs neue Gesänge angestimmt, und erst mit Einbruch der Nacht scheiden sie vom Schiffe.

Bei der Weiterfahrt nach Süden landet Dixon zunächst in einer Bucht unter $56^1/_2{}^0$ nördl. Breite, ohne jedoch irgend welche Spuren von Eingeborenen wahrzunehmen. Erst an der Küste der von ihm benannten Königin Charlotte-Inseln trifft er wieder auf eine zahlreiche Bevölkerung, die, wie es schien, mit Händlern noch nicht in Berührung gekommen war und ihren großen Vorrat von Seeotter- und Biberfellen leicht und schnell weghandelte. Mit seinen Handelserfolgen sehr zufrieden, kehrt Dixon dann über die Sandwich-Inseln und China nach England zurück.

Kapitän Portlock indessen hatte sich nach seiner Trennung von Dixon bis zum 25. Juli in Cooks Inlet und im Prinz

Wilhelm-Sund aufgehalten, dann aber seinen Kurs gleichfalls nach Süden gerichtet, bis er südlich vom Croß-Sunde einen Hafen fand, den er Portlock-Hafen nannte, und in welchem er vom 4. bis 22. August vor Anker blieb. Um das Mißtrauen der Eingeborenen zu verscheuchen, muß er sich zu dem Gebrauche bequemen, eine Geißel zu ihnen ans Land zu schicken, wogegen die Indianer zwei oder mehrere der ihrigen auf dem Schiffe lassen. Auch er findet die Zahl der einheimischen Bevölkerung sehr gering. Die Häufigkeit von blatternarbigen Gesichtern läßt ihn vermuten, daß die Pocken die Bevölkerung vermindert haben, und aus dem Umstande, daß an Kindern unter 12 Jahren keine Spuren zu sehen waren, glaubt er schließen zu dürfen, daß die schreckliche Krankheit durch die Spanier, welche 1775 in den nur wenig südlicher gelegenen Häfen Guadelupe und de los Remedios geankert hatten, eingeschleppt sei und in dem genannten Jahre bis zum Eintritt des Winters gewütet habe.

Während seines Aufenthalts im Portlock-Hafen wurde Portlock von einer Anzahl Eingeborener besucht, die von Nordwesten kamen. Bei den üblichen Begrüßungs-Ceremonieen spielte der Anführer verschiedene Rollen, wobei er jedesmal seine Bekleidung änderte. „So oft dies geschah," schreibt Portlock, „hielten einige seiner Gefährten eine Matte vor ihm in die Höhe, damit wir nicht sehen möchten, was dahinter vorginge. Einmal erschien er als Krieger mit aller Wut eines indianischen Helden. Er zeigte uns, wie sie ihre Feinde angriffen, wie sie fechten und wie sie die Ueberwundenen behandeln. Hierauf trat er als Weib auf, und um die Täuschung vollständig zu machen, trug er eine Larve, die ein Weibergesicht mit dem gewöhnlichen Zierat darstellte" [1]).

Nachdem Portlock noch eine Bootexpedition bis in den Norfolk-Sund ausgesandt und durch dieselbe festgestellt hatte, daß der Berg Edgecumbe auf einer Insel liegt, begab er sich über die Sandwich-Inseln nach China, woselbst er mit seinem Gefährten Dixon zusammentraf, mit welchem gemeinsam er dann die Weiterreise nach England, um das Kap der Guten Hoffnung herum, bewerkstelligte.

Die König Georg Sund-Compagnie hatte im Jahre 1786

---

[1]) Forster II, 400.

zwei weitere Schiffe ausgeſandt, den „Prince of Wales“ unter dem Befehl von James Colnett und die „Princeß Royal“ unter Charles Duncan; auch dieſe Männer waren ehemalige Offiziere von Cook. Im Jahre 1787 trafen beide Schiffe an der Nordweſtküſte von Amerika ein. Kapitän Duncan machte wichtige geographiſche Entdeckungen im Oſten der Königin Charlotte-Inſeln, und taufte hier nach ſeinem Schiffe die Princeß Royal-Inſel.

Auch Meares hatte bald nach der Rückkehr von ſeiner erſten Reiſe eine neue Expedition ausgerüſtet. Er verband ſich zu dieſem Zwecke mit William Douglas, und im Jahre 1788 ſegelte dieſer mit der „Iphigenie“ nach Cooks Inlet und Prinz Wilhelm-Sund, während Meares in der „Felice“ nach Nutka ging. Auf der Fahrt nach Süden drang Douglas in den Croß-Sund ein, woſelbſt er Zeuge der Mißhandlungen wurde, welche ein Indianer von einem Weibe, das ſich beleidigt glaubte, zu erleiden hatte. Die Autorität der Weiber ging ſogar nach ſeiner Angabe ſo weit, daß kein Indianer ein Fell zu verkaufen wagte, bis ſie die Erlaubnis gegeben hatten [1]).

Die Zahl der an der Nordweſtküſte mit dem Pelzhandel beſchäftigten Schiffe wurde im Jahre 1788 durch zwei von Boſtoner Kaufleuten in dem vorhergehenden Jahre ausgerüſtete Fahrzeuge vermehrt, des „Waſhington“ unter dem Kommando von Robert Gray und der „Columbia“ unter John Kendrick. Die „Columbia“ führte Gray alsdann, 1789 bis 1790, als der erſte amerikaniſche Weltumſegler, über China zurück nach Boſton, von wo er jedoch ſofort wieder, nebſt vier anderen Fahrzeugen, an die Nordweſtküſte geſandt wurde. — Die amerikaniſchen Schiffe beſuchten zahlreiche bisher von Europäern noch nicht berührte Küſtenſtrecken beſonders in der Fuca-Straße und an der Oſtküſte der Königin Charlotte-Inſeln. 1791 erforſchte Gray zahlreiche Buchten und Straßen zwiſchen dem 54. und 56. Grad nördl. Breite und befuhr eine derſelben, wahrſcheinlich den Portland-Kanal, von ſeiner Mündung unter 54 Grad nördl. Breite 100 engliſche Meilen nordwärts, ohne ihr Ende zu erreichen. In einem Teile dieſes Meeresarmes, den er für den Rio de los Reyes des Admirals

[1]) Douglas bei Forſter I, 324.

de Fonte hielt, verlor er seinen zweiten Steuermann und zwei Matrosen, welche von den Eingeborenen ermordet wurden.

Auch ein französisches Schiff beteiligte sich an dem Pelzhandel, die „Solide", welche am 14. Dezember 1790 unter dem Befehle des Kapitän Etienne Marchand von dem Handelshause Baux in Marseille abgesandt wurde. Am 7. August 1791 erblickte Marchand den Mt. Edgecumbe; vom 12. bis 21. August blieb er vor Anker im Norfolk-Sunde, dem er den wohl mißverstandenen einheimischen Namen „tschinkitane" gab (wahrscheinlich = tlinkit āni = Erde, s. Wörterverzeichnis). Die von Fleurieu nach den Tagebüchern des Kapitäns und des Schiffsarztes Roblet bearbeitete Reisebeschreibung ist besonders dadurch interessant, daß sie neben einigen neuen Beobachtungen davon Kenntnis giebt, wie schnell sich europäische Waren unter den Eingeborenen verbreitet hatten, wie sehr ihre Ansprüche gestiegen waren, und wie wenig lohnend der Pelzhandel sowohl wegen des geringen, bei den Eingeborenen noch vorhandenen Vorrates an Pelzwerk wie infolge der hohen, für dasselbe verlangten Preise geworden war. Gute Seeotterfelle konnte Marchand nur noch gegen europäische Kleidungsstücke eintauschen, und da er mit denselben zum Handel nicht versehen war, mußte er den für die Schiffsmannschaft mitgenommenen Vorrat zu diesem Zwecke angreifen.

Auch an der Küste der Königin Charlotte-Inseln, welche er darauf besuchte, machte er die Wahrnehmung, daß die Engländer und Amerikaner ihm zuvorgekommen waren. Nachdem er noch einen vergeblichen Versuch in der Juca-Straße gemacht hatte, mußte er sich dazu entschließen, die Küste von Amerika mit einem sehr geringen Vorrat eingehandelten Pelzwerkes zu verlassen. In China fand er dann noch den Marktwert der Seeotterfelle infolge zu starken Angebotes sehr heruntergedrückt, von 70 spanischen Piastern im Jahre 1778 bis auf 15 Piaster, sodaß er es vorzog, seine Ladung mit nach Europa zu nehmen.

Inzwischen war der friedliche Wettkampf der Nationen im Pelzhandel durch das Vorgehen der Spanier gestört worden, indem diese im Jahre 1789 den Nutka-Sund förmlich in Besitz nahmen, daselbst ein Fort erbaueten und drei englische, von Meares ausgerüstete Schiffe mit Beschlag belegten. Drei spanische Expeditionen, die erste unter Estevan Martinez und Gonzalo Haro

1788 bis 1789 [1]), die zweite unter Salvador Fidalgo 1790 [2]), die dritte unter Alessandro Malaspina in der Atrevida 1791, wurden auch nach Norden bis in den Prinz Wilhelm-Sund und Cooks Inlet gesandt, um sich mit den Russen über die beiderseitigen Gebietsansprüche in Einvernehmen zu setzen. Zur Erweiterung der geographischen Entdeckungen lieferte nur die letzte Expedition einen Beitrag, indem Malaspina die Küste zwischen Prinz Wilhelm-Sund und Mt. Fairweather, namentlich auch die Admiralitäts-Bai eingehend untersuchte, da hier, unter dem 60. Breitengrade, nach Maldonados fingiertem Reisebericht die Einfahrt in die Straße Anian, der lang gesuchte Verbindungsweg zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ozean, zu finden sein sollte. — Nach seiner Rückkehr nach Spanien fiel Malaspina bei dem Friedensfürsten, dem Minister Godoy, in Ungnade, und 6 Jahre lang mußte der verdiente Seemann im Kerker schmachten, aus dem er erst durch Napoleons Vermittelung befreit wurde. Sein Schiffsjournal wurde nicht veröffentlicht, bis auf einen kurzen Auszug, der ohne Nennung seines Namens in der Einleitung zu der Reisebeschreibung der Sutil und Mexicana gegeben wurde [3]). Erst 1849 ist sein Tagebuch in der von Salva und Baranda herausgegebenen Sammlung von unveröffentlichten Dokumenten publiziert worden. Wir finden in demselben eine ausführliche Schilderung der Jakutats, mit welchen Malaspina während seines Aufenthaltes in der Jakutat-Bai einen regen, freundschaftlichen Verkehr unterhielt, der nur einmal infolge eines Diebstahls unterbrochen zu werden drohte. — Von den geistigen und körperlichen Fähigkeiten der Eingeborenen gewann Malaspina eine nicht ungünstige Meinung; unter ihren Industrieerzeugnissen erregten namentlich die Canoes, die gewebten Decken, sowie die geflochtenen Körbe seine Bewunderung.

In England wurden die vorhin erwähnten Gewaltthätigkeiten der Spanier, sowie ihre Beanspruchung der Nordwestküste bis zum Prinz Wilhelm-Sund nicht ruhig hingenommen. Man verlangte Genugthuung und Schadenersatz und rüstete bereits

[1]) Humboldt III, 255.
[2]) Humboldt III, 260 bis 261.
[3]) Humboldt III, 261 bis 265.

zum Kriege, als endlich im Jahre 1790 eine Konvention zu stande kam, in welcher sich die spanische Regierung zur Rückerstattung des englischen Eigentums und zur Freigabe des Handels an der Küste verpflichtete. Zur Beilegung der noch bestehenden Differenzen und zur Vervollständigung der von Cook begonnenen Untersuchungen an der Nordwestküste wurde dann eine Expedition unter Cooks genialem Schüler Vancouver gesandt, welche 1791 von England absegelte und im folgenden Jahre an der Nordwestküste von Amerika eintraf. — Vancouvers exakte Aufnahmen der Küste nordwärts von der Fuca-Straße bis Cooks Inlet bilden auch heute noch die Grundlage der karthographischen Darstellung derselben; wie in Cook müssen wir aber auch in Vancouver neben dem erfahrenen Seemanne und kühnen Entdecker noch den aufmerksamen und nüchternen Beobachter bewundern. Sein Reisewerk, dessen Veröffentlichung er leider nicht mehr erlebte, da er bereits im Mai 1798 starb, legt von seiner Beobachtungsgabe ein glänzendes Zeugnis ab. Wie Cook widmete auch er den wilden Völkerschaften eine eingehende Aufmerksamkeit, und da er der erste war, der in die viel verschlungenen Straßen des Alexander-Archipels eindrang oder dieselben wenigstens durch Bootexpeditionen erforschen ließ, so sind uns seine Wahrnehmungen über die Eingeborenen dieses Gebietes von ganz besonderem Interesse. Im folgenden werden wir öfters Gelegenheit haben, auf dieselben zurückzukommen; an dieser Stelle soll nur eine kurze Uebersicht seiner in den Jahren 1792 bis 1794 ausgeführten Forschungen gegeben werden.

Im Jahre 1792 untersuchte Vancouver in der „Discovery“ mit seinem Gefährten Broughton in der „Chatham“ die Fuca-Straße und den Puget-Sund; indem er dann durch den Golf von Georgia und den Königin Charlotte-Sund nach Nutka zurückkehrte, vollendete er die Umschiffung der nach ihm benannten Insel. Von Nutka fuhr er südwärts bis Monterey, überall die Lage der wichtigsten Küstenpunkte durch genaue Beobachtungen bestimmend, während Broughton die in demselben Jahre von Gray entdeckte Einfahrt in den Columbia-Fluß genauer erforschte. Nachdem Vancouver dann in Monterey die Verhandlungen mit dem spanischen Bevollmächtigten Bodega y Quadra zu Ende geführt und Broughton nach Europa gesandt

hatte, begab er ſich nach den Sandwich-Inſeln, um im Frühjahr des Jahres 1793 die Arbeiten an der amerikaniſchen Küſte wieder aufzunehmen. In dieſem Jahre unterſuchte er die Küſte vom 52. bis 54. Parallel, kehrte dann längs der Weſtſeite der Königin Charlotte-Inſeln nach Californien zurück, von wo er im Dezember zum zweiten Mal nach den Sandwich-Inſeln ſegelte.

Im Sommer des Jahres 1794 ging er dann nach Norden, in den Cook-Fluß, deſſen Namen er in Cooks Inlet änderte, und in den Prinz Wilhelm-Sund. In Cooks Inlet traf er die Ruſſen, von denen er ſagt, daß ſie dieſelbe Lebensweiſe führen, wie die Indianer, nur daß ſie nicht ihre Zieraten nachahmen. Uebrigens gewinnt er den Eindruck, als ob ſie mit den Eingeborenen auf beſtem Fuße ſtänden, und als ob auch dieſe mit ihrem abhängigen Verhältnis gegenüber den Ruſſen ganz zufrieden ſeien [1]. Von hier ſegelte er mit der „Discovery“ bis zum Croß-Sunde, während Puget in der „Chatham“ eine genauere Erforſchung der Küſtenſtrecke, namentlich auch der Admiralitäts- oder Bering-Bai vornahm. Am 7. Juli drang Vancouver in den Croß-Sund ein und ging hier in Port Althorp vor Anker. Nachdem ſein Lieutenant Whidbey in einer 16tägigen Bootexpedition den Lynn-Kanal und die Chatham-Straße erforſcht hatte, ſegelte er längs der Weſtküſte des Archipels nach Port Concluſion unter 56° 15′ nördl. Breite, von wo aus durch zwei weitere Bootexpeditionen unter Whidbey und Johnſton, welche vom 2. bis 19. Auguſt Prince Frederick-Sund und Stephens-Paſſage erforſchten, das große Werk vollendet wurde.

Die Beziehungen, welche Vancouver mit den Eingeborenen hatte, waren nicht immer freundſchaftlicher Natur. Wenn auch die beiden großen Schiffe niemals offenbare Feindſeligkeiten ſeitens der Indianer zu erfahren hatten, ſo mußten doch die Führer der Bootexpeditionen ſehr auf ihrer Hut ſein, ſobald ſie ſich einer großen Ueberzahl gegenüber ſahen. Der Klugheit und Beſonnenheit der Führer gelang es noch immer, größeres Blutvergießen zu vermeiden; aber im Hinblick darauf, daß mehrfach bereits Feuerwaffen in dem Beſitze der Eingeborenen geſehen wurden, und dieſe ſich auch mit dem Gebrauch derſelben vertraut gemacht

[1] Vancouver II, 122.

hatten, bemerkt Vancouver in seinem Reisewerk, daß er gerade noch zur rechten Zeit seine Forschungen ausführte, da wenige Jahre später die Indianer durch die Händler so vollständig mit Feuerwaffen versehen sein würden, daß seine Mittel zur Abwehr kaum ausgereicht hätten.

Von dem unzuverlässigen und verräterischen Verhalten der Eingeborenen überzeugte sich Vancouver, sobald er über den 55. Breitengrad hinaus vorgedrungen war. Als er die Erforschung des Portland-Kanals durch eine Bootexpedition unternahm, begegneten ihm am 27. Juli 1793 15 Indianer in zwei Booten, deren wilde Erscheinung alles übertraf, was er je zuvor gesehen hatte. Die Gesichter hatten sie rot, weiß und schwarz bemalt und dadurch die natürliche Häßlichkeit im höchsten Grade gesteigert. „Ich bot ihnen," sagt Vancouver, „solche Geschenke an, wie ich sie bei ähnlichen Gelegenheiten zu machen gewohnt war, aber sie wurden von einigen mit Verachtung zurückgewiesen, von anderen mit einer finsteren und kalten Gleichgültigkeit angenommen. Unter der Gesellschaft befand sich eine Frau, die noch außerdem durch den wunderlichen Lippenschmuck entstellt war, welcher ihr trotziges und garstiges Aussehen nicht wenig verstärkte. Ich bot ihr einen Spiegel und andere Kleinigkeiten an, aber auf Antrieb des wildesten Burschen aus der Gesellschaft verschmähte sie dieselben. Dieser Indianer legte dann seine Speere, etwa 6 oder 8, vor sich hin, sodaß sie mit den Spitzen gerade über den Bug des Canoes hinausreichten, neben sich legte er seinen Bogen mit einigen Pfeilen; dann that er seine Kriegsrüstung an und zog seinen Dolch" [1]). Diesesmal jedoch gelang es noch Vancouver, die Indianer zu beschwichtigen, aber einige Tage später, am 12. August, an der Westküste von der Revilla Gigedo-Insel, vermochte er sich nur durch rechtzeitigen Gebrauch der Schußwaffen zu retten, nachdem bereits zwei seiner Leute durch Speere der Indianer verwundet worden waren. Bei dieser Gelegenheit hatten die Eingeborenen anfänglich ein freundschaftliches Benehmen zur Schau getragen, bis sie dann, als sie sich in der Ueberzahl sahen, zu offenem Raub und zu Gewaltthätigkeiten übergingen. Wiederum war es ein altes Weib mit großem

[1]) Vancouver II, 338 bis 339.

Lippenschmuck, das am meisten ihre Landsleute aufzureizen und den größten Einfluß auf sie zu besitzen schien [1]).

Als Vancouver dann im folgenden Jahre sich im Croß-Sunde aufhielt, mußte auch er sich, um den Argwohn der Indianer zu beschwichtigen, zur Stellung einer Geisel verstehen; erst dann wagten sie sich an Bord seines Schiffes, wo sie sich übrigens nach Vancouvers Zeugnis ordentlich betrugen, nachdem allerdings einige Diebstahlsversuche durch strenge Bestrafung geahndet worden waren.

Im Lynn-Kanal aber erfuhr Vancouvers Lieutenant Whidbey wieder die Unzuverlässigkeit der Eingeborenen. Acht mächtige Häuptlinge sollten nach Aussage der Indianer am oberen Ende dieses Kanals ihren Wohnsitz haben. Einer derselben, der als ein großer, hagerer, älterer Mann beschrieben wird, welcher prächtiger und geschmackvoller gekleidet war, als irgend ein anderer Häuptling der Nordwestküste, und der auch ein höheres Bewußtsein seiner Würde zur Schau trug, begegnete Whidbey, als dieser sich bereits nach Beendigung seiner Aufnahmen südwärts wandte, und bezeugte die freundlichste Gesinnung gegen ihn. Am folgenden Tage jedoch, den 17. Juli, war sein und seiner Landsleute Benehmen ein ganz anderes, nachdem durch neue Ankömmlinge ihre Zahl bis auf 200 Kämpfer angewachsen war; sie schienen nun zum offenen Angriff und zur Plünderung der Boote übergehen zu wollen, und nur die bei Zeiten von Whidbey getroffenen Vorsichtsmaßregeln verhinderten die Ausführung dieses Planes. Ein Häuptling that sich besonders hervor; sein großes, vollbemanntes Canoe war nicht allein mit Speeren, sondern auch mit 7 Gewehren und einigen Blunderbüchsen versehen, die sich alle in bester Ordnung befanden. „Er rückte vor, und schrie die Jolle durch ein Sprachrohr an, welches er in der einen Hand hielt, während er in der anderen ein Fernglas hatte; ein Pulverhorn hing um seine Schultern und eine blank gehaltene messingene Blunderbüchse lag neben ihm, die er öfters aufnahm und auf Whidbey richtete".

Am nächsten Tage wiederum, an der Nordspitze der Admiralitäts-Insel, konnte Whidbey eine feindselige Begegnung mit

---

[1]) Vancouver II, 343.

den Indianern nur dadurch vermeiden, daß er die Erforschung des sich ostwärts hinziehenden Meeresarmes aufgab. Als er dann bei der zweiten Expedition von Port Conclusion aus dieselbe Gegend am 8. August erreichte, verfolgten ihn die Wilden wiederum in mehreren Canoes, bis ein Schuß auf das vorderste derselben abgefeuert wurde, worauf sie sich langsam zurückzogen, indem sie ihre Canoes in einer Linie mit dem Boote brachten, und rückwärts rudernd sich durch die hohen Schnäbel derselben deckten. Einem neuen Angriff begegnet Whidbey dann noch im Prince Frederick-Sund von einer Schar, die gleichfalls zuerst die friedlichste Gesinnung zur Schau getragen hatte.

Uebrigens geht aus den Berichten Vancouvers und seiner Offiziere hervor, daß auch zu seiner Zeit die Bevölkerung des Archipels eine sehr geringe gewesen ist. Begegnungen mit Eingeborenen fanden verhältnismäßig selten statt, noch seltener wurde eine größere Anzahl derselben angetroffen, und nur vereinzelt sah man ihre Niederlassungen an der Küste.

Mit Vancouvers Untersuchungen, die die Nichtexistenz einer in die Hudson-Bai und in den Atlantischen Ozean führenden Fahrstraße wenigstens für gemäßigtere Breiten dargethan hatten, erlosch das Interesse der Engländer für die Nordwestküste, zumal auch der Pelzhandel sich dort immer weniger lohnend erwies. Auch die Spanier gaben ihre Ansprüche an dieselbe definitiv auf; die Bai von San Francisco blieb der nördlichste von ihnen im Besitz gehaltene Hafenort. Nur die junge amerikanische Republik fuhr fort, einige Handelsschiffe um das Kap Horn herum zu senden, welche sich Vancouvers Entdeckungen zu nutze machten, in alle Kanäle und Buchten des Archipels eindrangen und das hier von den Eingeborenen erhandelte Pelzwerk dann auf den chinesischen Markt brachten. Noch fand sich die Seeotter in großen Mengen an den felsigen Küsten, aber schon dachten auch die Russen daran, ihre vernichtenden Jagdzüge bis in den Alexander-Archipel auszudehnen, denn auf den Aleuten und auf Kadiak war die Zahl der Pelztiere durch den rücksichtslosen Vernichtungskrieg bereits arg vermindert worden. Da die Unternehmungen der Russen zu einer dauernden Besitznahme der Küsten führten, soll in folgendem ein kurzer Ueberblick über die historische

Entwicklung und Organisation des von ihnen zwischen Amerika und Asien betriebenen Pelzhandels gegeben werden.

Bereits seit einigen Jahren war der Pelzhandel in den neuentdeckten Ländern, der zumeist von den Promyschlenniks auf eigene Faust oder auf Rechnung unternehmender Kaufleute in Ochotsk und anderen sibirischen Städten betrieben wurde, einheitlich organisiert worden. Im Jahre 1781 vereinigte sich Gregor Schelechow, ein unternehmender sibirischer Kaufmann, mit seinem Compagnon Iwan Golikow zur Gründung einer Gesellschaft, deren ausgesprochene Absicht es war, durch die Entdeckung neuerLändergebiete dem bereits im Niedergange befindlichen Pelzhandel wieder aufzuhelfen. Drei Schiffe wurden in Ochotsk ausgerüstet, mit denen Schelechow sich nach der Küste von Amerika begab, woselbst er teils durch Ueberredung, teils durch Gewalt die Insel Kadiak der russischen Herrschaft unterwarf. Infolge eines Ukases der Kaiserin Catharina II. wurde der Gesellschaft im Jahre 1788 der Schutz der russischen Regierung für ihre Unternehmungen zugesichert und durch einen zweiten Ukas vom Jahre 1790 wurden die Eingeborenen unter Erlaß des Jassaks oder jährlichen Tributs an die Regierung angewiesen, dieser Compagnie eine gewisse Zahl von Baidaren zu stellen und nur an sie ihre Felle zu verkaufen.

Besonders erfolgreich wurden die Unternehmungen der Compagnie, als im Jahre 1790 Alexander Baranow, ein Kaufmann aus Kargopol im Gouvernement Olonetz, der im Jahre 1780 nach Sibirien übergesiedelt und dort mit Schelechow bekannt geworden war, von diesem mit der Leitung der Geschäfte in den amerikanischen Besitzungen betraut wurde. Auf dem Schiff „die drei Kirchenlehrer" fuhr Baranow gleich nach Abschluß des Vertrages nach Kadiak, aber infolge von Wassermangel sah sich der Kapitän genötigt, in Unalaschka zu landen, woselbst während eines Sturmes das Schiff mit seiner Ladung zu grunde ging. So wurde Baranow zu einer beschwerlichen Ueberwinterung gezwungen, und erst im folgenden Jahre, im August 1791, gelang es ihm, in Baidaren sein Ziel, die Insel Kadiak, zu erreichen. Hier entwickelte er sogleich seine außerordentliche Thätigkeit, und in der steten Bemühung, den Pelzhandel zu erweitern, wandte er alsbald seine Blicke nach Osten, wo die fast noch unberührte

Küste des amerikanischen Festlandes weit ergiebigere Jagdgründe darzubieten schien. Hierbei kam Baranow auch mit den Bewohnern dieser Küstenstrecke, den Tlinkit, oder wie sie von den Russen genannt wurden, Koloschen, in vielfache Berührung, deren erste Bekanntschaft jedoch die Russen schon einige Jahre früher gemacht hatten.

Bereits im Jahre 1788 waren nämlich von dem damaligen Verwalter der Schelechowschen Compagnie, dem Griechen Delarow, die beiden Steuerleute Ismailow und Botscharow, ausgesandt worden, um längs der amerikanischen Küste Entdeckungen zu machen und die Eingeborenen unter die Herrschaft des russischen Reiches zu bringen. In der „Jakutat-Bai“ trafen sie die „Koliuschen“ in Sommerhütten und den Häuptling Ilchak von dem großen Flusse Tschitschat[1]), welcher alle Koliuschen, die längs der Küste bis zur Jakutat-Bai wohnten, unter sich haben sollte und in diesem Jahre, wie alljährlich, mit 170 Seelen beiderlei Geschlechts, die Kinder ungerechnet, in Baidaren hierher gekommen war, um Handel zu treiben und seine Unterthanen zu sehen. Diesem Ilchak übergaben die Russen als Zeichen seiner Unterwerfung ein kupfernes russisches Wappen und ein Bildnis des Thronfolgers, auf welches in russischer und deutscher Sprache folgende für ihr Vorgehen charakteristische Inschrift gesetzt wurde: „Im Jahre 1788 im Monath Junio befanden sich in der Bay von den Andersgläubigen Jakutat genannt, die Seefahrer der Compagnie von Golikof und Schelechof, die Steuermänner Gerassim Ismailof und Dmitrii Botscharof auf einer Galliote, die h. drey Kirchenlehrer, mit 40 Mann anwesend, wo sie durch liebreichen und freundschaftlichen Umgang mit dem Tojon Ilchak und dem ihm unterworfenen koliuschischen Volke einen ansehnlichen Handel trieben und zuletzt solche unter den Schutz des russischen Kayserthrones brachten; zum Kennzeichen davon hinterließen sie gedachtem Tojon ein kupfernes russisches Wappen und diesen Seine Kayserliche Hoheit den Thronfolger der Russischen Krone vorstellenden gedruckten Kupferstich; es werden daher alle auf russischen und fremden Schiffen hieher Kommende ermahnt, mit diesem Tojon liebreich und freundschaftlich umzugehen, nur

[1]) Erman schreibt Tschilkat. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. II, Seite 303.

mit Anwendung der einem jeden selbst nöthigen Vorsicht; gedachte Steuermänner, die vom 11. bis 21. Jun. mit ihrer Galliote hier gelegen, haben an dem Tojon und seinem Volke kein bösartiges Betragen bemerkt und sind glücklich wieder in See gegangen“[1]).

Bei der Weiterfahrt kamen die Russen an den Flüssen Antlin, Kalcho, Alzech und Kakan-in vorüber, deren Namen ihnen von einem mitgenommenen koliuschischen Knaben genannt wurden, und landeten in dem Meerbusen Ltua, woselbst, wie sie vernahmen, vor zwei Jahren bereits ein Schiff gestanden hatte, offenbar die französische Expedition unter La Perouse. Auch hier wird dem Häuptling Taik-nuch-Tachtujach ein russisches Wappen eingehändigt und zum Zeichen der Besitznahme des Landes eine kupferne Platte in die Erde vergraben.

Baranow selbst hatte die erste Begegnung mit den Tlinkit im Jahre 1793. Er hatte sich in dem genannten Jahre mit wenigen Russen und einer kleinen aleutischen Schar in Baidaren nach der Tschugatskischen Bai begeben, um die hier wohnenden Völker, die Tschugatschen, kennen zu lernen und die Gegend behufs Gründung einer neuen Ansiedlung zu erforschen, als er plötzlich in einer finsteren Nacht von einer fünffachen Ueberzahl jakutatischer Koloschen angegriffen wurde. Dieselben waren auf einem Kriegszuge gegen die Tschugatschen begriffen und unvermutet auf die Russen gestoßen, von deren Anwesenheit sie keine Ahnung hatten. Chliebnikow schreibt über dies Zusammentreffen: „Die Koloschen waren mit ihrer Kriegsrüstung angethan, welche aus hölzernen Stäben bestand, die durch Riemen mit einander verbunden waren. Die Gesichter hatten sie durch Masken geschützt, welche Köpfe von Bären, Robben und anderen Tieren darstellten und einen gräßlichen Anblick darboten. Auf dem Kopf trugen sie große hölzerne Hüte, die mit der übrigen Rüstung durch Riemen verbunden waren. Ihre Waffen bestanden aus Lanzen, Bogen und zweispitzigen Dolchen. Die Russen zielten gerade auf den Kopf, aber die Kugeln drangen nicht durch

[1]) Schelechows Reise von Ochotsk nach Amerika vom Jahre 1783 bis 1787, in Pallas, Neue nordische Beiträge. Band VI Seite 235 bis 236.

die dicke Kopfbedeckung hindurch. Je lebhafter die Russen feuerten, desto heftiger stürmten neue Scharen der Angreifer heran." Schließlich verschaffte jedoch die Ueberlegenheit der Waffen den Russen den Sieg. Mit Zurücklassung von 12 Toten entflohen die Tlinkit, aber auch die Russen hatten bedeutende Verluste erlitten; 2 Russen und 9 Aleuten waren gefallen und mehr als 15 Mann verwundet[1]).

Im Jahre 1794, in demselben Jahre, in welchem Vancouver seine Aufnahmen an der Nordwestküste abschloß, sandte Baranow eine Flottille von 700 Baidaren (Lederbooten) mit 1400 Aleuten und 7 Russen auf den Seeotterfang bis in die Bering-Bai. Puget in der Chatham traf hier mit dieser Schar zusammen und war Zeuge der Unterhandlungen, welche Purtow[2]), der Führer derselben, mit den Jakutat-Indianern pflog, um einen freundlichen Verkehr anzubahnen. Mit großer Beredsamkeit setzte der Häuptling derselben auseinander, daß ihnen das Land gehöre und die Russen im Unrecht wären, wenn sie Seeottern töteten und wegnähmen, ohne ihnen die geringste Entschädigung zu bieten. Das friedliche Einvernehmen wurde zwar hergestellt, doch Purtow blieb, trotzdem die Zahl der Indianer nicht mehr als 70 Personen betrug und er damals etwa 900 Aleuten um sich hatte, für seine Sicherheit besorgt; so wenig konnte er sich auf den Mut seiner Leute verlassen und so sehr fürchtete er die arglistige Tücke der Indianer.

Indessen gelang es Purtow doch schließlich, mit den Eingeborenen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und von den Bewohnern am Vorgebirge St. Elias, in der Jakutat- und in der Lituja-Bai gegen 15 Männer als Geiseln zu erhalten, welche sich während ihres Aufenthaltes in Kadiak taufen ließen[3]).

In dem folgenden Jahre 1795 begab sich Baranow in dem Schiffe Olga nach der Jakutat-Bai, und nachdem es ihm gelungen war, die feindselige Gesinnung der Eingeborenen zu beschwichtigen, pflanzte er unter dem Donner der Geschütze, dem Schlagen der Trommler und dem Hurrarufen seiner Leute die

---

[1]) Chliebnikow 16 bis 17; Tichmenew I, 39.

[2]) Vancouver schreibt Portoff.

[3]) Tichmenew I, 41.

russische Flagge und das Wappen des russischen Reiches zum Zeichen der Besitznahme des Landes am Strande auf. Mit Zurücklassung von 30 Mann fuhr er dann weiter in die Tschilkat-Bucht, wo er überall an hervorragenden Stellen Kreuze mit der Inschrift: „Land russischen Gebietes" aufstellen ließ. Die Haltung der Eingeborenen in dieser Bucht war keine freundliche. Zwar ließen sie sich in einen Handel mit den Russen ein, indessen versuchten sie es auch auf alle Weise, das Schiff in die engen Meeresstraßen zu locken, woselbst es sich in sehr gefährdeter Lage befunden hätte.

Im Jahre 1796 fuhr Baranow zum zweiten Male nach der Jakutat-Bai, um hier während eines zweimonatlichen Aufenthalts eine russische Kolonie zu gründen, die den Namen „Neu-Rußland" erhielt, und an Promyschlenniks und Kolonisten (Deportierten) mit ihren Weibern und Kindern gegen 80 Köpfe zählte.

Auch der vornehmste Häuptling der Eingeborenen stattete Baranow mit Beobachtung des gewöhnlichen Ceremoniells einen Besuch ab und brachte zum Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen Geiseln aus der Zahl seiner eigenen Kinder und Verwandten. Auf den Wunsch der Eingeborenen wurde an Stelle des alten Häuptlings sein Neffe erwählt und ihm zur Bestätigung in diesem Amte von seiten Baranows ein Schreiben mit seiner Unterschrift übergeben.

Indessen war im Jahre 1795 Schelechow, der Gründer der Compagnie, gestorben; seine Witwe übernahm zwar die Leitung der Geschäfte und führte sie noch zwei Jahre lang fort, doch hatten sich mehrere neue Handelsgesellschaften gebildet, die mit der Schelechowschen Compagnie konkurrierten. Aber im Jahre 1798 vereinigten sich dieselben zu einer einzigen Gesellschaft, der Vereinigten Amerikanischen Compagnie, welcher im folgenden Jahre 1799, unter dem Namen der Russisch-Amerikanischen Compagnie, durch einen Ukas des Kaisers Paul ausgedehnte Privilegien auf 20 Jahre verliehen wurden. Durch diesen Ukas wurde der Gesellschaft die ganze Küste nördlich vom 55. Breitengrade zur freien Ausnutzung überlassen. Sie wurde ermächtigt, Niederlassungen zu gründen, Ackerbau und Handel zu treiben, den griechischen Glauben zu verbreiten und das russische Gebiet aus-

zudehnen, soweit sie es, ohne mit einer anderen Macht in Konflikt zu kommen, vermochte. Die Aleuten wurden zu einem dreijährigen Dienste für die Compagnie verpflichtet, die Eingeborenen von Cooks Inlet und Prinz Wilhelm-Sund zu einem jährlichen Tribut an Fellen.

Baranow blieb der oberste Verwalter der Kolonieen; durch die erweiterten Machtbefugnisse zu noch größerer Thätigkeit angespornt, besuchte er im Jahre 1799 in dem Schiffe Olga, begleitet von zahlreichen Aleuten in ihren Baidaren, die Sitka-Bai, um hier eine neue Faktorei zu gründen.

Trotzdem er sich über die Anlage der Niederlassung und über die Wahl des Ortes mit den Eingeborenen vorher verständigt hatte, zeigten diese doch später eine wenig freundliche Haltung; sie verhöhnten sogar den Dolmetscher, der von Baranow zu ihnen gesandt war, um sie zur Feier der Einweihung des Forts, das nach dem Erzengel Michael genannt wurde, einzuladen. Baranow aber begab sich sofort, nur von 22 Mann begleitet, in ihr Dorf, in welchem gegen 300 Bewaffnete versammelt waren, um Genugthuung für die zugefügte Beleidigung zu fordern, und diese Unerschrockenheit übte eine solche Wirkung auf die Sitkas aus, daß diese von nun an, wenigstens so lange Baranow anwesend war, keinen weiteren Versuch zur Vertreibung der Russen wagten. — Dagegen gelang es Baranow nicht, sie zum Handel mit den Russen zu bewegen, da sie ihre Pelzwaren lieber an die Amerikaner und Engländer verhandelten, die sie mit Feuerwaffen und Munition versorgten und ihnen auch die Tauschwaren billiger lieferten, als es die Russen thun konnten.

Als alle Baulichkeiten vollendet waren, und der Friede mit den Eingeborenen gesichert schien, kehrte Baranow im Jahre 1801 nach Kadiak zurück, nachdem er Medwiednikow zum Befehlshaber des Forts ernannt hatte. Auch nach seiner Entfernung schien der freundschaftliche Verkehr mit den Eingeborenen fortzubestehen, als plötzlich, während ein Teil der Russen und Aleuten mit dem Seeotterfange und anderen Verrichtungen beschäftigt war, sich eine große Zahl von Sitka-Indianern, wie es heißt, gegen 600, von verschiedenen Seiten her, die einen zu Lande durch den Wald, die anderen durch verschiedene Kanäle zu Wasser, bei der

Niederlaſſung einfanden und zu einem Angriffe auf das Fort vereinigten. Zur Mittagszeit begann der Sturm, und nach wenigen Stunden war das Fort genommen und zerſtört.

Die Ruſſen, etwa 15 an der Zahl, leiſteten verzweifelte Gegenwehr, aber als es den Feinden gelang, den Bau anzuzünden, mußten ſie ſich ergeben. Alle wurden von dem Feinde ohne Erbarmen niedergemacht; die zu Hülfe eilenden Promyſchlenniks und Aleuten kamen ſchon zu ſpät und verfielen auch mit wenigen Ausnahmen dem Tode. Im ganzen ſollen 20 Ruſſen mit ihrem Befehlshaber Medwiednikow und 130 Aleuten umgekommen ſein; außerdem wurden 3000 Felle von Seeottern und anderen Pelztieren geplündert und ein für die Compagnie erbautes Schiff verbrannt. Durch die Dazwiſchenkunft eines engliſchen Schiffes wurden 3 Ruſſen, 5 Aleuten, 18 Frauen und 6 Kinder aus den Händen der Eingeborenen befreit, welche von dem Kapitän nur gegen ein hohes Löſegeld an Baranow ausgeliefert wurden. Unter den Angreifern, die mit Feuerwaffen wohl verſehen waren, ſollen auch 3 Matroſen geweſen ſein, welche, nachdem ſie von Schiffen der Vereinigten Staaten deſertiert waren und ruſſiſche Dienſte genommen hatten, nun mit den Empörern gemeinſchaftliche Sache machten.

Das Gelingen des von den Sitkas ausgeführten Ueberfalls ermunterte auch die Jakutats zu einem Angriffe auf eine aleutiſche Jagdabteilung, welche unter Kuskows Führung in der Jakutat-Bai lagerte. Die Häuptlinge ſuchten Kuskow in ſeinem Zelte auf und machten ihm hier Vorwürfe darüber, daß die Jäger der Compagnie ſie nicht nur der Pelztiere beraubten, ſondern daß ſie ſogar die Felle, welche zu den Grabmälern gehörten, wegnähmen. Vergeblich verſuchte Kuskow ſie zu beſchwichtigen; ihre Stimmung wurde immer gereizter, bis ſie ſchließlich zum offenen Angriff auf die Ruſſen übergingen. Dieſe zogen ſich in guter Ordnung nach ihren Booten zurück und nahmen in deren Nähe eine feſte Aufſtellung, in welcher ſie, unterſtützt durch einige Geſchütze, einen zweiten Angriff der Eingeborenen mit Erfolg abwehrten. Aus Mangel an Munition jedoch mußte ſich Kuskow zu einem Vergleiche mit den Angreifern verſtehen.

Weniger glücklich war dagegen eine andere Jagdabteilung von 90 Baidaren unter Urbanows Führung, welche in der Kek-

straße von den Stämmen der Kēks und Kūjus fast völlig aufgerieben wurde. Nur Urbanow selber und 20 Aleuten gelang es zu entkommen.

Baranow durfte diese Ueberfälle nicht ungestraft lassen. Mit 4 kleinen Schiffen, zusammen mit 120 Russen bemannt und 400 Baidaren mit gegen 900 Aleuten ging er im Frühjahr des Jahres 1804 nach dem Alexander-Archipel. Auf einem Jagd- und Rachezug, den er mit einem Teil seiner Kräfte durch den Croß-Sund, die Stephens-Passage und Chatham-Straße ausführte, erbeutete er gegen 1600 Seeotterfelle und zerstörte die Dörfer der Kēk- und Kūju-Indianer, welche letztere bei der Annäherung Nanoks, unter welchem Namen Baranow an der ganzen Küste bekannt und gefürchtet war, sich überall geflüchtet hatten[1]). Am 19./8. September langte er in Sitka an, woselbst seit einem Monat die „Newa" unter Kapitän Lisiansky vor Anker lag, das erste russische Schiff, welches von Europa aus die Fahrt nach den Kolonieen gemacht hatte. Die „Newa" hatte zu der Krusensternschen Expedition gehört; von den Sandwich-Inseln war sie dann allein nach Kadiak gegangen, um die Provisionen für die russischen Kolonieen abzuliefern, hier aber hatte Lisiansky von der gegen die Sitka-Indianer geplanten Unternehmung gehört, und auf das Gesuch Baranows war er eiligst nach dem Norfolk-Sunde gesegelt.

Durch einen Sturm war Baranow von seiner aleutischen Heeresmacht getrennt worden, und erst allmählich trafen die einzelnen Abteilungen im Hafen ein. Es waren jetzt nur noch 350 Baidaren und 800 Aleuten, der Rest war entweder auf der Reise verunglückt oder wegen Krankheit nach der Jakutat-Bai zurückgesandt worden. Diese Schar wurde von 36 Häuptlingen geführt, welche wieder von den Beamten der Compagnie ihre Befehle empfingen.

Am 27./16. September war die ganze Heeresmacht versammelt, und der sofortige Angriff wurde nun für den Fall be-

[1]) Chliebnikow nennt folgende von Baranow besuchte Orte: Tschilchat, Kuznow, Kaknaut, Koukontan, Akku, Taku, Zultana, Stachin, Kēk und Kūju. Mit Ausnahme des vierten und siebenten sind sie mit den jetzigen Niederlassungen leicht zu identifizieren. Koukontan ist sicher der Name des Geschlechts (Kagontan), welcher mißverständlich für den Ort genommen wurde. (Chliebnikow 81.)

schlossen, daß die Eingeborenen die Gründung einer neuen Niederlassung nicht ruhig geschehen lassen wollten. Dieselben hatten ihren alten Wohnsitz, welcher auf einem steilen, isolierten Hügel gelegen war, demselben, auf welchem nachmals das russische Kastell erbaut wurde, verlassen und sich an der Mündung eines kleinen Baches, des Koloschen-Flusses der Russen, dem jetzigen „Indian river" verschanzt. Am 28./17. wurden nun die Schiffe bei völlig ruhigem Wetter von den Baidaren bis nahe an die alte Niederlassung hinbugsiert, woselbst sie am Abend vor Anker gingen, während vom Lande her lautes Lärmen vernommen wurde. Am 29./18. wurde dann der Hügel, der den Namen „Neu-Archangel" erhielt, von den Russen besetzt, und einige Geschütze daselbst aufgepflanzt. Gegen Abend kam ein Abgesandter der Sitka-Indianer mit friedlichen Anerbietungen, dem eröffnet wurde, daß man geneigt wäre, zu unterhandeln, wenn die Häuptlinge selber erschienen.

Am nächsten Morgen kam derselbe Abgesandte mit einem anderen Indianer, der von seinen Landsleuten als Geisel gesandt wurde. Beide sangen eine melancholische Weise, als sie sich in einem Canoe näherten. Bei der Landung warf sich dann der als Geisel gesandte Indianer flach auf den Rücken in das seichte Wasser und blieb in dieser Lage, bis er aufgehoben und mit seinem Gefährten in das Lager der Russen geführt wurde. Diesesmal brachte der Bote ein Seeotterfell als Geschenk für Baranow mit, der ihn dagegen mit einem warmen Anzug beschenkte und mit derselben Antwort wie am vorhergehenden Tage entließ. Zu Mittag näherten sich dann 30 mit Feuerwaffen versehene Indianer bis auf Büchsenschußweite dem Hügel und fingen nochmals zu unterhandeln an. Baranow verlangte noch zwei angesehene Persönlichkeiten als Geiseln und die Ueberlassung des von ihm innegehaltenen Hügels zur Gründung eines Forts. Aber hierauf gingen die Tlinkit nicht ein. Mit dem mehrmaligen Ausrufe „uh-uh-uh" erhoben sie sich und kehrten zu den Ihrigen zurück, nachdem ihnen noch die Dolmetscher verkündet hatten, daß nunmehr der Angriff auf ihre Verschanzungen erfolgen werde.

Am 1. Oktober / 20. September nahmen auch die 4 Schiffe Newa, Jermak, Katharina und Alexander, in einer Linie Auf-

stellung vor der oben erwähnten Verschanzung. Lisiansky ließ eine weiße Flagge an Bord der „Newa“ aufhissen, und sogleich erschien eine eben solche auf der feindlichen Festung. Als aber weiter keine friedlichen Schritte seitens der Indianer geschahen, wurde das Feuer von den Schiffen eröffnet. Zur Zerstörung der am Strande befindlichen Canoes, von denen einige so groß waren, daß sie 60 Mann zu tragen vermochten, wurde Lieutenant Arbusow mit zwei Booten und einem Vierpfünder abgesandt; da er jedoch von der See aus wenig ausrichten konnte, landete er und rückte mit dem Geschütz gegen die Festung vor. Als dies Baranow sah, ging auch er mit etwa 150 Mann und einigen leichten Geschützen ans Land, und getäuscht durch die beim Feinde herrschende Stille, die nur dann und wann durch einen Büchsenschuß unterbrochen wurde, befahl er gegen 6 Uhr abends die Verschanzung zu stürmen.

Aber als nun die Stürmenden den Wällen nahe gekommen waren, wurden sie plötzlich durch ein wohlgezieltes Feuer empfangen, welches die Aleuten so erschreckte, daß sie schleunigst die Flucht ergriffen und die Geschütze im Stich ließen. Zugleich machten nun die Tlinkit einen heftigen Ausfall, und nur mit Mühe gelang es der kleinen russischen Schar, unterstützt durch das Feuer der „Newa“, den Rückzug zu bewerkstelligen und die Geschütze in Sicherheit zu bringen. Allein von der Besatzung der „Newa“ wurden bei dieser Gelegenheit 14 Mann verwundet und 2 getötet; Baranow selber hatte eine Wunde am Arm erhalten und wurde dadurch verhindert, die weiteren Unternehmungen zu leiten. Einen der getöteten Russen spießten die Tlinkit sofort auf ihre Speere auf und zeigten ihn so den Augen seiner Landsleute.

Am folgenden Tage starb noch einer der verwundeten Matrosen.

Lisiansky, der jetzt die Belagerung leitete, ließ eine lebhafte Kanonade von den Schiffen auf die feindliche Stellung eröffnen, welche auch die Wirkung hatte, daß am Nachmittag die Tlinkit Friedensanerbietungen machten. Sie erboten sich den Platz zu übergeben, einige der angesehensten Familien als Geiseln zu lassen und die in ihren Händen befindlichen aleutischen Gefangenen auszuliefern. Auch wurde noch an demselben Abend ein

junger Mann als Geisel gesandt, und weitere Geiseln und einige Gefangene wurden an den folgenden Tagen ausgeliefert. Als aber Lisiansky durch diese vernahm, daß die Tlinkit zu den Einwohnern von Husnoff um Unterstützung gesandt hatten, verlangte er ungesäumte Räumung des Forts, welche auch von dem ersten Häuptlinge für den 6. Oktober zugesagt wurde. Nichts desto weniger wurden auch an diesem Tage keine Anstalten zu derselben gemacht, und Lisiansky ließ deshalb das Feuer wieder eröffnen. Gegen 8 Uhr abends endlich hörte man von den Schiffen das „uh-uh-uh“ der Eingeborenen, das verabredete Zeichen ihrer Einwilligung, welches mit einem Hurra der Russen beantwortet wurde. Darauf stimmten die Tlinkit noch einen Gesang an.

Am Morgen des folgenden Tages, des 7. Oktober / 26. September, sah man eine Anzahl Raben um die Befestigungen herumfliegen; ein Bote, der ans Land geschickt wurde, um nach der Ursache dieser Erscheinung zu forschen, meldete, daß die Eingeborenen während der Nacht das Fort verlassen hätten, und nur zwei alte Frauen und ein kleiner Bube zurückgeblieben seien. — Durch diese unerwartete Flucht fiel den Russen ein reicher Vorrat an Lebensmitteln und 20 große Canoes in die Hände. Als Lisiansky das verlassene Fort betrat, wurde er durch den Anblick der Leichen kleiner Kinder und Hunde überrascht, welche vermutlich von den Wilden getötet worden waren, um ihre Flucht besser verbergen zu können.

Das Fort bildete nach Lisiansky ein unregelmäßiges Quadrat, dessen längste Seite nach der See zu lag. Die Wälle waren von Holz, aber so dick und stark, daß die Kanonenkugeln von der „Newa“ nicht hindurchdrangen. Ein Thor und zwei Oeffnungen für die beiden Geschütze, welche die Eingeborenen besaßen, und welche in dem Takelwerk der „Newa“ beträchtlichen Schaden angerichtet hatten, waren auf der Seeseite angebracht; zwei andere Ausgänge führten von der entgegengesetzten Seite in den Wald. Innerhalb der Verschanzung waren 14 Häuser, die nach Lisianskys Schätzung wenigstens 800 männliche Bewohner enthalten haben mochten. Mangel an Munition schien die Hauptursache der Räumung gewesen zu sein.

Baranow ließ das Fort sofort zerstören, zu welchem Zwecke

300 Mann ans Land gesetzt wurden. Nachdem alles Brauchbare daraus entfernt worden war, brannte man es bis auf den Boden nieder. Am folgenden Tage zogen sich dann die Russen, die außer einigen Aleuten im ganzen 6 der ihrigen verloren hatten, nach Neu-Archangel zurück, woselbst sofort die nötigen Baulichkeiten errichtet wurden.

Lisiansky berichtet noch, daß gegen 200 Grabmäler der Eingeborenen von den erbitterten Russen zerstört wurden; nur eines wurde geschont, das eines Häuptlings, der den Russen stets freundlich gesinnt gewesen war.

Für die gefallenen Russen wurde später am Koloschen-Fluß eine Denksäule errichtet, welche noch von Holmberg erwähnt wird; bis vor wenigen Jahren sollen auch noch einige Reste der Verschanzungen vorhanden gewesen sein, doch haben wir von alledem bei unserem Besuche der Wahlstatt nichts mehr wahrnehmen können. Vielleicht aber dürften Nachgrabungen noch manche Erinnerungen an diese in der Geschichte der Tlinkit merkwürdige Episode zu Tage fördern.

Als Lisiansky im nächsten Jahre, 1805, von Kadiak, woselbst er überwintert hatte, nach Sitka zurückkehrte, fand er daselbst bereits 8 neue und schöne Gebäude vor und Land für 15 Küchengärten urbar gemacht. — Die Tlinkit hatten den Winter über zerstreut gelebt, jetzt aber sich wieder gesammelt und ein neues Fort an der Chatham-Straße, gegenüber Husnoff (Chūtsinu) erbaut. Auf die Einladung von Baranow sandten sie eine Gesandtschaft an ihn zur definitiven Vereinbarung des Friedens, deren Ankunft in Neu-Archangel Lisiansky mit folgenden Worten beschreibt: „Gegen 4 Uhr nachmittags zeigten sie sich in fünf Booten, in einer Front auf das Fort losrudernd. Kurz vor demselben fingen sie zu singen an, und unsere Aleuten eilten ihnen entgegen, während die Tschugatschen, welche sie hereinführen sollten, sich schnell hierzu vorbereiteten, indem sie das Haar mit Adlerdunen puderten und sich in ihren besten Staat warfen. Viele von ihnen waren nur mit einer fadenscheinigen Jacke bekleidet, und andere gingen stolz einher, nur bedeckt mit einem alten Hute oder angethan mit einem Paar zerfetzter Beinkleider. Mit diesen Lumpen trugen sie sich jedoch eben so stolz, wie der gezierteste Geck in Europa. Dicht am Strande machte die Gesellschaft Halt

und begann einen Tanz in den Booten. Der Häuptling selber machte die wunderlichsten Bocksprünge, indem er sich dabei beständig mit großen Federn fächelte.

Endlich wurde der Gesandte aus dem Boot auf einen Teppich gehoben und zu dem für ihn und sein Gefolge bestimmten Ort getragen [1])."

Auch Kotlian, der Hauptfeind der Russen, welcher die Zerstörung der alten Niederlassung angestiftet hatte, machte jetzt Baranow einen Besuch, um ihn seiner friedlichen Gesinnungen zu versichern. Der feierliche Empfang jedoch, auf welchen er rechnete, konnte ihm zu seinem großen Leidwesen nicht zu teil werden, da die Aleuten inzwischen auf die Seeotterjagd ausgezogen waren. Indessen wurde auch er von einigen Leuten auf den Schultern ans Land getragen. — Solche Besuche der Tlinkit werden auch von Langsdorff geschildert, der als Begleiter des Kammerherrn von Resanow den Winter von 1805 bis 1806 in Sitka zubrachte. „Sie kommen," sagt er, „gewöhnlich in Gesellschaft von mehreren Personen beiderlei Geschlechts in großen, aus einem einzigen Baumstamm zierlich und kunstmäßig verfertigten Canoes und nähern sich dem russischen Etablissement jedesmal mit Gesang und taktmäßigem Rudern. Wenn sie beinahe den Landungsplatz erreicht haben, so machen sie halt, und einer aus ihrer Mitte hält eine lange Rede. Sie betreten das Land nicht eher, als bis ihnen Nanok, d. h. Herr von Baranow, oder einer seiner Abgesandten zum Landungsplatz entgegengegangen ist und ihnen Erlaubnis zum Landen und die Versicherung einer freundschaftlichen Aufnahme gegeben hat. Von den Dolmetschern hörte ich, daß diese Reden, die mit rhetorischer Kunst abgefaßt und aus langen, zusammenhängenden Perioden zu bestehen scheinen, die immerwährende Wiederholung eines und desselben Gedankens, oft der nämlichen Worte sind, z. B.: wir waren eure Feinde, wir waren eure Feinde, wir haben euch geschadet; ihr waret unsere Feinde, ihr habt uns geschadet; wir wollen gute Freunde sein; wir wollen das Vergangene vergessen; wir wollen euch nicht mehr zu schaden suchen; thut uns auch nichts mehr; seid unsere guten Freunde und dergleichen. Diese und dergleichen Reden dauerten wohl eine halbe Stunde; dann erst traten sie nach er-

[1]) Lisiansky 221.

haltener Versicherung von Freundschaft und guter Aufnahme ans Land. Herr von Baranow, der die Gebräuche dieser Menschen schon seit vielen Jahren studiert, läßt gewöhnlich sogleich ein Zelt für sie aufschlagen und ein reichliches Mahl bereiten. Bloß das Oberhaupt oder der Vornehmste der Gäste darf auf den Festungshügel kommen, die übrigen nicht."

„Der Besuch der „Kaluschen" war gewöhnlich mit der Absicht eines kleinen Tauschhandels verknüpft; sie brachten nämlich Seeotterfelle mit, schenkten diese an Herrn von Baranow und erbaten sich notwendige Bedürfnisse von gleichem Werte zum Gegengeschenk; waren sie mit diesen nicht zufrieden oder forderten sie zu viel, so nahmen sie die schon verschenkten Felle wieder zurück" [1]).

Ende Oktober 1805 besuchte Langsdorff in Gesellschaft des amerikanischen Händlers Wolf und begleitet von einigen Aleuten und einer Dolmetscherin die neue Niederlassung der Tlinkit an der Chatham-Straße. Hier wurde er von dem Häuptlinge Dlchätin, dem Vater seiner Begleiterin, und dessen ganzem Stamme sehr freundlich aufgenommen. Man trug die Ankömmlinge über eine Strecke Weges auf den Händen und brachte sie und ihr Gepäck in das Haus Dlchätins, ohne daß auch nur die geringste Kleinigkeit vermißt wurde. Die Festung lag nach Langsdorff auf der nordöstlichen Landspitze an der Mündung der Peril-Straße in die Chatham-Straße, auf einem steilen Felsen, der sich mehrere hundert Fuß über den Meeresspiegel erhob. Der einzige Zugang zu derselben war durch ein Verhau von großen Baumstämmen sehr erschwert worden. Der Felsen selbst war durch eine doppelte, 12 bis 15 Fuß hohe Verpallisadierung von 3 bis 4 Fuß dicken und dicht an einander gereihten Baumstämmen gegen den Angriff der Feinde gesichert. Ein hoher natürlicher Erdwall bedeckte noch außerdem die hinter ihm liegenden Wohnungen, sodaß diese von der Seeseite her von keinem Schiffe gesehen werden konnten.

Die Zahl der Bewohner dieser Festung schätzte Langsdorff auf 1300 bis 1400 Köpfe. In dem Hause seines Wirtes lebten allein 30 bis 40 Menschen. Das Innere der Wohnungen, sowie die Menschen selber beschreibt er als außerordentlich schmutzig.

---

[1]) Langsdorff II, 95.

„Der Rauch, der Gestank von Fischen und von Thran, der Anblick der mit Kohlen und Erden beschmierten und durch den Lippenlöffel entstellten Gesichter ist ekelhaft, und die manchen unglaublich scheinenden Handlungen erregten Widerwillen und Abscheu. Viele suchten z. B. das Ungeziefer aus den stinkenden Pelzkleidern und brachten die lebendige Beute sogleich nach dem Munde [1]."

Die Einnahme von Sitka hatte die Tlinkit keineswegs völlig gedemütigt. Noch im Jahre 1805 wurde das Fort in der Jakutat-Bai von den Jakutats überfallen und der Befehlshaber desselben, Larionow, mit 12 Promyschlenniks, die bei verschiedenen Arbeiten zerstreut waren, getötet [2]. Durch diesen Erfolg ermutigt, planten sie sogar einen Anschlag auf die im Tschugatskischen und Kenaischen Meerbusen befindlichen russischen Plätze. In 8 großen Booten fuhren sie bis zur Mündung des Kupferflusses; hier blieben 6 derselben zurück, während die übrigen 2 auf die Konstantinowskische Redoute zu fuhren, woselbst ihr Häuptling Fedor, der als Taufsohn Baranows für einen ergebenen Freund der Russen galt, dem Befehlshaber Uwarow vorspiegelte, daß sie zum Handel mit den Tschugatschen gekommen wären. Uwarow erhielt jedoch durch einen tschugatskischen Sklaven, welcher aus dem Lager der Tlinkit am Kupferflusse entwichen war, von dem Anschlage Kenntnis und nahm Fedor gefangen. Die Tschugatschen, gleichfalls davon benachrichtigt, luden die Jakutats zu einem Feste ein, während dessen sie unvermutet über sie herfielen und alle, bis auf einen oder zwei, erschlugen. Fedor nahm sich in der Nacht selber das Leben. Die übrigen Tlinkit aber, die am Kupferflusse zurückgeblieben waren, ergriffen aus Furcht vor den Tschugatschen trotz der aufgeregten See schleunigst die Flucht; ihre Boote jedoch kenterten auf der vor der Mündung gelegenen Bank, und diejenigen, welche noch dem Tode in den Wellen entronnen waren und sich an die Küste der Ugalachmuten gerettet hatten, wurden hier von den ihnen von Alters her verfeindeten Eingeborenen erschlagen. So blieb von

---

[1]) Langsdorff II, 102 bis 117.

[2]) Nur die Frau des Larionow, die Tochter eines Häuptlings, und ihre beiden Kinder wurden am Leben gelassen. (Holmberg, Entwickelung der Russisch-Amerikanischen Compagnie, S. 59.)

dem Stamme der Jakutats, der vorher 200 Krieger zählte, kaum ein einziger übrig [1]).

Die Zerstörung der Jakutat-Niederlassung hatte übrigens für die Russen noch einen anderen großen Verlust zur Folge. Im Herbste des Jahres 1805 wurden die aleutischen Jäger (Konjagen), welche im vorhergehenden Jahre nach Sitka gebracht worden waren, von hier unter Demjanenkows Führung nach Kadiak zurückgesandt. Als diese auf der Reise davon Kenntnis erhielten, daß das Fort in der Jakutat-Bai in die Hände der Tlinkit gefallen war, setzten sie bis auf 30 Baidaren, welche eine Landung wagten, trotz der großen Ermüdung und des stürmischen Wetters ihre Fahrt fort, bei der alle mit Ausnahme eines einzigen, im ganzen über 200, ihren Tod fanden [2]).

So lange Baranow in Neu-Archangel weilte, hielt die Furcht vor ihm die Tlinkit von Unternehmungen gegen diesen Platz ab. Als er aber im Herbst des Jahres 1806 nach Kadiak zurückkehrte, sammelten sie sich in bedrohlicher Weise auf den umliegenden Inseln, und durch Zuzüge von Tschilkat, Stakhin, Ak' und Hutsinu und anderen Orten stieg ihre Zahl bis auf 2000 Menschen und 400 Boote. Kuskow, dem Baranow den Platz anvertraut hatte, und der durch Tlinkit-Mädchen, welche in der Festung lebten, von den Anschlägen der Feinde wohl unterrichtet war, erkannte die Unmöglichkeit, sich gegen die vereinte Macht derselben zu behaupten. Er lud daher den mächtigsten der Häuptlinge, den Tschilkat-Häuptling, mit seinem Gefolge zu sich auf die Festung, empfing ihn mit großen Ehren, bewirtete ihn aufs beste und gab ihm reichliche Geschenke. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Der Tschilkat-Häuptling nannte Kuskow seinen Freund und versprach, um jeden Verdacht zu zerstreuen, sich in seine Heimat zu begeben. Dies that er auch, und so groß war sein Einfluß, daß alle übrigen Stämme seinem Beispiel folgten [3]).

Im Jahre 1808 verlegte Baranow den Hauptsitz der Verwaltung von Kadiak nach Neu-Archangel. Alle seine Bemühungen jedoch, mit den Tlinkit einen freundschaftlichen Verkehr zu unterhalten, hatten keinen dauernden Erfolg, und bei der Treulosigkeit

---

[1]) Chliebnikow, 102 bis 104.

[2]) Chliebnikow 100. — Langsdorff II, 192.

[3]) Chliebnikow 115.

derselben lebten die Bewohner von Neu-Archangel beständig in der Besorgnis eines Ueberfalls. Die feindselige Gesinnung der Eingeborenen gegen die Russen offenbarte sich besonders in den Jahren 1809 und 1813. In dem letzteren Jahre verbündeten sie sich mit den benachbarten Stämmen zu einer Ueberrumpelung der Festung. Schon hatten sie sich heimlich mit einer großen Menge von Waffen, Rüstungen und anderem Kriegsgerät versorgt, als der Anschlag noch zur rechten Zeit entdeckt und durch geeignete Maßregeln der Verwaltung vereitelt wurde. Doch fuhren sie fort, durch vereinzelte Raub- und Mordanfälle die Umgegend von Sitka unsicher zu machen. Selbst als im Jahre 1818 ein wohlbemanntes, russisches Kriegsschiff im Hafen von Sitka vor Anker lag, kamen beständig Ausschreitungen der Eingeborenen vor. Als von ihnen Geiseln verlangt wurden, erwiderten sie, daß sie dieselben nur dann geben würden, wenn auch die Russen sich dazu verständen. In der That entschloß sich die Verwaltung, diesem Verlangen nachzugeben und überließ ihnen zwei junge Kreolen im Austausch gegen die Neffen des Häuptlings. Die Uebergabe der Geiseln fand mit großem Ceremoniell statt, und mehrere Tage lang dauerten die Festlichkeiten. Wirklich hörten damit die Feindseligkeiten der Eingeborenen eine Zeit lang auf, und selbst der Pelzhandel mit den Russen wurde von ihnen wieder aufgenommen. Als sie dann die russischen Geiseln zurückbrachten, verlangten sie die Rückgabe der ihrigen, welche Forderung ihnen auch bewilligt wurde [1]).

Baranow befand sich zu dieser Zeit nicht mehr an der Spitze der Verwaltung; bereits im Beginn des Jahres 1818 hatte er sein Amt in die Hände des ihm von der obersten Verwaltung in St. Petersburg bestimmten Nachfolgers gelegt, nachdem er fast 30 Jahre lang die Verwaltung der Kolonieen mit größter Umsicht und Uneigennützigkeit geleitet hatte.

Baranow gehörte zu den außerordentlichsten Menschen seiner Zeit. „Ohne Mittel,“ sagt Lütke [2]), „mit Leuten, die fähiger

---

[1]) Tichmenew I, 240 bis 241.

[2]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 165—166. Auch Langsdorff, der nur allzu geneigt war, die Zustände in den Kolonieen in dem schlimmsten Lichte zu betrachten, kann nicht umhin, Baranow ein rühmendes Zeugnis auszustellen. (Langsdorff II, S. 60.)

dazu waren, eine Gesellschaft umzustoßen, statt sie zu gründen, gezwungen den Seinigen ebenso sehr zu mißtrauen als den Wilden, die von den Civilisierten aufgereizt und angestachelt wurden, immer im Kampfe mit Hindernissen und Entbehrungen, einige Jahre hindurch nicht nur ohne Unterstützung, sondern selbst ohne Nachrichten von Rußland gelassen, organisierte und erweiterte Baranow die Jagd der Pelztiere und den Pelzhandel in einem so großartigen Maßstabe und auf einer so festen Grundlage, daß, wenn auch in Einzelheiten später eine Verbesserung und Veränderung nötig wurde, doch das Wesen der Operationen bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben ist."

In den letzten Jahren seiner Verwaltung zeigte jedoch Baranow nicht mehr die alte Energie, und vom Alter geschwächt und niedergebeugt von der aufreibenden Thätigkeit bat er wiederholt um seine Entlassung. — Aber der erste, der zu seinem Nachfolger ausersehen war, der Kollegien-Assessor Koch, von Geburt ein Hamburger, starb noch auf der Ueberfahrt in Petropawlosk im Jahre 1811. Da wurde Bornowolokow mit dem Schiffe „Newa" gesandt, aber bei der Einfahrt in den Hafen von Sitka litt das Schiff am Vorgebirge Edgecumbe Schiffbruch, und Bornowolokow fand dabei seinen Tod. Erst im Jahre 1818 fand Baranow in dem Kapitän Hagemeister einen Nachfolger. Auf dem Schiffe „Kutusow" verließ er dann im Herbst desselben Jahres die Kolonieen, aber er war nicht mehr im stande, die veränderte Lebensweise und den Wechsel des Klimas zu ertragen, und starb am 28./16. April 1819 auf der Rhede von Batavia im Alter von 72 Jahren. Trotzdem er fast 30 Jahre lang die Kolonieen verwaltet hatte, ohne Rechnung zu legen, hinterließ er kein Vermögen [1]).

Die wichtigste Veränderung in der Verwaltung der Kolonieen, welche von dem Nachfolger Baranows vorgenommen wurde, war die Abschaffung des Gebrauches, daß die Promyschlenniks nur durch einen bestimmten Anteil an den Erträgen der Jagd bezahlt wurden [2]); von nun ab erhielten sie ein festes Gehalt, Wohnung, Feuerung und Licht gegen die Verpflichtung, sich nicht am Handel

---

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 165. Anmerkung.

[2]) Vgl. Langsdorff II, 63, über die daraus entstandenen Unzuträglichkeiten.

zu beteiligen. Ihre Lage wurde dadurch beträchtlich verbessert; während früher nur sehr wenige von ihnen mit einigen Ersparnissen in die Heimat zurückkehren konnten, sollen in dem Zeitraum von 12 Jahren, von 1818 bis 1830, von 576 Russen, welche, mit einer Schuld von 367 650 Rubeln behaftet, in die Kolonieen gekommen waren, 411 mit einem Kapital von 248 000 Rubeln zurückgekehrt sein [1]).

Die strenge, militärische Disziplin, die schon Baranow eingeführt hatte, wurde beibehalten; jedem war für den Fall eines feindlichen Ueberfalls seitens der Eingeborenen oder einer Feuersbrunst sein bestimmter Platz zugewiesen, und durch regelmäßige Inspektionen und häufige Alarmierungen wurde dafür gesorgt, daß diese Anordnungen nicht in Vergessenheit gerieten [2]).

Einigen Tlinkit, die sich unter den Schutz der Compagnie begeben hatten, gestattete Hagemeister, sich außerhalb der Festung niederzulassen, auch versuchte er sie zur Ausführung von Hausarbeiten zu gewinnen.

Mit einem französischen Händler, Roquefeuil, der zu dieser Zeit die Nordwestküste besuchte, schloß Hagemeister einen Vertrag, nach welchem er ihm 30 Baidaren mit je zwei Kadiaken unter der Aufsicht zweier Agenten überließ und dafür die Hälfte der Jagdbeute zugesichert erhielt. Dieser Jagdzug hatte einen unglücklichen Ausgang. Im Bucareli-Sund, in der Nähe von Chlowak, wurden die Jäger, welche ein Lager am Strande bezogen hatten, plötzlich von den Eingeborenen überfallen. In diesem Kampfe verloren 20 Kadiaken ihr Leben, und 12 wurden verwundet, von welchen letzteren einer noch nachträglich starb. Die übrigen bis auf zwei Vermißte, die vermutlich ertrunken waren, retteten sich durch Schwimmen. — Infolge dieses Mißgeschickes kehrte Roquefeuil unverrichteter Sache nach Sitka zurück. Einer Bedingung des Vertrages gemäß hatte er für jeden von den Eingeborenen getöteten Kadiaken 200 Piaster als Sühne zu zahlen. — Roquefeuil gab dann die Jagd ganz auf und trieb nur noch Handel mit den Eingeborenen in den Koloschen-Straßen, namentlich in der Chatham-Straße, doch hatte er auch dabei nur geringen Erfolg,

---

[1]) Lütke I, 119 bis 121; vgl. auch Wrangell in Baer und Helmersen, Beiträge, Bd. I, S. 31 bis 32.

[2]) Lütke I, 122.

da sein Warenvorrat dem Geschmacke der Indianer wenig entsprach. Diese begehrten namentlich Flinten, Munition und Decken, aber nur guter Qualität, dann noch Aexte, Feilen, Messer, kleine Spiegel, Glasperlen, Taschentücher und andere leinene und wollene Waren. Für ein gutes Seeotterfell forderten und erhielten sie eine Flinte. Biskuit, Reis, Melasse und Spirituosen dienten als Zugaben.

Bereits im Herbst des Jahres 1819 übertrug Hagemeister die Verwaltung an Janowski, der sie bis zum Jahre 1821 inne hatte. In diesem Jahre wurden durch einen Ukas des Kaisers Alexander I. die Privilegien der Compagnie auf weitere 20 Jahre bestätigt.

Von 1821 bis 1826 war Murawiew Verwalter der Colonieen. Unter seiner Verwaltung erfolgte eine für die Umgestaltung der bisherigen Beziehungen der Russen zu den Tlinkit wichtige Maßregel. Bisher war es, abgesehen von den wenigen von Hagemeister gestatteten Ausnahmen, keinem Tlinkit erlaubt, in der Nähe des Fort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Im Frühling, zur Zeit der Heringszüge, versammelten sie sich hier wohl bis zur Stärke von 1000 Seelen und ebensoviele fanden sich auf den benachbarten Inseln ein, um den Rogen der Heringe zu sammeln; aber nur sehr wenige durften für längere Zeit ihre Hütten in der Nachbarschaft der Festung aufbauen, und dann wurden ihnen die Waffen abgenommen. Murawiew jedoch erlaubte ihnen, eine große Niederlassung dicht neben der Festung zu gründen, indem er von der richtigen Voraussetzung ausging, daß, wenn er ihre Frauen, ihre Kinder und ihr Hab und Gut unter seinen Kanonen hätte, er sie viel eher im Zaume halten könnte und über ihre bösen Absichten besser unterrichtet sein würde. — In der That wurden die Tlinkit seitdem viel lenksamer; auch gewährten die Verbindungen der Russen mit den Weibern, welche auch früher schon zur Entdeckung manches Anschlages geführt hatten, die Möglichkeit, alles, was bei den Tlinkit vorging, in Erfahrung zu bringen [1].

Um den amerikanischen Schiffen den Handel mit Feuerwaffen in den russischen Kolonieen zu wehren, wurden im Jahre 1821 und den vier folgenden Jahren Kriegsschiffe von Kronstadt aus

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I. 112.

abgesandt, von denen jedoch nur eines, die Korvette „Apollo“, Kapitän Schabelski, wirklich in den Meeresstraßen kreuzte, ohne jedoch im stande zu sein, auch nur einen der zahlreichen amerikanischen Schmuggler, welche sich daselbst befanden, zu ergreifen. So unausführbar danach eine wirksame Durchführung des Verbotes der Einfuhr von Feuerwaffen war, so wenig hätte dieselbe jetzt großen Nutzen gewähren können. 20 Jahre hindurch hatten Engländer und Amerikaner beständig diesen Handel betrieben, die Seeottern waren vernichtet und alle Stämme ringsum so vollständig mit Feuerwaffen versorgt worden, daß sie den Gebrauch ihrer alten Waffen ganz verlernt hatten und ohne Flinte nicht mehr im stande waren, ein einziges Tier zu töten [1]).

Mit dem einen der von Kronstadt ausgesandten Schiffe machte auch Kotzebue, der Sohn des bekannten Dichters, seine zweite Weltumsegelung von 1823 bis 1826. Während derselben lag er zu zwei verschiedenen Malen, 1824 und 1825, längere Zeit in Sitka vor Anker, wodurch seinen wissenschaftlichen Begleitern, Hofmann und Eschscholtz, Gelegenheit zu geognostischen, botanischen

---

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 129.

Nach Roquefeuil war der vorzugsweise von englischen und amerikanischen Schiffen betriebene Pelzhandel an der Nordwestküste am blühendsten in den Jahren 1804 bis 1807, in welchem Zeitraume im ganzen 59346 Felle nach China eingeführt wurden, davon allein im Jahre 1805 17445. In den folgenden 5 Jahren, 1808 bis 1812, betrug die Anzahl der Felle 47962; in den beiden Kriegsjahren 1813 bis 1814 nur 6200,

im Jahre 1815 4300
„ „ 1816 3650
„ „ 1817 4177
„ „ 1818 4500 bis 4800 Felle.

Die amerikanischen Händler pflegten jedesmal zwei Campagnen zu machen, indem sie entweder an der Nordwestküste oder auf den Sandwich-Inseln überwinterten. Sie rechneten darauf, außer anderen geringwertigen Fellen im ganzen 1500 Seeottern zu erwerben.

Im Jahre 1820 wurde durch einen Ukas der russischen Regierung den fremden Nationen der Handel mit den Eingeborenen in den von den Russen beanspruchten Küstengebieten des Großen Ozeans, d. h. auf der amerikanischen Seite von der Bering-Straße bis zum 51. Grad nördl. Breite, auf der asiatischen bis zu 45° 40′ gänzlich untersagt und jede Annäherung an die Küsten auf weniger als 100 italienische Meilen verboten. — (Roquefeuil 298 bis 299.) Dies Verbot kam jedoch zu spät und ist niemals wirksam gehandhabt worden. (Lütke I, 128.)

und zoologischen Studien dargeboten wurde. Die Schilderung der Tlinkit aber, die Kotzebue in seinem Reisewerk gegeben hat, ist völlig wertlos, da sie durch die größten Uebertreibungen und unbegründetsten Behauptungen zu einem Zerrbilde geworden ist, in dem Wahres und Falsches kritiklos durcheinander gemengt sind.

Murawiews Nachfolger in der Verwaltung der Kolonieen war Tschistakow, 1826 bis 1831. Unter ihm besuchte im Jahre 1827 Lütke mit der Korvette „Seniavin“ die Kolonieen. Wiewohl sein Aufenthalt in Neu-Archangel nur 5 Wochen dauerte, so boten dieselben doch ihm und seinen wissenschaftlichen Begleitern, Kittlitz, Mertens und Postels, zu zahlreichen interessanten Beobachtungen Gelegenheit. In seinem 1835 herausgegebenen Reisewerke konnte Lütke neben wertvollen statistischen Nachrichten über die Verwaltung der Kolonieen, welche er vorzugsweise Tschistakows Nachfolger, dem Baron von Wrangell, verdankte, auch eine eingehende Schilderung des Landes und der Eingeborenen geben, unter geschickter Verwendung der ihm zur Verfügung gestellten handschriftlichen Aufzeichnungen des ehemaligen Bureau-Vorstehers in Neu-Archangel, Chliebnikow, der 15 Jahre lang in den Kolonieen gelebt hatte. Durch die Benutzung dieser Materialien ist Lütkes Reisebeschreibung für das Studium des Tlinkit-Volkes eine weit wertvollere Quelle geworden, als die große Mehrzahl der früheren und späteren Reiseschilderungen, welche nur die Eindrücke, welche während eines kurzen Aufenthalts gewonnen wurden, und die noch oft durch Unbekanntschaft sowohl mit der Sprache der Eingeborenen, wie mit der der russischen Bevölkerung getrübt sind, wiedergeben. — In den folgenden Kapiteln werden wir noch öfters Gelegenheit haben, auf die in Lütkes Reisebeschreibung enthaltenen Angaben über die Tlinkit zurückzukommen, hier möge nur das erwähnt werden, was auf das damalige Verhältnis der Russen zu den Tlinkit Bezug hat.

Ueber die Veränderung, welche in dem Verhalten der Tlinkit den Russen gegenüber vorgegangen war, giebt Lütke die folgende Schilderung: „Die Koloschen,“ sagt er, „sind heute nicht mehr dieselben, wie vor 10 oder 15 Jahren. Damals war es für einen einzelnen Mann gefährlich, sich über Kanonenschußweite vom Fort zu entfernen, Morde ohne jede Veranlassung waren sehr gewöhnlich; jetzt hört man nichts mehr davon; die Einwohner

von Neu-Archangel durchstreifen ohne Gefahr allein die Umgegend, besuchen die warmen Quellen u. s. w. Ehemals wurde der geringfügigste Streit selten ohne Blutvergießen beschlossen; auch heute noch legen sie bei jeder Erregung die Hand an die Flinte und stürzen sich in ihr Canoe; aber die Auseinandersetzungen, bei denen sich die Frauen gewöhnlich lebhaft beteiligen, führen meist zu einer friedlichen Beilegung des Streites. Kurz vor unserer Ankunft wurde ein Kolosche, der in der Nacht nicht auf den Anruf einer Schildwache antwortete, durch einen Schuß getötet, und während unseres Aufenthaltes zerschmetterte ein geisteskranker Promyschlennik durch einen Steinwurf das Haupt eines Eingeborenen; beide Ereignisse blieben aber ohne weitere Folgen. Den neuesten Nachrichten zufolge hatten zwei Sklaven, die bei einer Festlichkeit geopfert werden sollten, nachdem es ihnen gelungen war, zu entfliehen, in der Festung eine Zuflucht gesucht. Der Gouverneur nahm sie unter seinen Schutz und verweigerte ihre Auslieferung an die Häuptlinge, die dies nicht übel nahmen" [1]).

Der Verkehr mit den Russen wurde auch den Eingeborenen zum Bedürfnis. Die Häuptlinge kleideten sich gern in russische Uniformen und waren so eitel dabei, daß, als sie bei der Ankunft Lütkes den veränderten Schnitt derselben wahrnahmen, sie nicht ruhten, bis auch sie ihn nachgeahmt hatten. Im letzten Jahre faßte auch der Häuptling der Sitka-Indianer, Naúschket oder Naúschketl, den Entschluß, zum Christentum überzutreten, ohne daß er dazu von den Russen ermuntert worden wäre [2]).

Der Handel der Russen mit den Eingeborenen wurde fast nur in Sitka selbst betrieben, da die Vorteile eines direkten Handels in den Meeresstraßen im Vergleich zu den großen Gefahren, welche derselbe bot, zu gering waren. Die Vorsichtsmaßregeln, welche man bei einem solchen Handel in dem Straßengewirr beobachten mußte, waren nach Lütke beispiellos. „Der Vorderteil der Schiffe wurde durch ausgespannte Segel bis Mannshöhe abgesperrt. Hinter dieser Wand nahm die bewaffnete Mannschaft Aufstellung, unterstützt durch einige mit Kartätschen geladene Kanonen, und mit brennender Lunte. Rings um das Schiff breitete

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 143.
[2]) Lütke, l. c. p. 145.

man bis zur Höhe des Mastkorbes die Enternetze aus, welche nur an einer Stelle eine Oeffnung hatten, durch die ein einziger Mensch hindurchgehen konnte. Bevor dann der Tauschhandel eröffnet wurde, ließ der Befehlshaber des Schiffes den Häuptling kommen, zeigte ihm alle seine Vorbereitungen, und machte es ihm zur Bedingung, daß niemals mehr Käufer als die bestimmte Zahl auf dem Schiff zu gleicher Zeit sein sollten, daß niemand sich weiter als bis auf 10 Schritte der Wand näherte, und daß man es nicht als eine Verletzung des Friedens ansehen sollte, wenn jemand, der diese Vorschriften nicht befolgte, getötet würde. Danach konnte der Superkargo ohne Gefahr den Tauschhandel eröffnen; die geringste Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregeln hätte aber die bedenklichsten Folgen haben können" [1]).

Es konnte aber dieser Handel, zumal da die Russen an bestimmte, von der obersten Verwaltung in Petersburg festgesetzte Preise gebunden waren, die Konkurrenz der Schiffe aus den Vereinigten Staaten nicht ertragen, und schließlich hörte er fast ganz auf. Der mittlere Jahresertrag belief sich auf nicht mehr als 30 Seeottern, 10 Biber und ebensoviele Fischottern. Eine Erhöhung des Preises für eine Seeotter auf 100 bis 150 Rubel hob wieder ein wenig den Handel, sodaß man von 1826 bis 1829 durchschnittlich 80 Seeottern, 400 Biber, 300 Füchse und 60 schwarze Bären jährlich erhielt.

Eine schwere Schädigung für den Pelzhandel war die Leichtigkeit, mit der die Tlinkit auf andere Weise ihre Bedürfnisse erwerben konnten, namentlich durch den Markt in Sitka, der zwischen der Festungsmauer und der nächsten Indianerhütte abgehalten wurde. „Wenn es an Fischen fehlt," schreibt Lütke, „so kauft man ihnen einige Heilbutten ab, oder Fett von Walfischen und Delphinen. Im Frühling bringen sie Baumrinden für die Bedachung von Schuppen, Kasernen und anderen Gebäuden, Eier von Möven, Alken und anderen Vögeln, Enten, Gänse und Waldhühner, Wurzeln und Kräuter verschiedener Art; im Sommer verkaufen sie Beeren und im Winter Bergschafe, Krebse, Muscheln u. dgl., ferner Erzeugnisse ihrer eigenen Arbeit, wie Hüte, Decken, Masken, Pfeifen und andere Kleinigkeiten. Dafür erhalten sie

---

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 135.

von den Russen und Aleuten Tabak, eiserne Kochtöpfe, Aexte, Glaswaren, Leinwand, Mitkal, sehr viel Kartoffeln, ja selbst Mehl" [1]). Außerdem erhielten sie durch die Compagnie noch wollene Decken, Kupfergeschirr, Bartborsten von Seelöwen zur Verzierung ihrer Hüte, Hermelinpelze u. a., wofür sie Dentalien zahlten, deren 100 ca. 20 Rubel wert geschätzt wurden, und welche die Compagnie für den Handel mit den Indianern des Innern gebrauchte.

Eine weitere Benachteiligung des Pelzhandels wurde durch die Verbindungen der Russen mit den Weibern der Eingeborenen herbeigeführt. „Die koloschischen Odalisken," schreibt Lütke, „verstehen es nicht weniger als die europäischen Tänzerinnen, ihre Verehrer zu berauben, und man sieht nicht selten, daß sich Promyschlenniks vollständig für die Toilette ihrer Schönen zu Grunde richten, trotz aller Bemühungen der Beamten, diesem Unfug zu steuern" [2]).

Von 1831 bis 1836 war Baron von Wrangell (gest. 1870), berühmt durch seine als Marine-Lieutenant an den Küsten des Sibirischen Eismeeres unternommenen Fahrten, Verwalter der Colonieen. Durch die von ihm verfaßten und von v. Baer herausgegebenen Nachrichten über die russischen Besitzungen in Amerika [3]) sind wir über den damaligen Zustand derselben aufs beste unterrichtet. Es bestanden damals 7 Verwaltungsbezirke: 1. der Bezirk der Kurilen, 2. der Bezirk von Atcha, 3. der Bezirk von Unalaschka, 4. der Bezirk von Kadiak, 5. der nördliche Bezirk, 6. die Kolonie Roß, 7. der Bezirk von Sitcha. In der Hauptfaktorei Neu-Archangel (Sitka oder Sitcha) hatte der Oberverwalter (Direktor) seinen Sitz. Die Bevölkerung dieses Ortes bestand 1833 aus 406 Europäern, 307 Kreolen und 134 Aleuten (aus Kadiak) und „Koljuschen". Außerdem waren zeitweise über 1000 unabhängige „Koljuschen" in dem benachbarten Indianerdorfe. Der Markt von Neu-Archangel wurde durch dieselben fast zu jeder Jahreszeit reichlich mit Lebensmitteln versorgt; der Wert der für dieselben den Koloschen gelieferten Tauschwaren belief sich im Jahre 1831 auf 800 Rubel nach den Kolonialpreisen. — Ueber-

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 136—137.
[2]) Lütke, l. c. p. 137.
[3]) Baer und Helmersen, Beiträge, Bd. I.

haupt hatte sich das Verhältnis der Russen zu den Eingeborenen ganz günstig gestaltet, sodaß Wrangell gar keine Gefahr mehr von Seiten der letzteren zu befürchten zu haben glaubte.

Auf Wrangells Betrieb wurde im Jahre 1834 der bisher in Unalaschka thätige Priester Weniaminow nach Sitka versetzt, und damit diesem um die Kunde von den Völkern der amerikanischen Nordwestküste hochverdienten Mann Gelegenheit gegeben, auch die Tlinkit durch jahrelangen Verkehr kennen zu lernen.

Johann Weniaminow war im Seminar zu Irkutsk erzogen worden. Als junger Mensch noch kam er im Jahre 1824 nach den aleutischen Inseln, woselbst er sich bald die Kenntnis der aleutischen Sprache aneignete und dadurch sowohl wie durch sein leutseliges, verständiges Verhalten die Gunst der Insulaner in hohem Grade zu gewinnen wußte. In seinen Mußestunden widmete er sich meteorologischen und anderen Naturbeobachtungen, indem er sich selbst die meisten Instrumente, welche er gebrauchte, konstruierte [1]). Von seinen Bemühungen in Sitka um die Einrichtungen von Schulen und um die Bekehrung der Eingeborenen wird in einem späteren Kapitel die Rede sein. Er wirkte hier nicht nur durch seinen unermüdlichen Eifer, sondern auch durch seine Persönlichkeit.

Belcher, der im Jahre 1837 unter dem Direktorate von Kuprianow Sitka besuchte, wurde beim Besuch der russischen Kirche überrascht durch die herkulische Gestalt des Paters, der in hohen Stiefeln und glänzenden Gewändern funktionierte, gegen 6 Fuß 3 Zoll groß und etwa 45 Jahre alt sein mochte. — Auch rühmte er sein geschicktes Auftreten [2]).

Im Jahre 1839 begab sich Weniaminow zur Synode nach

---

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. p. 130—131.

[2]) Simpson, der gleichfalls Weniaminow in Sitka kennen lernte, schilderte ihn mit den folgenden Worten: „His appearence, to which I have already alluded, impresses a stranger with something of awe, while, on further intercourse, the gentleness which characterizes his every word and deed, insensibly moulds reverence into love; and, at the same time, his talents and attainments are such as to be worthy of his exalted station. With all this, the bishop is sufficiently a man of the world to disdain anything like cant. His conversation, on the contrary, teems with amusement and instruction; and his company is much prized by all who have the honor of his acquaintance.“ Simpson II, 191.

St. Petersburg, der er eine Uebersicht über die Lage der rechtgläubigen Kirche auf den Aleuten, den Kurilen und in Amerika vorlegte. Nachdem er dann im Jahre 1840 zum Bischof erwählt worden war, kehrte er im folgenden Jahre nach Neu-Archangel zurück, woselbst er noch bis zum Jahre 1850 wirkte.

Mehr als irgend ein anderer ist Weniaminow um das Verständnis des Charakters, der Sitten und der Gebräuche der Eingeborenen bemüht gewesen. Ihm verdanken wir die vollständigste Sammlung der mythologischen Erzählungen der Tlinkit, und auch um die Kenntnis der Sprache derselben hat er sich verdient gemacht. Von seinem Eifer legen seine in russischer Sprache erschienenen Schriften [1]) Zeugnis ab. Trotz der kindlich naiven Darstellungsweise, die ihm Erman zuschreibt, zeigt er sich in ihnen als ein guter Beobachter und ein gewissenhafter Berichterstatter, nur dann und wann verleitet ihn sein theologischer Standpunkt zur Aufstellung von kühnen Hypothesen und zu gewagten Schlußfolgerungen. Seine thatsächlichen Angaben aber haben wir fast überall, wo wir sie zu prüfen Gelegenheit hatten, bestätigt gefunden.

Von 1836 bis 1840 war Kuprianow Direktor. Während seiner Verwaltung brachen im November 1836 die Pocken in Neu-Archangel aus, und im Verlaufe von drei Monaten starben von den Eingeborenen, die trotz der Bemühungen Weniaminows und des im Dienste der Compagnie stehenden Arztes Blaschke hartnäckig die Impfung verweigerten, etwa 400 erwachsene Menschen, d. h. die Hälfte der ganzen Bevölkerung, während von den Russen nur ein Mann starb. Im März 1837 ließ die Krankheit nach und im April hörte sie ganz auf. Auch unter den übrigen Stämmen, namentlich unter den Chutsinus, wütete die Epidemie, wenn auch nicht überall in gleicher Stärke. Nach dem Zeugnis Weniaminows hatte sie jedoch auch eine gute Wirkung dadurch, daß sie die Tlinkit von dem überlegenen Wissen der Russen überzeugte und ihr Vertrauen zu den Künsten ihrer Schamanen erschütterte. — Wurde dadurch schon eine Annäherung der Tlinkit an die Russen herbeigeführt, so war dies noch mehr der Fall durch die immer häufiger werdenden Verbindungen der Russen mit Tlinkit-Frauen.

[1]) Vgl. Litteraturverzeichnis.

Weniaminow spricht sich über die letzteren sehr günstig aus. „Fast alle von ihnen," sagt er, „sind sehr ordentliche Frauen; auch die letzte derselben ist nicht schlechter als eine gewöhnliche Aleutin. Viele von denen, die mit den Promyschlenniks leben, haben mehrere Kinder, die sie trotz ihrer Armut gut halten, zwar nicht alle durchaus ordentlich, aber doch unvergleichlich besser als viele Kreolen. In der Haushaltung sind sie sehr thätig und arbeitsam, für ihre Männer und Gefährten sehr besorgt und ihnen sehr zugethan. Es ist nicht selten, daß die Frau, statt von ihrem Manne den Unterhalt zu empfangen, durch ihre Arbeit sich beide ernährt; so kannte ich besonders eine Koloschin, welche, nachdem sie sich mit einem der rohesten Russen verbunden hatte, ihn trotz der rücksichtslosesten Behandlung seinerseits nicht verließ, wiewohl sie hätte zu ihren Eltern zurückkehren können"[1]). — Auch die Kreolen koloschischer Abkunft, behauptet Weniaminow, seien ordentlicher als die aleutischen. Während unter 10 von jenen doch wenigstens vier ordentliche Menschen zu finden wären, so könnte eine gleiche Zahl unter 20 von diesen nicht gefunden werden.

Bereits im Jahre 1834 war von der Hudson-Bai-Compagnie eine Expedition ausgerüstet worden, um eine Faktorei an der Mündung des Stakhin-Flusses zu gründen; der damalige Direktor der Russisch-Amerikanischen Compagnie, Wrangell, hatte aber durch Absendung eines russischen Schiffes dieses Vorhaben der Engländer vereitelt. Da jedoch die Engländer auf Grund eines im Jahre 1825 mit Rußland geschlossenen Vertrages das Recht der freien Schiffahrt auf den durch russisch-amerikanisches Gebiet strömenden Flüssen beanspruchten, so wurde nach längerer Verhandlung im Jahre 1839 ein Uebereinkommen mit der englischen Regierung getroffen, nach welchem der Küstenstrich von 54° 40' bis Kap Spencer vom 1. Juni 1840 ab der Hudson-Bai-Compagnie auf 10 Jahre gegen eine jährliche Lieferung von 2000 columbischen Seeottern verpachtet wurde[2]).

Im Jahre 1849 wurde dieser Vertrag auf weitere 10 Jahre erneuert. Damals hatte die Hudson-Bai-Compagnie schon 36 Jagd- und Fischerei-Stationen auf diesem Küstenstrich eingerichtet[3]).

---

[1]) Weniaminow, Sapiski S. 119 bis 120.

[2]) Baer und Helmersen, Beiträge, I, 322 bis 323.

[3]) Martin, The Hudsons bay territories.

Der Kontrakt wurde dann noch zweimal, erst auf 4, dann auf 2 Jahre verlängert, bis zum 1. Juni 1865.

Von 1840 bis 1845 verwaltete Etolin die Kolonieen. Von ihm wurde eine Maßregel angeordnet, die nicht wenig dazu beitrug, das Verhältnis der Eingeborenen zu den Russen immer freundlicher zu gestalten. Im Jahre 1841 lud er die Eingeborenen zu einem Jahrmarkt in Neu-Archangel ein, der mit einer festlichen Bewirtung der Gäste verbunden sein sollte. Nach vorheriger Ankündigung in allen benachbarten Niederlassungen der Eingeborenen sammelten sich 500 der angesehensten Tlinkit in einem eigens dazu bei der Festung hergerichteten Gebäude. Nach einem Erlaß der obersten Verwaltung sollten diese Märkte von Zeit zu Zeit wiederholt werden.

In den Jahren 1841 bis 1842 machte George Simpson eine Inspektionsreise durch die Länder der Hudson-Bai-Compagnie, bei welcher er auch mit seinem ihm von der Russisch-Amerikanischen Compagnie mitgegebenen Begleiter, Freimann, den russischen Besitzungen in Amerika einen Besuch abstattete. Simpson machte die Reise durch Canada über Land nach Fort Vancouver am Columbia-Flusse; von hier fuhr er in einer Dampf-Barkasse nach Norden, um den Zustand der verschiedenen an der Küste gelegenen Faktoreien, namentlich auch der neuangelegten, Fort Stikine und Fort Taco, an dem von der Russisch-Amerikanischen Compagnie den Engländern verpachteten Küstenstrich, zu untersuchen. Nach einem zweimaligen längeren Aufenthalte in Sitka kehrte Simpson auf dem Wege durch Sibirien nach Europa zurück. Sein Reisewerk giebt namentlich über die eingeborenen Stämme in Britisch-Columbia manche Aufschlüsse, aber auch über einzelne Stämme der Tlinkit, über die Sitkas, die Stakhins und die Takus, werden einige interessante Angaben gemacht.

Ein nicht unwichtiges Ergebnis von Simpsons Reise war das mit dem Oberverwalter Etolin vereinbarte Verbot des Verkaufs von Spirituosen an die Eingeborenen. Seit dem Jahre 1832 war von russischer Seite wieder Branntwein als Handelsartikel benutzt worden, da man so allein die Konkurrenz der Amerikaner glaubte ertragen zu können; dadurch wurden aber auch die benachbarten Posten der Hudson-Bai-Compagnie zu einer gleichen Praxis veranlaßt. Nach der Verabredung sollte dieser

5*

Handel erst vom Jahre 1843 ab aufhören. Als aber noch im Jahre 1842 unter den Sitka-Indianern und in Fort Stikine infolge von Trunkenheit Unruhen ausbrachen, wurde von Etolin das Verbot des Branntweinhandels sofort zur Geltung gebracht. In Fort Stikine waren die Leute der Hudson-Bai-Compagnie unter einander in einen Streit geraten, in welchem der Vorsteher des Forts, Mc. Loughlin, durch einen Flintenschuß getötet wurde. Dieser Vorfall hatte aber die benachbarten Indianerstämme zu einem Angriffe auf das Fort ermutigt, und nur durch die Dazwischenkunft Simpsons, der auf einem russischen Schiffe von Sitka dorthin zurückkehrte, wurde die drohende Gefahr abgewandt [1]).

Unter Etolins Verwaltung wurde auch, um die Tlinkit näher an die Russen zu fesseln, im Jahre 1842 die Würde eines obersten Häuptlings der Koloschen geschaffen. Zu diesem Amte wählte man auf den Vorschlag der Kolonialverwaltung einen getauften Tlinkit, Michael Kuchkan, der aus einem sehr angesehenen koloschischen Geschlechte stammte. — Im Jahre 1862 wurde auch in Stakhin ein oberster Häuptling durch die Kolonialverwaltung eingeführt [2]).

Die Privilegien der Compagnie wurden im Jahre 1844 auf weitere 20 Jahre bestätigt.

Von 1845 bis 1850 verwaltete Tebenkow die Kolonieen. Die Bemühungen Etolins um Anbahnung eines freundschaftlichen Verkehrs mit den Tlinkit wurden, wie es scheint, von ihm nicht weiter fortgesetzt; sein Nachfolger Rosenberg, 1851 bis 1853, soll sogar aus übergroßer Aengstlichkeit den Verkehr mit den Eingeborenen gänzlich abgebrochen haben. — Die üblen Folgen einer solchen Politik blieben nicht aus. Im Jahre 1852 wurden 40 Stakhins, die sich zu den Sitkas begeben hatten, um mit ihnen Frieden zu schließen, von den letzteren verräterischerweise ermordet, ohne daß die Russen, unter deren Augen die Blutthat geschah, Miene machten, sie zu verhindern. Dafür aber zerstörten wieder die Stakhins, zur Befriedigung ihrer Rachlust, das Hospital, welches die Russen an den Schwefelquellen errichtet hatten. Zu noch schlimmeren Ausschreitungen kam es im Jahre 1855, als

---

[1]) Simpson I, 226; II, 206.

[2]) Tichmenew II, 211.

Wojewodskow (1854 bis 1859) Direktor war. — Als ein Poſten den Tlinkit nicht geſtatten wollte, das für die Compagnie beſtimmte Brennholz wegzunehmen, fielen ſie mit Dolchen über ihn her und verwundeten ihn. Die Forderung des Direktors, die Schuldigen auszuliefern, wurde von Seiten der Eingeborenen mit Drohungen beantwortet, und auch zwei auf Befehl Wojewodskows über den Strand hin abgefeuerte Kanonenſchüſſe thaten keine Wirkung; vielmehr rückte eine Schar bewaffneter Tlinkit gegen die Palliſaden vor und machte Miene, dieſelben zu zerſtören. Als nun auch durch einen Schuß ein Ruſſe verwundet wurde, ließ Wojewodskow das Feuer eröffnen; aber auch jetzt noch hielten die Tlinkit Stand; einige verſuchten in den Hafen einzudringen, andere bemächtigten ſich der hölzernen Kirche, die für den Gottesdienſt in der Sprache der Eingeborenen außerhalb der Palliſaden erbaut worden war, und fingen an, aus den Fenſtern derſelben zu ſchießen. Erſt nachdem durch ein zweiſtündiges Feuergefecht ihre Reihen ſtark gelichtet waren, gaben ſie den Kampf auf und verſtanden ſich zur Stellung von Geiſeln. Ihr Verluſt an Toten und Verwundeten ſoll gegen 60 Mann betragen haben, aber auch auf ruſſiſcher Seite waren zwei Tote und 19 Verwundete [1]). Doch hatte der Kampf die Tlinkit wieder einmal von der Stärke und der Ueberlegenheit der Ruſſen überzeugt, und infolge deſſen zeigten ſie von nun ab ein friedfertigeres Verhalten.

Indeſſen gelangten über die Verwaltung der Kolonieen mehrfache Klagen nach St. Petersburg, welche im Jahre 1860, als Furuhelm (1860 bis 1863) Direktor war, die Abſendung des Kapitän-Lieutenants Golowin zur Unterſuchung der Mißſtände in den Kolonieen veranlaßten. Infolge ſeines für die Verwaltung ungünſtigen Berichtes wurden die Privilegien der Compagnie nicht wieder erneuert, ſondern die Krone nahm die Verwaltung in ihre eigene Hand. Makſutow wurde im Jahre 1864 der erſte kaiſerliche Direktor. Aber bereits im Jahre 1867 entledigte ſich die ruſſiſche Regierung der ihr unbequem gewordenen amerikaniſchen Beſitzungen, indem ſie dieſelben für die Summe von 7 200 000 Dollars an die Vereinigten Staaten verkaufte. Der

[1]) Tichmenew II, 207 bis 208.

Eingeborenen geschah in dem Kaufvertrage kaum Erwähnung, nur den Russen, die im Lande bleiben wollten, wurde der Schutz der amerikanischen Regierung zugesichert.

Die feierliche Uebergabe des Forts von Neu-Archangel an die amerikanischen Truppen fand am 18. Oktober statt. Die Indianer verfolgten die Ceremonie mit großer Aufmerksamkeit. Da sie in die Stadt nicht hineingelassen wurden, waren sie in ihre Canoes gestiegen und hatten im Hafen eine solche Aufstellung genommen, daß sie trotz der Entfernung einen guten Ueberblick über den ganzen Vorgang gewinnen konnten. Von der Bedeutung desselben hatten sie nur einen unvollkommenen Begriff; auf Grund ihrer Bekanntschaft mit amerikanischen Walfischfängern waren sie aber nicht geneigt, ihn günstig zu beurteilen. Sie beobachteten das Herunterlassen und Aufziehen der Flaggen und horchten auf den Donner der Geschütze; dann zogen sie sich ruhig wieder zurück [1]).

Infolge des Regierungswechsels kam in Alaska die bisher übliche russische Zeitrechnung außer Gebrauch; auch mußte ein Kalendertag übersprungen werden, um die Uebereinstimmung mit der amerikanischen Zeitrechnung herzustellen, da die Russen, von Osten kommend, ihre Tageszählung beibehalten hatten. Auch der Hauptort des Gebietes, Neu-Archangel, änderte seinen Namen; von nun ab führte er den Tlinkit-Namen „Sitka“, welcher auch früher schon von Engländern und Amerikanern statt des russischen Namens gebraucht worden war.

Ein neuer Geist zog aber auch mit der amerikanischen Herrschaft ins Land, der auf die Individualität der eingeborenen Stämme, welche sich so lange ziemlich unverändert erhalten hatte, zerstörend wirken mußte. Die Russen, die unter den Eingeborenen lebten, pflegten sich ihren Sitten anzubequemen und ihre Lebens-

---

[1]) Congressional papers. House of Representatives. 40. Congr. 2. sess. Ex. Doc. Nr. 177. Russian America p. 73.

Anfangs sollen die Eingeborenen stark mit dem Gedanken umgegangen sein, die neuen Eindringlinge mit Gewalt zu vertreiben. Sie hielten auch mehrere Versammlungen zu diesem Zweck, wurden aber schließlich durch den Häuptling der Tschilkats, vermutlich Tschartritsch, von dem Plane abgebracht, indem derselbe darauf hinwies, daß das neue Volk viele Kanonen besitze.

(Congressional papers. Senate. 41. Congr. 2. sess. Ex. Doc. Nr. 32. Bericht von Bryant.)

weiſe anzunehmen, ſodaß ſie, wie ſchon Vancouver bemerkte, ſich wenig von ihnen unterſchieden. Die Amerikaner dagegen, welche jetzt, ihr Glück zu ſuchen, in das Land ſtrömten, kümmerten ſich im allgemeinen wenig um die Gebräuche der indianiſchen Bevölkerung und verfolgten ohne Rückſicht auf dieſelben ihre Ziele, auch wenn ſie mitten unter ihnen im Blockhauſe als Händler oder Goldſucher lebten. Die natürliche Folge davon war, daß auch bei den Eingeborenen die alten Sitten, die ſie von den Fremden ſo mißachtet ſahen, mehr und mehr außer Gebrauch kamen, und daß ſie im Gegenteil manche Gewohnheiten der Weißen, deren Ueberlegenheit ſie um ſo mehr anerkannten, je rückſichtsloſer dieſelben auftraten, ſich anzueignen ſuchten. Dazu kam, daß die Amerikaner alsbald durch verſchiedene induſtrielle Unternehmungen die Hülfsquellen des Landes auszubeuten ſich bemühten, und ein regerer Verkehr auch die Indianer in ſtärkere und mannichfaltigere Berührung mit den Weißen brachte, als es unter der ruſſiſchen Herrſchaft der Fall geweſen war. An verſchiedenen Orten wurden Handelsſtationen und Lachskonſervenfabriken (canneries) eingerichtet, im Jahre 1882 auch eine Fabrik für Fiſchöl in Killisnu. Vor allem aber regte die Entdeckung von goldführenden Quarzſchichten in den Gebirgen den Zufluß von Abenteurern an, welche auf der Suche nach dem edlen Mineral das ganze Land durchſtreiften und durch ihr zügelloſes Leben einen verderblichen Einfluß auf die Eingeborenen ausübten.

Das erſte Gold in Britiſch-Columbia war ſchon im Jahre 1858 gefunden worden; im Jahre 1872 entdeckte man unter 59° nördl. Breite an den Quellen des Deaſe-Fluſſes und unweit des Deaſe-Sees, deſſen oberes Ende nur durch wenige Meilen flachen Landes vom Stakhin-Fluß entfernt iſt, die ſogenannten Caſſiare-Minen, welche in den erſten Jahren einen reichlichen Ertrag lieferten und den Anlaß zu einem regen Verkehr auf dem Stakhin-Fluß gaben, an dem auch die Eingeborenen ihren Anteil hatten. 1875 waren ſchon 800 Goldſucher in den Caſſiare-Minen und 1877 ſtieg die Zahl derſelben auf 1200, unter denen drei- bis vierhundert Chineſen ſich befanden [1]). Der außerordentlich ſtrengen

[1]) Morris 44.

Winter wegen, welche in dem Golddistrikt herrschten, pflegten die Goldsucher ihre Winterquartiere an der durch ein milderes Klima begünstigten Küste zu nehmen, und mehrere hunderte derselben hielten sich regelmäßig in Fort Wrangell auf, woselbst sie mit indianischen Weibern lebten und die Zeit durch Kartenspielen und Branntweintrinken verbrachten.

Im Jahre 1871 wurden auch durch einen ehemaligen Soldaten, Namens Doyle, goldführende Gänge in der Nähe von Sitka selbst entdeckt; doch erwiesen sich dieselben nicht als sehr ergiebig, sodaß die Arbeiten an den meisten bald eingestellt wurden. Dagegen entdeckte man im Jahre 1880 reichere Goldminen auf dem Festlande, in der Nähe der Taku-Bucht und gegenüber der Douglas-Insel. Nach den ersten Entdeckern wurde die schnell entstehende Niederlassung der Goldsucher Harrisburg, später Juneau city genannt. 1881 waren daselbst bereits 80 Goldsucher in 40 Blockhütten angesiedelt, und die Aussicht auf leichten Erwerb hatte auch gegen 200 Indianer vermocht, in der Nachbarschaft ihre Hütten aufzuschlagen.

Nach der Uebergabe von Alaska an die Vereinigten Staaten wurde das Gebiet als Indianer-Territorium erklärt [1]); nur in Sitka, Fort Wrangell und eine Zeit lang auch in Fort Tongas wurden schwache, amerikanische Garnisonen unterhalten, welche die Ordnung im Lande aufrecht erhielten und die weiße Bevölkerung vor Uebergriffen der Indianer schützten. Als aber im Jahre 1877 das Militär zurückgezogen wurde, und außer den Zollbehörden keine Autorität mehr im Lande verblieb, regte sich alsbald wieder der Uebermut der Tlinkit, und ihre herausfordernde Haltung ließ den Ausbruch ernsterer Unruhen befürchten.

Im Juli 1878 schlug ein Boot von dem Schoner „San Diego“, der Fischfang an den Küsten Alaskas betrieb, mit dem Kapitän und 5 aus Sitka stammenden Indianern um. Ein junger Indianerhäuptling in Sitka, Katlian, forderte nun für diesen Verlust, sowie für den Tod eines anderen Indianers, der sich in

---

[1]) Allerdings liegt kein Kongreßbeschluß hierüber vor, welcher Mangel verschiedene Auffassung über die Rechte der Regierung erlaubte. 1875 wurde der Kommandant der Truppen beauftragt, als „Indian agent“ zu handeln. (Congr. Pap. House of Representatives. 44. Congr. 1. sess. Ex. Doc. 135.)

Gesellschaft eines Weißen zu Tode getrunken hatte, 1000 Dollars als Entschädigung, und man war auch schwach genug, ihm 250 Dollars zum Vergleich anzubieten. Trotzdem nun Katlian damals die ihm angebotene Summe annahm, kam er später auf seine alte Forderung zurück; auch versuchte er zwei wegen Ermordung eines Weißen angeklagte Indianer, die auf dem Postdampfer zur Aburteilung nach Portland in Oregon gebracht werden sollten, mit Gewalt zu befreien und seinen Stamm zur Plünderung der Stadt und Niedermetzelung der Einwohner aufzureizen. Da er jedoch in Sitka wenig Gehör fand, begab er sich zu den Nachbarstämmen und auch zu den Tschilkats, um deren Unterstützung bei dem beabsichtigten Kampfe zu erwirken. Zu gleicher Zeit jedoch wandten sich die geängstigten Weißen nicht nur an die amerikanische Regierung in Washington, sondern erbaten auch der dringenden Gefahr wegen die Entsendung eines englischen Kriegsschiffes von Victoria in Britisch-Columbia. Von hier segelte auch sofort nach Ankunft des Gesuches und nach vorheriger telegraphischer Anfrage in Washington, ob englische Hülfe genehm sei, das Kriegsschiff „Osprey“ nach Sitka ab, woselbst es an demselben Tage wie die gefürchteten Tschilkat-Indianer ankam. Ernstere Unruhen unterblieben nun, nur unter den Indianern selbst kam es zu Streitigkeiten zwischen der Weißen-freundlichen und der Weißen-feindlichen Partei, bei welcher der Führer der ersteren, Annahuts, verwundet und ein anderer Indianer getötet wurde. — Der „Osprey“ wurde dann bald darauf durch ein amerikanisches Kriegsschiff abgelöst. Seit dieser Zeit, 1879, kreuzt beständig ein amerikanisches Kriegsschiff im Sitka-Archipel, und bei der Zugänglichkeit fast aller Tlinkit-Dörfer genügt seine Anwesenheit, um grobe Ausschreitungen der Indianer zu verhindern.

In Sitka selbst wurde die alte Vorschrift, daß zur Nachtzeit sich kein Indianer innerhalb der Stadt der Weißen aufhalten durfte, wieder in Kraft gesetzt, und zur Aufrechthaltung der Ordnung nahm man einige zuverlässige Indianer als Polizisten in Dienst. Die Häuser des Indianerdorfes wurden numeriert, ihre Bewohner zur Reinigung derselben und der Umgebung gezwungen, die Kinder unter Androhung von Strafe zum Besuche der Missionsschule verpflichtet. Bei einer Revision fand man 13 Personen im Zustande der Sklaverei vor; sie wurden in Gegenwart

ihrer Herren für frei erklärt. Ferner zerstörte man die Destillationsapparate, welche die Eingeborenen fast in jedem Hause zur Bereitung eines berauschenden Getränkes, des sogenannten Hutschinu, aufgestellt hatten. — Diese und ähnliche willkürliche Maßregeln, welche von den Kommandanten der Kriegsschiffe angeordnet wurden, haben allerdings dazu beigetragen, das Selbstbewußtsein der Eingeborenen zu vernichten, dauernder civilisatorischer Erfolg hat damit jedoch nicht erreicht werden können. Ob die Civilisationsbestrebungen einer presbyterianischen Missionsgesellschaft, von denen in einem besonderen Kapitel die Rede sein wird, den offenbaren Niedergang des Tlinkit-Volkes aufhalten werden, erscheint zweifelhaft. Mehr würde man sich von der erstrebten Einrichtung einer festen Regierungsgewalt, die dem jetzigen gesetzlosen Zustande ein Ende machte, versprechen dürfen.



Das russische Kastell in Sitka. Nach einer Photographie.

2. Kapitel.

Die Heimat der Tlinkit.

Ausdehnung und geographische Beschreibung des Gebietes. — Die Zerrissenheit der Küste; Inseln und Meeresstraßen. — Vorteile und Gefahren für die Schiff-fahrt. — Das Innere der Inseln noch unbekannt und schwer zugänglich. — Gebirge und vulkanische Erscheinungen. — Heiße Quellen und Erdbeben. — Geognostischer Bau. — Erze und Mineralien. — Flußläufe und Pässe in das Innere des Kontinents.
Klimatische Verhältnisse. — Gegensatz der Ost- und Westküste von Amerika. — Häufigkeit der Niederschläge. — Gletscher. — Gewitter. — Nordlichter.
Die Vegetationsverhältnisse. — Ueppiges Pflanzenleben. — Baumwuchs der Wälder. — Dichtes Unterholz. — Moos- und Flechtentundra. — Beeren-tragende Sträucher. — Pflanzenleben des Meeres. — Versuche mit dem Anbau von Kulturgewächsen.
Das Tierleben: Raubtiere und andere Pelztiere. — Die Meeres-Säugetiere. — Die charakteristischen Vögel; Seeadler, Rabe, Kolibri.
Fischreichtum der Gewässer. — Das niedere Tierleben des Meeres. — Insektenplage.

Die nachfolgende Beschreibung der Heimat der Tlinkit hat in ihren Hauptzügen für die ganze Küste bis südlich zur Fuca-Straße Geltung. Trotz der Ausdehnung durch 12 Breitengrade sind selbst die klimatischen Verhältnisse nicht so verschieden, als man erwarten sollte, da ein und dieselbe Meeresströmung die Strenge der nördlichen Winter und die Wärme der südlichen Sommer mäßigt.

Das Gebiet der Tlinkit reicht vom 55. bis zum 60. Breiten-grade. Die Zerrissenheit der Küste, welche nördlich von der Fuca-

Straße beginnt, setzt sich bis zum Croß-Sund, unter dem 58. Breitengrade, fort. Eine Unzahl größerer und kleinerer Inseln wird durch enge Kanäle vom Festlande abgeschieden. Die wichtigsten derselben hat bereits Vancouver erkannt und in verschiedene Gruppen geordnet, welche von ihm besondere Namen erhalten haben. König Georgs III. Archipel nannte er die aus der Baranow- und Tschitschagow-Insel bestehende Gruppe, welche im Norden durch den Croß-Sund, im Osten durch die Chatham-Straße begrenzt und durch die enge Peril-Straße in die eben erwähnten beiden Inseln geteilt wird. Zu dieser Gruppe gehören außer zahlreichen kleineren Inseln noch die Krusow-Insel mit dem Berge Edgecumbe sowie die Jakobi-Insel mit dem Kap Croß.

Oestlich vom König Georgs III. Archipel und durch die Chatham-Straße von ihm getrennt liegt die Admiralitäts-Insel, welche vom Festlande durch die Stephens-Passage geschieden und im Süden durch den Prince Frederick-Sund begrenzt wird. Ein schmaler Meeresarm, das noch nicht vollständig erforschte Kootznahoo (Chutsinu) Inlet, soll auch diese Insel in zwei Teile teilen. Nördlich von ihr liegt die Douglas-Insel, durch den Gastineau-Kanal vom Festlande abgrenzt.

Im Süden von der Admiralitäts-Insel und durch den Frederick-Sund von ihr getrennt liegt eine Gruppe sehr reich gegliederter Inseln, welche teilweise von Vancouver infolge Uebersehung einiger Meeresstraßen, der Wrangell-Straße und des Suchoi-Kanals, zum Festlande gerechnet wurden. Es sind dies die Inseln Ku oder Kuju, Kuprianow, Mitkow, Sarembo, Wrangell und Etolin. Die Duke of Clarence-Straße trennt diese Inseln von dem südlich gelegenen Prince of Wales-Archipel, welcher aus der Prince of Wales-Insel und zahlreichen, kleineren, benachbarten besteht. Oestlich von diesem Archipel und durch den Behm-Kanal vom Festlande getrennt liegt dann noch eine größere Insel, die Revilla Gigedo-Insel.

Die Meeresstraßen, welche die eben angeführten Inselgruppen von einander scheiden, sind fast alle für die größten Schiffe passierbar und bieten ihnen zahlreiche gute Häfen dar, nur machen die vielen verborgenen Klippen bei dem vorherrschenden Nebelwetter und dem Mangel genauer Karten große Vorsicht nötig. Besonders bemerkenswert ist die Chatham-Straße, welche mit dem

als Fortsetzung erscheinenden Lynn-Kanal sich in nördlicher Richtung durch drei Breitengrade erstreckt und bei einer durchschnittlichen Breite von 10 bis 12 Kilometern stellenweise über 100 Faden tief ist. Zahllos sind aber die für kleinere Schiffe oder für Canoes benutzbaren Kanäle. Viele von ihnen sind auch auf den neuesten Karten nicht oder unvollkommen verzeichnet und nur den Eingeborenen bekannt, welche sie der Jagd und des Fischfanges wegen aufsuchen. Ein günstigeres Gebiet für Canoefahrten kann kaum gedacht werden; tief in das Festland und in die größeren Inselkörper hinein dringen die Fiorde, und zahlreiche Tragestellen oder Portages erleichtern noch da, wo keine direkte Wasserverbindung besteht, den Uebergang aus einem Meeresarm in den andern.

Die bedeutendsten der in das Festland eindringenden Fiorde sind die in den Croß-Sund mündende, geräumige, doch nur unvollständig bekannte Gletscher-Bai, der schon erwähnte 130 Kilometer lange Lynn-Kanal, die Taku-Bucht, der Bradfield-Kanal, Boca de Quadra und vor allem der merkwürdige Portland-Kanal, durch welchen die Grenze gegen Britisch-Columbia gezogen ist, mit seinem bedeutenden Nebenarm, der Observations-Bucht. Auf die Erforschung dieses schmalen, fast 160 Kilometer langen Meeresarmes hatte Vancouver im Jahre 1793 eine ganze Woche, vom 27. Juli bis 2. August, verwenden müssen.

All diese Kanäle bleiben das ganze Jahr hindurch für die Schiffahrt offen, da die hohen Gezeiten selbst in den kältesten Wintern die Bildung einer zusammenhängenden Eisdecke verhindern, außer etwa in den innersten Buchten und an den Mündungen der Flüsse. Dagegen können die von Gletschern herrührenden Eismassen den Zugang zu einzelnen Baien auch im Sommer erschweren, so zumal in der Gletscher-Bai und in der Taku-Bucht.

Durch die Einwirkung von Ebbe und Flut, die einen durchschnittlichen Niveau-Unterschied von 6 Metern verursachen, werden starke Strömungen und Strudel in den engen Meeresstraßen hervorgebracht, die ebenfalls dazu beitragen, die Schiffahrt gefährlich zu machen. Besonders bedeutend sind diese Flutströmungen in der Peril-Straße, die selbst von großen Fahrzeugen nur zu bestimmten Zeiten passiert werden kann.

Nördlich vom Croß-Sunde bis zum Kupfer-Flusse hin verläuft die Küste des Festlandes ungebrochen. Diese Gegend ist eine der unwirtbarsten an der ganzen Nordwestküste. Hier treten die kontinentalen Gebirgsmassen auf weite Strecken hin hart an das Meeresufer heran, und nur zwei größere Buchten, die Lituja- und die Jakutat-Bai, bieten dem Schiffer eine sichere Zuflucht dar.

So leicht sich bis auf die zuletzt erwähnte Strecke der Verkehr an den Küsten gestaltet, so große Schwierigkeiten bietet das Eindringen in das Innere der Inseln und des Kontinentes dar. Der ganze Archipel und die Küsten des Festlandes sind durchaus gebirgig, fast überall nagen die Brandungswogen an steilen Felsküsten, und größere Strecken durch Anschwemmung entstandenen Flachlandes sind nur in den Mündungsgebieten der Flüsse zu finden. Auf den Inseln steigen die Berge nicht viel über 1000 Meter an, auf den nördlicheren im allgemeinen höher als auf den südlichen. Das kontinentale Küstengebirge dagegen erhebt sich an vielen Punkten weit über die Schneegrenze hinaus. Vor allem hervorragend ist die Elias-Kette, welche sich vom Croß-Sunde nordwärts bis zur Halbinsel Aliaska hinzieht, und deren erhabene Gipfel, die Berge Fairweather, La Perouse und St. Elias die staunende Bewunderung der ersten Entdecker erregt haben. Nur 30 Kilometer von der Küste entfernt erhebt sich der Elias-Berg, der höchste Berg des nordamerikanischen Kontinents, mit seinem Mantel von Eis und Schnee über 6000 Meter hoch[1]), ein leuchtendes Wahrzeichen dem Küstenfahrer.

Jenseits der steilen Küstengebirge dehnt sich, ähnlich den norwegischen Fields, eine kahle, wellige Hochebene aus, die allmählich nach dem Innern zu abfällt, und von der die Zuflüsse zum Jukon und zum Mackenzie ihren Ursprung nehmen.

Thätige Vulkane sind in dem Gebiete der Tlinkit nicht vorhanden, wiewohl man in der westlichen Fortsetzung des Küstengebirges, auf der Halbinsel Aliaska und den aleutischen Inseln eine ganze Reihe derselben kennt. Der regelmäßigen Gestalt nach dürfte der Elias-Berg als ein erloschener Vulkan anzusehen sein, wenn auch

[1]) Dall, Report on Mt. St. Elias.

keine beglaubigten Nachweise seiner einstigen Thätigkeit vorhanden sind. Ein unzweifelhafter Krater findet sich auf dem Gipfel des Mt. Edgecumbe[1]), eines gleichfalls durch seine Regelmäßigkeit ausgezeichneten Berges, der im Jahre 1804 von Lisiansky erstiegen wurde. Auch soll noch im Jahre 1796 eine Rauchsäule aus demselben aufgestiegen sein[2]).

Von der unterirdischen Thätigkeit legen noch einige heiße Quellen Zeugnis ab, von denen die Schwefelquellen bei Sitka die bekanntesten sind. Dieselben entspringen an der Meeresküste aus Spalten syenitischen Gesteins mit einer Temperatur von ca. 60 ° C. Bereits vor der Ankunft der Weißen wurden sie von den Indianern zur Heilung verschiedener Krankheiten benutzt; später errichteten die Russen daselbst verschiedene Baulichkeiten zur bequemeren Benutzung der Bäder seitens der Kolonisten[3]).

Zu verschiedenen Zeiten sind auch Erderschütterungen in dem Sitka-Distrikt wahrgenommen worden. Blaschke berichtet von einem Erdbeben aus dem Jahre 1832; ziemlich heftige Erdstöße fanden im Dezember 1843 und im März 1848[4]) und in jüngster Zeit im Oktober und November des Jahres 1880 statt.

Das Gebirgsmassiv besteht hauptsächlich aus granitischen Gesteinen und krystallinischen Schiefern mit reichen Erzlagern, welche Gold, Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Zink und andere Erze führen. Die goldführenden Quarzadern von Sitka, am Cassiare und bei Juneau city sind in den letzten Jahren Gegenstand einer ziemlich

---

[1]) Die Schreibweise dieses Namens ist eine sehr verschiedene. Man findet Edgcumbe bei Cook; Edgecumb bei Greenhow; Edgecomb bei Holmberg; Edgecumbe bei Dall.

[2]) Diese Angabe findet sich nicht bei Hofmann, geogn. Beiträge, wie Grewingk irrtümlich angiebt, sondern bei Lütke, Voyage autour du monde, Partie hist. p. 101, Anm. Da Lisiansky bei der Schilderung seiner Besteigung gar keine Erwähnung von einem Ausbruch thut, auch sonst weitere Nachrichten über denselben nicht vorhanden sind, so scheint das Faktum zweifelhaft. (Vergl. auch Grewingk 93. Anm.)

[3]) Lütke 157; Blaschke 29.
Das Wasser dieser Quelle enthält Schwefel, Eisen, Chlor und Mangan. Außerdem werden heiße Quellen angegeben vom Stakhin-Fluß, von der Westküste der Tschitschagow-Insel, nördlich vom Portlock-Hafen und von dem langen Meeresarm, der aus der Chatham-Straße nach der Hüna-Straße führt.

[4]) Tichmenew II, 330.

regen bergmännischen Gewinnung geworden. Den Eingeborenen seit den ältesten Zeiten bekannt war das Vorkommen gediegenen Kupfers am Kupfer-Fluß, von Graphit bei Sitka, von großen, wohl ausgebildeten Granaten bei Wrangell. An verschiedenen Stellen des Gebietes findet sich schöner weißer Marmor, der auch von den Eingeborenen zu Mörserkeulen und kleinen Skulpturarbeiten benutzt wird. Für die Zukunft könnte das Vorhandensein von Steinkohle, welche in größerer Mächtigkeit namentlich auf der Admiralität-Insel in der Nähe von Angūn (Dorf der Chūtsinus) und an der Kek-Straße zu Tage tritt, von Wichtigkeit werden.

Mit einer einzigen Ausnahme münden nur unbedeutende, wenn auch wasserreiche Ströme in den zwischen dem 55. und 60. Grad liegenden Teil der Nordwestküste. Da die Wasserscheide sich fast überall in geringer Entfernung von der Küste hinzieht, ist auch für die Bildung größerer Flüsse kein Raum vorhanden; als natürliche Verkehrsstraßen in das Innere sind jedoch auch die kleineren von Wichtigkeit.

Schon jenseits der Grenzen unseres Gebietes fließt im Norden der Kupfer-Fluß, der seinen Namen von dem eben erwähnten Vorkommen gediegenen Kupfers erhalten hat.

Südlich von der Jakutat-Bai mündet ein kleinerer Fluß, der Altsech, in dessen Thale mitunter die Tschilkat-Indianer zum Meere hinabsteigen [1]).

In den nordwestlichen Arm des Lynn-Kanals ergießt sich der Tschilkat-Fluß; aus seinem Gebiete führen verschiedene Pässe zum Altsech, zur Jakutat-Bai und zu den Quellflüssen des Jukon. Letztere werden jedoch auch auf kürzerem, wenn auch weniger bequemem Wege aus dem Thale des Dejē-Flusses erreicht, welcher

[1]) Auf der neuesten Karte von Alaska, U. S. Coast and Geodetic Survey, 1884, ist der Altsech oder Altsek, wie er dort genannt wird, durch eine punktierte Linie mit dem Weißen Fluß, einem Nebenfluß des Jukon, in Verbindung gebracht. In einer späteren Notiz (Science. Vol. III, Nr. 73) ist zwar diese Annahme von Dall selber wieder zurückgezogen worden, dafür aber die Vermutung ausgesprochen, daß der Altsech ein Quellfluß des Kupfer-Flusses sei. So lange hierüber jedoch keine bestimmteren Beobachtungen vorliegen, halten wir an unserer auf die Aussagen der Indianer gegründeten Auffassung fest, die auch mit den älteren russischen Quellen und den Angaben Davidsons übereinstimmt.

in den gleichnamigen Fiord im Nordosten des Lynn-Kanals mündet.

In die gletscherreiche Taku-Bucht ergießt sich der Taku-Fluß, aus dessen Thale die Indianer gleichfalls zum Jukon übergehen. Der bedeutendste Fluß ist jedoch der Stikine oder Stakhīn[1]), wie er von den Eingeborenen genannt wird, welcher unter 56° 40′ in den Suchoi-Kanal mündet und etwa 140 Kilometer (die Windungen ungerechnet) aufwärts für Flußdampfer schiffbar ist. Aus seinem Oberlauf führen Pässe zum Mackenzie hinüber.

An der Südgrenze unseres Gebietes mündet dann noch in den Portland-Kanal der Nāß-Fluß, an welchem schon die südlichen Nachbarn der Tlinkit, die Tschimssian, wohnen[2]).

Die Witterungsverhältnisse des südlichen Alaska zeigen viele Analogieen mit denen der norwegischen Küste. Die Jahresmittel sind bedeutend höher, als an Orten gleicher Breite an der Ostküste, eine Folge der milden Winter, deren sich dieser Küstenstrich erfreut. In den Mittelwärmen beider Jahreszeiten entsprechen sich ungefähr Sitka unter 57° nördl. Breite und Bergen unter 60° 21′ nördl. Breite. — An ersterem Orte sollen bisweilen schon im Februar blühende Blumen zu finden sein[3]).

Wie an der norwegischen Küste ist jedoch auch hier das milde Klima auf einen schmalen Küstensaum beschränkt. Während in manchen Wintern die Temperatur in Sitka nur wenige Grade unter Null sinkt, soll sie mitunter am Cassiare den Gefrierpunkt des Quecksilbers erreichen.

Die ganze Küste gehört zu den niederschlagreichsten der Erde. Die Feuchtigkeit der vorherrschenden Süd- und Südwestwinde kondensiert sich an den hohen Küstenbergen zu unaufhörlichen Regengüssen im Sommer und ergiebigen Schneefällen in den langen Wintern. Während der zweiten Hälfte des Winters 1881

[1]) Die Schreibung dieses Namens, wie aller aus der Sprache der Eingeborenen entnommenen geographischen Bezeichnungen, ist eine sehr schwankende. Von den vielen Variationen notieren wir nur: Stachin (Baer und Holmberg); Stickeen (Blake); Stikine (Dall 1884); ferner Stakeen, Stachine, Stahkin, Stychine.

[2]) Eine ausführliche geognostisch-geographische Beschreibung des Tlinkit-Gebietes befindet sich bei Grewingk l. c. S. 87 bis 111.

[3]) Blaschke 36.

bis 1882, der allerdings ein ausnahmsweise strenger gewesen zu sein scheint, lag im Tschilkat-Gebiet durchschnittlich 3 bis 4 Meter tiefer Schnee auf dem Boden; noch Anfang Juni fand sich dort Schnee in der Tiefe und Anfang September fiel schon frischer Schnee oberhalb der Baumgrenze. Selbst in Sitka war Mitte Mai der Boden noch mit Schnee bedeckt.

Die vollständigste Uebersicht über die Meteorologie von Alaska ist von Dall als Appendix I zum Coast Pilot von Alaska, 1879, gegeben worden. Die folgenden Angaben sind größtenteils diesem Werke, in welchem auch die ältere Litteratur in eingehender Weise berücksichtigt wird, entnommen worden.

Am besten bekannt sind wir mit den klimatischen Verhältnissen von Sitka. Von vereinzelten älteren Beobachtungen abgesehen [1]), besitzen wir vom Jahre 1832 an eine ziemlich ununterbrochene Reihe meteorologischer Beobachtungen. Dieselben zuerst angestellt zu haben ist das Verdienst des Admirals Wrangell; auf Grund seiner meteorologischen Tagebücher gab Baer bereits im Jahre 1839 eine Uebersicht über das Klima in Sitka, in welcher er auch die scharfen Gegensätze der Ost- und Westküste von Amerika in bezug auf ihre Temperaturverhältnisse hervorhob. Später hat Kupffer die in Sitka gemachten Beobachtungen in mehreren ausführlichen Arbeiten verwertet.

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach Dall (Grade Fahrenheit reduziert auf Grade des 100teiligen Thermometers) 6,3° C.

Die mittleren Temperaturen der Jahreszeiten sind:

5,1° C. für den Frühling; 12,6° C. für den Sommer; 7,2° C. für den Herbst und 0,4° C. für den Winter.

Der kälteste Monat ist der Januar mit einer Durchschnittstemperatur von — 0,4° C., der wärmste der August mit 13,3° C.

Die im Laufe von 45 Jahren beobachteten Extreme der Temperatur sind + 31° C. und — 20° C.

Das Jahresmittel der atmosphärischen Niederschläge beträgt ca. 2050 mm, die meisten Niederschläge finden im Oktober, die wenigsten im Juni statt.

Durchschnittlich fällt Regen oder Schnee in 200 Tagen im

---

[1]) Vgl. namentlich auch Lütke, 220 bis 222.

Jahr und zwar im Verhältnis von 166 zu 34. Das günstigste Jahr der Beobachtungsperiode war das Jahr 1833 mit 82 Regen- und 32 Schneetagen, das ungünstigste das Jahr 1856 mit 258 Regen- und 27 Schneetagen.

Für Fort Wrangell, 47 Min. südlicher als Sitka, ergaben sich aus einer Beobachtungsperiode von 3⅔ Jahren folgende Data: Mittlere Jahrestemperatur . . . . 5,7° C.
Maximum der beobachteten Wärme . 33° C.
Minimum . . . . — 23° C.
Jährliche Regenmenge ca. 1650 mm.

In Fort Tongaß, 2° 17' südlicher als Sitka, erstreckten sich die Beobachtungen nur über die Dauer von 2⅓ Jahren.

Die ermittelten Data sind:

Mittlere Jahrestemperatur 8,1° C.
Maximum . . . . . . + 33° C.
Minimum . . . . . . — 19° C.

Die jährliche Regenmenge von 3090 mm übersteigt um mehr als ein Dritteil diejenige von Sitka.

Der außerordentlichen Menge des niederfallenden Schnees entsprechend ist die Häufigkeit der Gletscher in dem nördlichen Teile des Gebietes. Besonders stark vergletschert ist die Küste nördlich vom Croß-Sunde; mächtige Eismassen ergießen sich hier aus den Schluchten der Mt. Fairweather- und der St. Elias-Gruppe bis in das Meer hinein. Auch die in den Croß-Sund mündende Gletscher-Bai wird durch mehrere in sie fallende Gletscher-Ströme mit zahlreichen größeren und kleineren Eisbergen angefüllt. Schon Vancouver erzählt von den Schwierigkeiten, die diese Eismassen der Aufnahme der Küsten in den Weg stellten. — Ein anderer in das Meer sich ergießender Gletscher findet sich an dem nördlichen Ende der Taku-Bucht. Außerordentlich zahlreich sind auch die Gletscher in dem Tschilkat-Gebiet, wenn auch keiner derselben das Meer erreicht. Fast in jeder Thalschlucht der den Lynn-Kanal einschließenden Bergmassen erblickt das Auge blinkende Eismassen, bald hoch oben an den Gehängen, bald bis nahe zum Meeresniveau herabsteigend. Auch in den an die Fiorde sich anschließenden Thälern sind Gletscher häufig, namentlich an den nördlichen und östlichen Abhängen; die Pässe in das Innere, welche eine Höhe von 1000

bis 1500 Meter erreichen, sind bis spät in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt und zu beiden Seiten von Gletschern eingerahmt.

Je nach der Beschaffenheit des Bettes und der begrenzenden Felsufer zeigen die Gletscher die größte Verschiedenheit; der eine stürzt in mehreren Eiskaskaden zur Tiefe hinab, während ein anderer in langgewundenem Strome dahinfließt; bald zeigen sie eine reine, bläulich schimmernde Oberfläche, bald sind sie an den Rändern und in der Mitte mit regelmäßigen Gufferlinien versehen, bald wieder ist ihre Oberfläche so dicht mit kleinen Gesteinsbrocken bedeckt, daß sie ganz schwarz aussehen und in der Ferne eher das Aussehen einer Schlammlawine, als das eines Eisstromes bieten; bei dem einen zeigt sich an seinem unteren Ende ein einzelnes, mächtiges Gletscherthor, aus welchem ein ansehnlicher Fluß hervorströmt, bei einem anderen breitet sich die Eismasse bei ihrer Mündung in das Hauptthal fächerförmig aus und giebt an ihrer Peripherie mehreren starken Bächen Ursprung.

Gewitter sind im südöstlichen Alaska eine seltene Erscheinung; während eines Aufenthaltes von 10 Monaten haben wir kein einziges beobachtet. Nach Langsdorff und Erman ereignen sie sich vorzugsweise im Winter [1]). Um so häufiger bietet sich das schöne Schauspiel des Nordlichts dar, welches wir größtenteils in der Form des sogenannten Strahlen- oder Draperieen-Nordlichts, seltener als einfachen oder doppelten Lichtbogen sahen.

Infolge der reichlichen Niederschläge ist die Vegetation des Küstengebietes zu einer überraschenden Ueppigkeit entwickelt, die mitunter an tropische Verhältnisse erinnert. Bis zur Höhe von ca. 800 Meter breitet sich ein fast ununterbrochener Nadelholzwald aus, der nur hin und wieder an feuchten Stellen einem Erlen-, Pappel- oder Weidenbruch platz macht, oder an schroffen Bergabhängen einem lichten Birkenhaine. Er wird fast ausschließlich von zwei Coniferenarten gebildet, der Sitka-Fichte (Picea Sitchensis Carr.) und einer Hemlock-Tanne (Tsuga Mertensiana Bong.). Erstere ist ein stattlicher Baum, welcher in seinem Habitus an die Rottanne erinnert; mächtige Stämme,

[1]) Langsdorff II, 88; Erman, Zeitschr. f. Ethn. II, 145.

über 1 Meter dick und 50 Meter hoch, sind nicht selten. Ein von uns gemessener Baum hatte noch in einer Höhe von 2 Meter über dem Boden einen Umfang von 5,82 Meter. Solche Stämme werden, wenn sie gerade gewachsen sind, von den Eingeborenen zu Canoes oder auch zu den starken Pfosten und Bohlen ihrer Häuser verarbeitet. Die Hemlock-Tanne erreicht nie die Dimensionen der Sitka-Fichte, nur ausnahmsweise wurde der Umfang eines Stammes in einer Höhe von 2 Meter über dem Erdboden zu 4,34 Meter gemessen; ihr Holz ist wenig brauchbar. — An unfruchtbaren, sumpfigen oder den Seewinden sehr ausgesetzten Stellen findet man kleine Bestände einer Kiefer (Pinus contorta Dougl.), und auf der Höhe in der Nähe der Baumgrenze wird die gewöhnliche Tsuga durch eine andere Art (Tsuga Pattoniana Engelm.) ersetzt. Noch höher hinauf als diese geht Abies subalpina Engelm., ein schöner, mäßig hoher Baum, der an die kanadische Balsamtanne erinnert; in großen Blasen unter der glatten Rinde liefert er ein Harz, das ganz mit Kanada-Balsam übereinstimmt. An der Seeküste kommt er nur hier und da in kleinen Gruppen vor, während er jenseits der Pässe ein häufiger Waldbaum ist. Die sogenannte rote Ceder, Thuja gigantea Nutt., ist zerstreut oder in kleinen Gruppen fast überall auf den Inseln zu finden, aber erst weiter südlich auf den Königin Charlotte-Inseln erreicht dieser schöne und nützliche Baum seine vollkommenste Ausbildung. Auch die gelbe Ceder (Chamaecyparis nutkaensis Lamb.), die vereinzelt bei Sitka angetroffen wird und ein ausgezeichnetes Werkholz liefert, gehört mehr dem südlichen Teile des Gebietes an.

Diese beiden Bäume werden häufig mit einander verwechselt, sodaß man aus den Angaben nicht immer leicht ersehen kann, welcher Baum gemeint ist. Als besonderen Vorzug des Cedernholzes rühmt man, daß es leicht und dabei dicht und dauerhaft sei. Der starke, aromatische Geruch desselben soll gegen Motten und andere schädliche Insekten schützen. Ehemals wurde das Holz auch nach China exportiert und dort von den Chinesen unter dem Namen Campherholz zu Koffern verarbeitet, die wegen dieser Eigenschaft sehr geschätzt wurden. Auch vom Bohrwurm, Teredo, soll das Cedernholz nicht angegriffen werden. So fand Davidson, daß die aus Cedernholz gefertigten Teile eines Schiffes, das vor

32 Jahren erbaut worden war und mehrere Jahre lang als Wrack gelegen hatte, noch ganz unversehrt waren [1]).

Wenige Laubbäume, außer den oben erwähnten noch Ahorn (Acer glabrum Tor.), Eberesche (Sorbus sambucifolia Cham. u. Schl.) und eine Pirus-Art (Pirus rivularis Dougl.) sind in dem Nadelholzwalde zerstreut, meistens nehmen sie jedoch nur an der Bildung des Unterholzes anteil, welches, zumal in den tiefer gelegenen Nadelholzwäldern, außerordentlich entwickelt ist und fast ein eben so undurchdringliches Dickicht bildet, wie die Schlinggewächse eines tropischen Urwaldes. Kreuz und quer liegen auf dem Boden umgestürzte, halb vermoderte Baumstämme, durch einen zusammenhängenden Moosteppich trügerisch verhüllt. Auch die lebenden Bäume sind reichlich mit großen Flechten und dicken Moospolstern bekleidet. Zu mannshohen Farnkräutern und noch höheren Blaubeer- und Rhodoraceen-Gebüschen gesellt sich die der Westküste eigentümliche Araliacee (Fatsia horrida Smith.), von den Amerikanern Teufels-Spazierstock genannt, deren schlanke, noch nicht armdicke Stämme einen Kranz von großen, handförmigen Blättern tragen, welche ebenso wie die Stengel mit einer Unzahl feiner Stacheln besetzt sind, die bei unvorsichtiger Berührung leicht in der Haut stecken bleiben und unangenehme Entzündungen verursachen. Fast unmöglich wird dadurch ein Abweichen von den schmalen, durch die Indianer gebahnten Pfaden. Ein geschossener Adler, der einst in geringer Entfernung vom Ufer in das Waldesdickicht niederfiel, konnte erst nach stundenlangen, anstrengenden Bemühungen erlangt werden, und die Jagd auf kleinere Vögel war in diesem Urwalde fast zwecklos, da selbst, wenn man den Ort, wo der Vogel zu Boden gefallen war, erreichte, ein Aufsuchen desselben schier aussichtslos war. Nur im Winter, wenn eine tiefe Schneedecke den Boden bedeckt, ist diese Wildnis verhältnismäßig leicht passierbar, da man dann mit Schneeschuhen über all' die erwähnten Hindernisse hinwegschreiten kann.

Die Feuchtigkeit der tiefer gelegenen Wälder ist so groß, daß ein absichtlich angelegtes oder zufällig entstandenes Feuer sich nicht zum verheerenden Waldbrande ausbreiten kann. So hatte

---

[1]) Congr. Pap. House of Repr. 42th Congr. 1. Sess. Ex. Doc. No. 5; Davidson, Coast Pilot 30; Morris 109—110.

Baranow vergebens versucht, den dichten Nadelholzwald um Sitka herum, der den Indianern bei etwaigen Ueberfällen ein sicheres Versteck gewährt hätte, durch Niederbrennen zu zerstören; man mußte schließlich zur Axt greifen, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen [1]). Noch heute umgiebt ein Wald von Baumstumpfen inmitten üppiger Buschvegetation den Ort, ein Zeugnis des vergeblichen Kampfes, den Baranow gegen die schöpferische Natur führte.

In größerer Höhe über dem Meeresspiegel wird der Nadelholzwald lichter, durch eine Krummholzregion wird dann der Uebergang zu den kahlen Hochplateaus vermittelt, welche ungemein an die norwegischen Fielde erinnern. Hier wie dort wechseln Schneefelder, kahles Felsgestein, Moos- und Flechtentundra mit einander ab; Zwergbirken und kriechende Weiden sind die spärlichen Vertreter der Baumwelt.

Von dem vielfachen Nutzen, den der Tlinkit aus der Pflanzenwelt zieht, wird in einem späteren Kapitel die Rede sein; hier mögen nur noch die für seinen Haushalt besonders wichtigen Beerensträucher erwähnt werden. Im Tannenwalde wachsen zwei strauchartige Vaccinien (Vaccinium ovalifolium Smith. und V. sp.) mit Früchten von dem Geschmack unserer Blaubeeren; an den Waldesrändern und lichteren Bergabhängen sind zwei Arten Johannisbeeren (Ribes laxiflorum Pursh und Ribes lacustre Poir.) und mehrere Arten Brombeeren und Himbeeren zu finden, von denen sich namentlich Rubus Nutkanus Lindl. durch sehr schmackhafte, aromatische Früchte auszeichnet. An sonnigen Flußufern stehen zwei Sträucher, Shepherdia canadensis Nutt. und Amelanchier ovalis Ser.; ihre Beeren werden mit Wasser gekocht und das eingedickte Mus alsdann an der Sonne oder über dem Feuer getrocknet. Zum Herbst werden oberhalb der Baumgrenze die Beeren verschiedener niedriger Vaccinium-Arten (V. Vitis idaea L., V. uliginosum L., V. caespitosum Michx., V. myrtilloides Hooker), der Bärentraube (Arctostaphylus uva ursi und alpina) und auch der Krähenbeere (Empetrum nigrum L.) eingesammelt. Bei weitem die wichtigste Beerenfrucht bietet jedoch ein Schneeball (Viburnum acerifolium L.), der an recht feuchten, tiefgelegenen Waldstellen massenhaft vorkommt.

[1]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, 104.

Auch das Pflanzenleben des Meeres liefert seinen Beitrag zu dem Haushalt der Tlinkit. Da finden sich am Meeresstrande eßbare Algen (Alaria esculenta Grev. u. a.), aus denen schwarze, viereckige Kuchen durch Einstampfen in eine Holzkiste erhalten werden. Sehr auffällig ist dann noch ein Riesentang (Macrocystis pyrifera Ag.), dessen losgerissene Stämme gleich gewaltigen Seeschlangen auf den Meereswogen herumtreiben. Der baumlange, hohle Stengel, der an seinem unteren Ende nur fingerdick ist, endigt schließlich in eine kinderkopfgroße Kugel, an welcher lange, schmale Laubblätter sitzen. Die Eingeborenen benutzen den dünnen Teil des Stammes, der eine bedeutende Zähigkeit besitzt, zu Angelschnuren und Bootleinen.

Für den Anbau von Kulturgewächsen ist das Klima wenig geeignet. Die Russen versuchten die Einführung von Getreidearten und Obstsorten, doch nur mit geringem Erfolge. Es erscheint indessen nicht unmöglich, daß fortgesetzte Bemühungen bessere Resultate ergeben sollten, da doch die klimatischen Verhältnisse nicht viel ungünstiger sind als diejenigen des südlichen Norwegen. Jedenfalls gedeihen eine Anzahl von Gemüsepflanzen, Kohl, Mohrrüben, Rettig, Erbsen u. a. recht gut. Der Anbau der Kartoffeln wird jetzt selbst von den Indianern an vielen Orten betrieben, und wenn die Knollen auch im allgemeinen von geringer Größe und wässerig sind, so ist der Ertrag doch ziemlich reichlich, trotz der geringen auf den Anbau verwandten Mühe.

In dem dunklen Waldesdickicht birgt sich ein reiches Tierleben. Zwei Bärenarten, der gefürchtete Grisly (Ursus cinereus Desm.) und der schwarze amerikanische sind noch ziemlich häufig. Im Winter halten beide einen festen Schlaf in ihren Schlupfwinkeln, welche sie in den Schluchten der Berge unter den Wurzeln riesiger Bäume aufsuchen, und aus dem sie erst die Frühjahrssonne erweckt. -- Nicht selten sind auch Füchse und Wölfe, graue sowohl wie schwarze, desgleichen der amerikanische Vielfraß, der Nörz und das Hermelin. — Von Katzenarten ist nur der Luchs vorhanden.

Das wertvollste Pelztier, die Seeotter (Enhydra marina F. Cuv.), ist jetzt nur noch an einigen schwer zugänglichen Punkten der Außenküste, an den Forrester-Inseln im Westen der Prince of Wales-Insel und an der Küste nördlich vom Croß-Sunde an-

zutreffen. Zu Vancouvers Zeiten war sie in der Chatham-Straße außerordentlich häufig, und ihr reichliches Vorkommen im Norfolk-Sunde war die Hauptveranlassung zur Gründung von Sitka. Hier wie im ganzen Archipel ist sie durch die verheerenden Jagdzüge der Russen, welche noch im Jahre 1804 gegen 2000 Stück von einem Zuge durch den Croß-Sund und die Chatham-Straße erwarben, völlig ausgerottet worden.

Die halbwilden Hunde, die in großer Anzahl in jedem Indianerdorfe anzutreffen sind und durch ihr Geheul und ihre Diebereien sehr lästig fallen, gehören zur Rasse der Eskimohunde und haben keine Aehnlichkeit mit den in Britisch-Columbia und am Puget-Sund vorkommenden Indianerhunden, die den dort wild anzutreffenden Cayotis (Canis latrans Sm.) zum Verwechseln ähnlich sehen. Sie werden nie als Zugtiere verwandt, sondern nur hin und wieder zur Jagd abgerichtet.

Die häufigsten Nagetiere in den Wäldern sind ein Eichkätzchen (Sciurus hudsonicus Pall.), ein Schneehase und ein Baumstachelschwein (Erethizon epixanthus Brdt.). An den Flüssen findet sich die Moschusratte (Fiber zibethicus Cuv.) und vereinzelt auch der Biber, der jedoch mehr auf das Innere und die südlicheren Küsten des Festlandes beschränkt ist. In den Waldungen der Inseln dagegen ist der kleine columbische Hirsch ein häufiges Wild, während er an den benachbarten Küsten des Kontinents gänzlich zu fehlen scheint. Das Renntier wiederum ist nur auf den Hochebenen des Festlandes anzutreffen; in den Küstengebirgen lebt auch das Bergschaf (Ovis montana Cuv.) und die Bergziege (Haplocerus americanus Blainv.), deren weiße Wolle von den Eingeborenen zur Anfertigung ihrer eigentümlichen Tanzdecken benutzt wird. Hier ist auch die Heimat des überaus häufigen Ziesels (Spermophilus Parryi Rich.) und des Murmeltiers (Arctomys sp.), das durch einen langgezogenen Pfiff die Aufmerksamkeit des Wanderers schon von weitem auf sich lenkt.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Säugetier-Fauna liefern schließlich mehrere Meeressäugetiere, Walfische, Delphine und Seehunde, welche, den Fischzügen folgend, in die Buchten und Straßen des Archipels eindringen, während der Seelöwe ebenso wie die Seeotter und die Pelzrobbe sich auf die Außenküste beschränken.

Zu den charakteristischsten Vögeln des Gebietes gehört der weißköpfige Seeadler (Haliaetos leucocephalus), ein schöner, stattlicher Vogel, der, weithin sichtbar, seinen Sitz auf einsamen Baumgipfeln zu nehmen pflegt. Von den Tlinkit wird er zu verschiedenem Gebrauche erlegt. Sein Fleisch wird gegessen, namentlich von alten Leuten; auch die Russen sollen in den ersten Jahren nach der Gründung von Sitka, als andere Nahrungsmittel knapp wurden, gegen 200 Seeadler erlegt und gegessen haben. Langsdorff selber behauptet, öfters seinen Hunger mit dem Fleische dieses Vogels befriedigt und dasselbe schmackhaft gefunden zu haben [1]. Außerdem benutzen die Tlinkit die Dunenfedern des Seeadlers bei Tänzen und Festlichkeiten, indem sie das Haupt damit bestreuen oder sie in die Luft blasen. Schwanz und Flügel werden bei denselben Gelegenheiten als Fächer benutzt; die Flügelknochen dienen als Saugröhren, namentlich in einigen später mitzuteilenden rituellen Fällen.

Der Rabe (Corvus carnivorus Bartr.), ein geheiligter Vogel bei den Tlinkit, hält sich zur Winterszeit in großer Zahl in der Nähe der Dörfer auf und macht sich dort durch seine außerordentliche Dreistigkeit bemerkbar. In Sitka wurde ihm von den Russen eifrig nachgestellt, da er sich als ein gefährlicher Feind der Hühnerzucht erwies, sogar, wie Lütke angiebt, den Schweinen den Schwanz ausriß [2]. — Indessen nützt er auch durch Vertilgung der Abfälle, wodurch er sich den Beinamen der Polizei von Sitka erwarb.

Ein anderer Wintergast in den Dörfern ist die Elster (Pica hudsonica Bp.), in ihrem Wesen und Aussehen der unsrigen sehr ähnlich. Ein ständiger Bewohner der Wälder ist der hübsche Blauheher (Cyanocitta Stelleri Gm.); unter den Eulen sind die Schneeeule und der virginische Uhu die bemerkenswertesten; mehrere Hühnerarten, Schnee- und Waldhühner, liefern eine besonders im Winter erwünschte Abwechselung der gewöhnlichen Fischkost. — Eine große Anzahl Wasservögel, Enten, Möven, Cormorane und während der Zugzeit auch Schwäne und Gänse beleben die Fiorde.

---

[1]) Langsdorff II, 92.

[2]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. I, p. 115.

Die Zahl der sommerlichen Brutgäste ist nicht bedeutend; unter ihnen ist aber einer, der unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, der kalifornische Kolibri (Selasphorus rufus Gmel.), der auch in den nördlichen Teilen des Gebietes in einer von Schnee und Eis starrenden Umgebung nichts von seiner wunderbaren Beweglichkeit eingebüßt hat und wie ein Sonnenstrahl von Baum zu Baum dahin schießt oder bienengleich um Rosen- und Himbeerblüten flattert. An der Küste geht er bis zur Mündung des Atna-Flusses hinauf und bis zur Südseite der schmalen Halbinsel Aliaska, an deren Nordküste das Walroß angetroffen wird.

Von größter Wichtigkeit für den Haushalt der Eingeborenen ist der Fischreichtum der Gewässer. Der Lachs, der geradezu das tägliche Brot der Indianer bildet, steigt in unzählbaren Mengen in die Flußläufe hinauf. Verschiedene Arten pflegen zu verschiedenen Jahreszeiten zu erscheinen. — Ein sehr schmackhafter Fisch, der ein ausgezeichnetes Oel liefert, ist Thaleichthys pacificus Gir., eine mit den Stinten verwandte Art [1]), welche schon im ersten Frühjahr an den Flußmündungen erscheint. Dorsche und Heilbutten von mitunter außerordentlicher Größe können fast das ganze Jahr hindurch gefangen werden; von April bis Mai ziehen gewaltige Heringsscharen in die flacheren Buchten, um hier ihren von den Eingeborenen sehr geschätzten Rogen abzulegen.

Auch das niedere Tierleben des Meeres ist ein außerordentlich reiches und für die Oekonomie der Eingeborenen nicht ohne Bedeutung. Große Krabben, Seeigel, besonders aber verschiedene Muschelarten, unter denen die Mießmuschel, eine Herzmuschel (Cardium Nuttallii Conr.) die wichtigsten sind, liefern eine nahrhafte und ohne besondere Mühe zu erlangende Kost. Der Genuß der Mießmuscheln ist freilich nicht immer gefahrlos; zu gewissen Zeiten werden dieselben als giftig von den Eingeborenen

---

[1]) Von den zahlreichen Namen, mit welchen dieser Fisch an der Küste bezeichnet wird, führe ich noch die folgenden auf: smelt, candlefish, greasefish, hoolakin, eulachon, olihan, hou-li-kun (Mayne), oulican (Louthan), hoolakan (Macfie), ulicum (Colyer), ulikon (Dall). Die Tlinkit nennen ihn ssak. Kerzenfisch (candlefish) wird er von den Amerikanern genannt, weil er getrocknet und angezündet wie eine Kerze brennen soll. Der Name ulikon und seine Ableitungen stammen vielleicht aus der Sprache der Tschimssians, da die Tlinkit und Haidas andere Benennungen besitzen.

gemieden. Vancouver verlor einen seiner Leute, der solche Mießmuscheln gegessen hatte, während andere davon erkrankten, und im Jahre 1799 starben von einer Abteilung Aleuten (Konjagen), die bei einer Rast in der Peril-Straße sich an Mießmuscheln sättigten, innerhalb zweier Stunden mehr als hundert Menschen unter schrecklichen Krämpfen [1]). Von den Russen wurde in Erinnerung an dieses Ereignis die Straße der Sund der Verunglückten genannt.

Die gewöhnliche Plage nordischer Länder, die Scharen blutgieriger Mücken und Gnitzen, fehlt nicht in dem wasserreichen Gebiete des südöstlichen Alaska. Sie treten um so zahlreicher auf, je weiter man sich von der Außenküste entfernt und je tiefer man in die Fiorde und Flußthäler eindringt. Nur die kahlen Hochplateaus sind einigermaßen frei von ihnen und bieten dem weidenden Renntier eine Zuflucht für den Sommer dar.

Sonst ist das Insektenleben ein auffallend armes. Namentlich fehlt die große Zahl der holzverderbenden Käfer, weshalb die Zerstörung abgestorbener Bäume in den Waldungen nur langsam vor sich geht.



Landschaft am Indianer-Fluß bei Sitka. Nach einer Photographie.

---

[1]) Chliebnikow 48; Lütke, S. 164, giebt den Verlust auf 150 Menschen an; vergl. noch Holmberg, S. 95. Dawydow verlegt die Katastrophe in das Jahr 1797 und sagt, daß mehr als 80 dabei umkamen, daß die Ueberlebenden aber noch in späteren Jahren die Folgen spürten. Dawydow in Engelhardt (Moritz von) Beiträge, S. 101.

3. Kapitel.

Das Volk der Tlinkit.

Geringe Bevölkerung und wenige zerstreute Niederlassungen zu Vancouvers Zeit. — Verschiedene Schätzungen der Bevölkerungszahl. — Bedeutung und Schreibung des Namens „Tlinkit". — Andere Benennungen der Tlinkit. Ursprung des Namens „Koloschen". — Einteilung in Stämme; Uebersicht derselben. — Einteilung in Geschlechter; die Gruppe des Raben- und die des Wolfsgeschlechts. Tabelle der Stämme und Geschlechter nach verschiedenen Autoren. — Der sogenannte Adel der Tlinkit. — Die Stellung und die Rechte eines Häuptlings.

Das in dem vorhergehenden Kapitel beschriebene Gebiet ist nicht geeignet, eine große Bevölkerung aufzunehmen. Bei der gebirgigen Natur des Landes kann Ackerbau nur an wenigen beschränkten Oertlichkeiten betrieben werden; durch das rauhe Klima mit langen Wintern und nassen Sommern, späten Frühlings- und zeitigen Herbstfröſten wird auch die Zahl der kultivierbaren Gewächse sehr eingeschränkt. Für eine ausgedehnte Viehzucht fehlen größere Weideplätze, und das feuchte Klima macht die Beschaffung des notwendigen Futters für den Winterbedarf außerordentlich schwierig. Die Jagd kann nur eine spärliche Bevölkerung ernähren; eifrigere Nachstellungen würden bald das nicht übermäßig zahlreiche Wild in den Wäldern und die noch vorhandenen Seesäugetiere sehr verringern oder gar gänzlich ausrotten, wie es bereits mit den Seeottern geschehen ist. So bleibt denn nur der Fischreichtum der Gewässer als ein scheinbar unerschöpflicher Nahrungsquell übrig, aber daß selbst dieser bei einer intensiveren Ausnutzung schwindet, ist eine nur zu oft bewiesene Thatsache. Eine geringe Bevölkerung freilich findet in

dem Gebiete ohne große Mühe reichliche Nahrung, und in der That fanden auch die ersten Besucher der Nordwestküste hier eine sehr spärliche Bevölkerung. Die englischen und amerikanischen Pelzhändler, denen es doch um eine Begegnung mit den Eingeborenen zu thun war, und welche die Aufmerksamkeit derselben auch auf alle Weise zu erregen suchten, landeten öfters in Buchten, ohne auch nur die geringste Spur von Bewohnern zu erblicken. Bei den ausgedehnten Bootfahrten, die Vancouver und seine Offiziere durch die Straßen des Archipels unternahmen, stießen sie verhältnismäßig selten auf Eingeborene, dann meist auf kleine Jagdgesellschaften in wenigen Booten; noch seltener aber sahen sie ihre Dörfer. Nach Vancouvers Reisewerk sind von ihm und seinen Leuten überhaupt nur folgende Niederlassungen der Eingeborenen bemerkt worden:

Am 11. August 1793 am Behm-Kanal, bei Point Whaley ein, wie es schien, vor wenigen Monaten verlassenes, sehr großes Dorf, das 300 bis 400 Menschen beherbergt haben mochte;

am 14. August 1793 auf einem hohen, isolierten Felsen einer kleinen Insel im Revilla Gigedo-Kanal südlich vom Kap Northumberland Ruinen eines unbedeutenden Dorfes;

am 27. August 1793 Ruinen eines zweiten großen Indianerdorfes am Behm-Kanal durch Whidbey entdeckt;

am 22. Juli 1794 einige neue Häuser südlich von Point Parker an der Chatham-Straße durch Whidbey beobachtet;

am 29. Juli 1794 ein unbewohntes Indianerdorf in der Jakutat-Bai, in welchem noch etwa 50 Hunde sich befanden, von Puget besucht;

am 8. August 1794 von Whidbey ein Dorf an der Nordküste von der Admiralitäts-Insel und ein zweites an der gegenüberliegenden Küste der Douglas-Insel gesehen;

am 10. August 1794 auf der Ku-Insel, am oberen Ende von Port Cambden 4 Häuser von Johnston gezählt;

am 13. August 1794, auf der Kekou-Insel, an der Hamilton-Bai 8 verlassene und zum Teil verfallene Dörfer von Johnston wahrgenommen, welche alle auf steilen Vorsprüngen oder felsigen Eilanden gelegen und, von Natur fast unangreifbar, noch durch Kunst befestigt waren.

Außer diesen von Vancouver und seinen Leuten im Laufe von zwei Sommern gesehenen Niederlassungen werden noch einige andere erwähnt, von deren Existenz man nur durch die Mitteilungen der Eingeborenen Kunde erhielt. Wenn ein großer Teil dieser Dörfer verlassen war, so mag die Ursache darin gelegen haben, daß die Bewohner mit ihren Familien sich zur Jagd und zum Fischfang in die Wälder und Baien begeben hatten, wie sie es auch jetzt noch im Sommer zu thun pflegen; einige Orte schienen jedoch seit längerer Zeit unbewohnt zu sein. Es wäre voreilig, daraus auf eine stattgehabte Abnahme der Bevölkerung schließen zu wollen, vielmehr weisen diese Beobachtungen nur auf die geringe Seßhaftigkeit des Volkes hin.

Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß zu Vancouvers Zeiten die eingeborene Bevölkerung des Gebietes nicht viel zahlreicher als die jetzige gewesen ist. Allerdings sind für eine Schätzung der Bevölkerungszahl nur wenige zuverlässige Data vorhanden; auch heute noch schwanken die Angaben zwischen sehr weiten Grenzen. Mehr jedoch wie 8000 bis 10 000 Seelen dürfte das ganze Volk der Tlinkit schwerlich zählen.

Vor der großen Blatternepidemie vom Jahre 1836 soll nach Weniaminow ihre Zahl mit Einschluß der zu den Haidas gehörigen Kaiganis auf der Prince of Wales-Insel ca. 10 000 Seelen betragen haben, dann aber auf 6 000 Seelen zurückgegangen sein. Der Censusbericht vom Jahre 1880 zählt mit Ausschluß der Kaiganis 6 763 Seelen[1]).

Diese geringe Bevölkerung ist auf einen Küstenstrich verteilt, dessen Ausdehnung in gerader Linie, ungerechnet der überaus reichen Gliederung, der deutschen Ostseeküste von Memel bis Kiel nahezu gleichkommt. Durch gleiche Sprachen und durch gleiche Sitten und durch lebhaften, wenn auch nicht immer freundschaftlichen Verkehr unter einander stellen sich die Tlinkit als ein einheitliches, von den Nachbarstämmen wohl unterschiedenes Völkchen dar.

Der Name Tlinkit, mit welchem die Eingeborenen sich selber bezeichnen[2]), bedeutet so viel wie „Leute". Das Wort ist sehr

[1]) Compendium of the tenth Census Part. II, p. 1427.

[2]) Nach Weniaminow mit dem Zusatz „antukuán", d. h. überall Wohnende. Weniaminow 28.

verschieden geschrieben worden. Langsdorff, der, wie es scheint, es zuerst gebraucht, schreibt „G-tinkit“ oder „S-chinkit“ [1]). Nach der Aussprache der Tschilkat-Indianer erschien uns Chtlingit oder Chlinget am zutreffendsten. Gewöhnlich jedoch folgt man der Schreibung von Holmberg, der nach Weniaminow „Thlinkith“ angiebt; bei der Unmöglichkeit, die eigentümlichen Laute der Tlinkit-Sprache vollständig durch unsere Schriftzeichen wiederzugeben, schließen auch wir uns der Schreibweise Holmbergs an, nur mit Weglassung der überflüssigen Dehnungszeichen, wie es unter anderen auch Erman gethan hat [2]).

Von den Russen wurden die Tlinkit Kaljusch, Kalosch oder Kolosch [3]) genannt, ein Name, der sich auch in der Litteratur sehr eingebürgert hat, und mit dem man in Unkenntnis der Verschiedenheiten der die Nordwestküste bewohnenden Völker, ebenso wie mit dem Namen Tlinkit oder Thlinkithen selbst nach dem Vorgange von Weniaminow und Holmberg die gesamte Indianer-Bevölkerung vom St. Elias-Berge bis zum Columbia-Flusse zu benennen pflegte. — Der Name soll nach Weniaminow von dem aleutischen Worte Kaluga abstammen, welches eine Schüssel oder ein Holzgeschirr bezeichnet. Die von den Russen nach Sitka geführten Aleuten hätten in dem Lippenschmuck der Tlinkit-Weiber eine gewisse Aehnlichkeit mit den Holzgeschirren ihrer Heimat gefunden und infolge dessen auch diesen Lippenschmuck Kaluga genannt. Daraus wäre dann von den Russen das Diminutiv Kaluschka gebildet worden, welches allmählich zur Bezeichnung des ganzen Volkes Eingang gefunden hätte [4]). — Erman möchte das Wort von dem russischen „kolotj, durchbohren, spalten“ her-

---

[1]) Langsdorff II, 116.

[2]) Andere Lesarten sind: Thlinkitt (Simpson), T'linkit (Dall).

[3]) Andere Schreibweisen dieses Namens sind: Koljuji, Koljuschi, Koloschi, Koljuschen (Wrangell), Koluschen, Kolush, Kaloschen, Kaljuschen, Koulischen, Koulisken, Kaloches (Lütke), Kalujes (Lütke), Kaliuches und Kaluscians (Anderson), Kalouches (Balbi), Koloshes und Koloshians (Ludewig). Von den Kenaiern werden die Tlinkit nach Dawydow „tos Koluschoch“, nach Doroschin „Koluschuchtana“ genannt. (Radloffs Wörterverzeichnis.) Möglicherweise stammt sonach die Benennung Koluschi aus der Kenai-Sprache, wenn nicht die oben genannten Wörter spätere Bildungen sind.

[4]) Weniaminow 28; Holmberg 10.

leiten[1]), wobei es nur auffallend ist, daß Weniaminow dieser scheinbar so naheliegenden Deutung nicht gedenkt. — Die älteste Anwendung des Wortes in der Form „Koliuschen“ finde ich in dem Bericht der Steuerleute Ismailow und Botscharow in Schelichows Reise[2]). Nach der Uebersetzung von Erman[3]) lautet die Stelle im Original: „Diese Geschlechter werden Koljuschi genannt. Sie wohnen auf dem Festlande an verschiedenen kleinen Flüssen. Sie haben außer vielen kleinen Häuptlingen auch einen großen, dem sie alle gehorchen . . .“ Daraus scheint doch hervorzugehen, daß nicht erst die Russen, die zum ersten Male mit den Tlinkit in Berührung kamen, ihnen diesen Namen gaben, sondern daß sie ihn vielmehr von den Eingeborenen selbst hörten, wahrscheinlich von den Konjagen, welche sie als Dolmetscher bei sich führten.

Noch dunkler ist der Ursprung einer anderen von den Russen für die Tlinkit gebrauchten Benennung, des Wortes „Schnjaga“, welches nach Holmberg gleichbedeutend mit „Kolosch“ und beinahe ebenso häufig angewandt wurde. Desselben Wortes bedienten sich aber auch die Tlinkit, wenn sie einen Russen anriefen, weshalb Holmberg ihm die Bedeutung „Freund, gut Freund, höre,“ beilegen möchte[4]).

Die eingewanderten Amerikaner pflegen die Tlinkit, wie alle Eingeborenen kurzweg „Natives“ oder „Indians“ oder auch „Sseiwasches“ (Siwashes)[5]) zu nennen, mit Hinzufügung der Heimat, z. B. „Sitka Indians“ oder „Sitka Siwashes“.

Das ganze Volk der Tlinkit zerfällt in verschiedene Stämme, „kōn“ genannt, deren jeder seine festen Niederlassungen hat und seine ganz bestimmten Jagd- und Fischereigebiete. Diese Stämme werden nach dem Fluß oder dem Meerbusen genannt, an dem ihre Dörfer liegen, wie der Tschilkat-kōn und der Jakutat-kōn,

---

[1]) Archiv II, 489; Zeitschr. f. Ethn. II, 300 bis 302.

[2]) Bei Pallas VI, 28.

[3]) Zeitschr. f. Ethn. II, 303.

[4]) Holmberg 11.

[5]) Das Wort stammt aus dem unter dem Namen Tschinuk (Chenook) bekannten Handelsjargon an der Nordwestküste und ist eine Korruption von dem französischen „sauvages“.

oder auch nach der Insel, welche sie bewohnen, wie der „Schitka-kön.“

Der nördlichste Stamm der Tlinkit ist der **Jakutat-Stamm,** dessen Hauptort „Chlach-ă-jēk“, auf einer Insel in der Jakutat-Bai, „Tsuska“ genannt, liegt. Der Jakutat-Stamm war nie besonders zahlreich. Dixon zählte hier im Jahre 1787 nur 70 Eingeborene, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß zur Sommerszeit fast stets der größte Teil der Bevölkerung auf Jagd- und Handelszügen unterwegs ist. — Chliebnikow giebt an, daß bis zum Jahre 1805 der Stamm gegen 200 Krieger zählte. Er scheint früher in einer gewissen Abhängigkeit von dem Tschilkat-Stamme gewesen zu sein. Die russischen Steuerleute Ismailow und Botscharow begegneten hier dem Oberhaupte Ilchak, welcher seinen eigentlichen Wohnsitz an dem großen Flusse Tschitschat haben sollte, aber in jedem Frühjahr in Booten nach der Jakutat-Bai käme, sowohl des Handels wegen, als um seine Unterthanen zu sehen. Die Einwohner sollten nach Osten mit den Tschitschanern Handel treiben, nach Westen mit den Ugalachmuten und Tschugatschen[1]).

Bis in die neueste Zeit hinein haben die Tschilkats und Schitkas (Sitkas) einen lebhaften Handelsverkehr mit den Jakutats unterhalten, welche jetzt fast allein noch in den Besitz der kostbaren Seeotterfelle gelangen. Doch beanspruchen die Schitkas jetzt diesen Handel für sich allein, und während unserer Anwesenheit im Lande, im Winter von 1881 bis 1882, wurde ihnen auch dies Privileg von den Tschilkats nach langen Unterhandlungen zugestanden.

Gegen die Weißen haben sich die Jakutats wiederholt feindselig und verräterisch gezeigt. Die von den Russen 1799 gegründete Niederlassung wurde, wie wir gesehen haben, im Jahre 1805 von ihnen zerstört. Darnach wurden keine neuen Stationen in der Jakutat-Bai angelegt, und nur gelegentlich wurde dieselbe von Händlern oder in jüngster Zeit auch von Goldsuchern besucht. Zwei der letzteren wurden im Jahre 1881 von einem Eingeborenen hinterlistig ermordet, der Mörder jedoch später an ein amerikanisches Kriegsschiff ausgeliefert und in Portland hingerichtet.

---

[1]) Pallas VI, 231.

In neuerer Zeit scheinen die Jakutats an der Küste nach Westen vorgedrungen zu sein oder sich mit den Ugalentsen[1]), die nach Wrangell und Weniaminow mit den Jakutats nahe verwandt und verschwägert waren, verschmolzen zu haben. — Petroff und Jacobsen trafen bereits an der Mündung des Kupferflusses Tlinkit. Nach mündlichen Angaben des letzteren befinden sich daselbst die Dörfer Tschilkât[2]) und Allâganak (Alaghänik auf der Karte von Holmberg), welche von Tlinkit bewohnt werden, die in einer gewissen Abhängigkeit von den Häuptlingen in der Jakutat-Bai stehen, auch im Winter größtenteils dorthin zurückkehren. — Einige zerstreute Niederlassungen an der Küste zwischen der Jakutat-Bai und Cap Spencer scheinen ebenfalls nur für die Jagd und den Fischfang im Sommer hergerichtet zu sein und keine oder nur höchst geringe ständige Bevölkerung zu enthalten.

Der Jakutat-Stamm unterscheidet sich von den übrigen Tlinkitstämmen, wohl infolge seines lebhaften Verkehrs mit den nördlichen Nachbarvölkern, durch manche Eigentümlichkeiten. Nach Weniaminow sind die Jakutats die einzigen unter allen Tlinkit, welche das Walfischfleisch nicht verschmähen; auch behauptet er, daß ihre Frauen keinen Lippenschmuck tragen, was freilich mit den Angaben anderer in Widerspruch steht[3]). Auch ihre Sprache scheint mit fremden Elementen vermischt zu sein. Weniaminow führt sogar die Sprache der Jakutats als eigene Sprache auf, die noch in zwei Dialekte zerfalle, den Jakutatischen und den Ugalenzkischen, deren jeder von nur 300 Seelen gesprochen werden sollte[4]).

Nach dem offiziellen Censusbericht vom 1. Juni 1880[5]) wird die Stärke des Jakutat-Stammes auf 820 Seelen angegeben, die sich auf folgende Orte verteilen:

Chilkhaat, Dorf an der Mündung des Kupferflusses mit 170 Einwohnern,

---

[1]) Dall rechnet indessen die Ugalentsen oder Ugālăk'mūt den Innuits oder Eskimos zu. (Dall, Tribes of the extreme North-West, p. 21.)

[2]) Nicht zu verwechseln mit den am Tschilkat-Fluß gelegenen Orten, unter denen namentlich Klokwan sehr häufig mit dem gleichen Namen bezeichnet wird.

[3]) Weniaminow 100.

[4]) Weniaminow 143.

[5]) Compendium of the tenth Census, Part. II, 1427.

Jaktag-Dörfer am Fuße des St. Elias-Berges mit 150 Einwohnern,

Zerstreute Dörfer zwischen Cap Spencer und der Jakutat-Bai mit 200 Einwohnern,

Jakutat mit 500 Einwohnern.

Am Nordende des Lynn-Kanals wohnt der Tschilkat-Stamm, der **Tschilkat-kön** (Tschishl-khátkhóān bei Holmberg), der mächtigste aller Tlinkit-Stämme, in 4 gesonderten Dörfern.

Der Hauptort ist Klokwán, am Tschilkat-Fluß, circa 30 km oberhalb seiner Mündung, mit 65 Häusern und 500 bis 600 Einwohnern; etwa 8 km unterhalb liegt Katkwaltú mit 8 Häusern und 125 Einwohnern und an der Mündung selbst Jendestáke mit 16 Häusern und 150 bis 200 Bewohnern. Das vierte Dorf, Tschilkūt, mit 8 Häusern und ca. 120 Einwohnern, liegt an dem nordöstlichen Arm des Lynn-Kanals, am Ausflusse des Tschilkūt-Sees. Die Tschilkats erfreuen sich von Alters her eines großen Ansehens unter den Tlinkit und den Nachbarvölkern, auch scheinen sie mitunter eine Art Oberherrschaft über einige derselben ausgeübt zu haben. Der eben erwähnte Häuptling Ilchak von dem großen Flusse Tschitschat war jedenfalls ein Tschilkat. Vancouvers Lieutenant Whidbey hörte, als er den Lynn-Kanal aufnahm, von 8 mächtigen Häuptlingen, die den Tschilkat-Fluß aufwärts wohnen sollten, und in der That hatte er auch nirgends bei seinen ausgedehnten Bootfahrten eine so zahlreiche Bevölkerung gesehen, als hier; zu seinem großen Mißvergnügen wuchs die Schar der ihm folgenden Eingeborenen bis auf 200 Krieger, welche wohl bewaffnet waren und eine drohende Haltung annahmen. — Bei den Unternehmungen der Schitkas gegen die Russen spielten auch die Tschilkats eine Rolle, als Teilnehmer oder als Anstifter der Empörungen. Durch kluge Gewinnung des Tschilkat-Häuptlings vermochte Kuskow im Jahre 1806 die auf den umliegenden Inseln um Sitka versammelten Tlinkit zum Abzuge zu bewegen. Auch über die benachbarten Völker des Innern, Stämme der Tinnē-Familie, die von ihnen Gunanā genannt werden, üben sie eine tyrannische Herrschaft aus, indem sie ihnen nicht gestatten, mit anderen als mit ihnen selbst Handel zu treiben. Ihre Handelszüge dehnen sie weit aus, bis zum Fort Selkirk am Jukon, das im Jahre 1851 von ihnen zerstört wurde. Den Handel

nach der Jakutat=Bai haben sie neuerdings, wie eben erwähnt wurde, aufgegeben.

Die Lage des Hauptdorfes oberhalb der Mündung des seichten und nur für Canoes zugänglichen Flusses hatte dasselbe



Tschilkat=Indianer auf einem Handelszuge. Nach einer Zeichnung des Verfassers.

lange vor den Besuchen der Europäer bewahrt, aber auch den Einwohnern ein Gefühl der Sicherheit gegeben, das sich in wiederholten Gewaltthätigkeiten und in einem trotzigen und selbstbewußten Auftreten gegenüber den Weißen kund that.

Im Jahre 1880 wurde von einer Handelsgesellschaft, der North-West-Trading-Company, an dem nordwestlichen Arm des Lynn-Kanals eine Faktorei errichtet und im folgenden Jahre ebendaselbst eine Missionsstation. Eine zweite Station wurde dann im Sommer von 1882 in dem Tschilkat-Dorfe Klokwan gegründet. Die Handelsstation ist neuerdings nach der Tschilkat-Seite, nach Labouchère-Bai verlegt worden.



Häuptlinge der Aks. Nach einer Photographie.

Nach dem Census von 1880 zählte der Chilkhat-Stamm 988 Seelen, und zwar 565 in Kluckquan, 125 in Kutkwutlu, 171 in Yondestuk und 127 in Chilcoot.

Ein dritter Stamm der Tlinkit ist der **Ak-kön**, in mehreren Dörfern an der Nordküste der Admiralitäts-Insel und auf dem Festlande an der südöstlichen Mündung des Lynn-Kanals. Viele Aks haben sich jetzt in der Nachbarschaft des neuentstandenen Goldgräber-Städtchens Juneau city niedergelassen, woselbst sie

für ziemlich hohen Lohn, 1 bis 2 Dollars pro Tag, von den Weißen als Erdarbeiter, Träger oder Holzfäller verwandt werden.

Der Census von 1880 zählt drei Dörfer der Auks auf, eins an der Stephens-Passage mit 290 Einwohnern, ein zweites an der Nordküste der Admiralitäts-Insel mit 300 Einwohnern und ein drittes auf der Douglas-Insel mit 50 Einwohnern, sodaß der ganze Stamm also 640 Seelen stark wäre.

Juneau city, benannt nach dem Entdecker der Goldadern, früher auch Harrisburg und Rockwell genannt, zählte im Jahre 1883 bereits mehrere hundert Bewohner, hatte eine Postanstalt und regelmäßige, monatliche Dampferverbindung mit San Francisco [1]).

Den Aks benachbart ist der **Taku-kön**, der sich an der Stephens-Passage, am Eingange der Taku-Bucht und am Taku-Flusse niedergelassen hat. Von dem letzteren Orte gehen die Taku-Indianer flußaufwärts und dann über mäßig hohe Pässe zu den Zuflüssen des Jukon herüber, um wie die Tschilkats mit den Indianern des Innern Handel zu treiben. Im Jahre 1840 gründete die Hudson-Bai-Compagnie an der Stephens-Passage, am Taku-Hafen, einen Handelsposten, der aber später wieder aufgegeben wurde [2]).

Nach dem Census von 1880 zählt der Takoo-Stamm nur 269 Seelen, die in vier am Taku-Fluß und der Taku-Bucht gelegenen Dörfern wohnen. Es sind dies, nach den Häuptlingen bezeichnet, folgende:

1. Tokeatl's village mit 26 Einwohnern.
2. Chitklin's village „ 113 „
3. Katlany's village „ 106 „
4. Fotshou's village „ 24 „

Zu den Takus sind wohl auch die Samdans oder die Sundowns verschiedener Autoren zu rechnen, über welche uns keine näheren Angaben gemacht worden sind [3]).

Wie die Aks so haben auch die Takus sich in größerer Zahl in der Nachbarschaft des Goldgräber-Städtchens Juneau city

---

[1]) Dall, Coast Pilot 172.
[2]) Simpson I, 214.
[3]) Schoolcraft V, 489.

niedergelassen. Nach dem das Thal durchströmenden Flüßchen heißt der letztere Ort bei den Tlinkit „Tsenta-ka-hīni“.

Am Croß-Sunde wohnen die Hū-na oder Chū-na; der Hauptort des **Hūna-kōn**, des östlichen Volkes (chūn = Osten), ist das Dorf Gaudēkan, an der Nordküste der Tschitschagow-Insel, welches 13 Häuser zählt und eine Bevölkerung von circa 600 bis 800 Seelen. An der gegenüberliegenden Küste des Festlandes soll ein zweiter Ort liegen, Chlūl-chágu, mit nur 5 Häusern. Im Sommer verlassen die Hūna ihr Dorf, indem sie zum

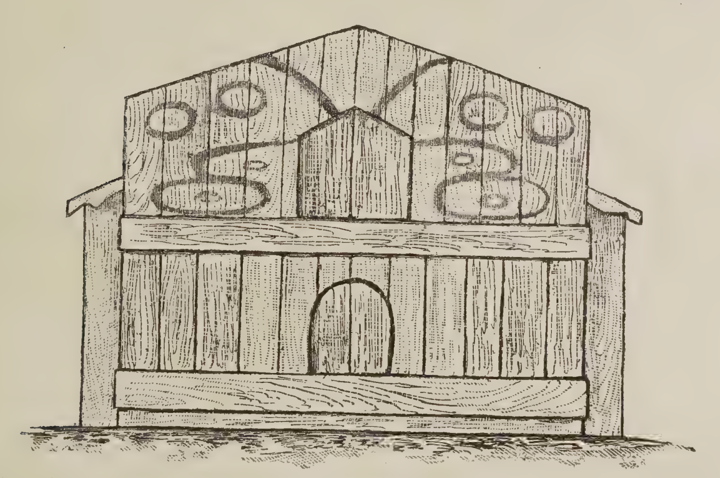


Häuptling der Hunas. Nach einer Photographie.

Fischfange oder zur Seeotterjagd ausziehen, welche letztere sie an der Küste zwischen Kap Spencer und der Jakutat-Bai betreiben. Im Jahre 1880 wurde in Gaudēkan eine Handelsfaktorei errichtet und im folgenden Jahre eine Missionsstation; erstere ist jedoch bereits 1881 verlegt worden.

Nach dem Census von 1880 ist der Hoonyah-Stamm 908 Seelen stark, die in zwei Dörfern leben, in Koudekan (Gaudēkan) mit 800 und Klughuggue mit 108 Bewohnern.

Der **Chūts-ta-kōn** auf Chūtsi-nū, d. i. „Bäreninsel oder Bärenfestung", wie die Admiralitäts-Insel von den Tlinkit genannt wird, hat seine Hauptniederlassung, Angūn, an der Chatham-Straße, gegenüber der Insel Kănăs-nū. Sie zählt 12 Häuser; südlich davon liegt ein zweiter Ort, Neltūschk-ān. Die Chutsinus unterstützten im Jahre 1804 die Schitkas gegen Baranow. Jetzt finden viele derselben Beschäftigung bei der Fabrikanlage, welche von der Nord-West-Handelsgesellschaft zur Gewinnung von Fisch-



Haus in Angūn mit bemaltem Giebel. Nach einer Zeichnung des Verfassers.

und Walfischöl auf der Insel Kănăs-nū („Killisnoo" oder „Kenasnow" der amerikanischen Karten) im Jahre 1882 errichtet worden ist.

Der „Khootznahoo-Stamm[1]) wird in dem Census von

[1]) Andere Lesarten sind: Hoochinoo, Hudsunoo, Hootsinoo (Schoolcraft), Houchnou, Kootsnoo, Kutznou, Koutsnou (Bryant), Koutsnow, Hoosnoff, Kootznahoo (Meade), Koutsnu, Houtsnau (Roquefeuil) u. s w. Gewöhnlich werden diese Bezeichnungen jedoch nur für das Dorf An-gūn gebraucht.

Kănăs-nū oder Ken-as-n'hu, wie Dall schreibt, soll bedeuten: nahe der Festung. (Dall, Coast Pilot, 175.)

Neltūschk'ān wird von Dall ebenda „Letushlwin" geschrieben.

1880 mit 666 Seelen aufgeführt, von denen 420 in Augoon (An-gūn) und 246 in Scutskon(?) wohnen sollen.

Die Chutsinus haben mit den Weißen im allgemeinen in friedlichem Einvernehmen gelebt, im Jahre 1882 jedoch wurde ihr Dorf Angūn durch das amerikanische Kriegsschiff „Corwin" bombardiert und teilweise zerstört, weil die Einwohner infolge des zufälligen Todes eines im Dienste der Handelsgesellschaft stehenden Indianers an den Weißen Vergeltung zu üben trachteten [1]).

Am meisten unter allen Tlinkit ist der **Schitka-kōn** (S-chit-cha-chon nach Langsdorff, Schitkhakhóān nach Holmberg) auf der Baranow-Insel, die von den Tlinkit Sitka oder besser Schitka, d. h. waldige Insel, genannt wird [2]), mit den Weißen in Berührung gekommen. Nachdem ihr alter Wohnsitz von den Russen im Jahre 1804 besetzt und auch ihre Verschanzung am Indianer-Fluß eingenommen worden war, hatten sich die Schitkas, wie wir gesehen haben, an der Chatham-Straße gegenüber dem Dorfe der Chutsinus festgesetzt. Um das Jahr 1822 wurde ihnen jedoch von Murawiew wieder gestattet, sich in der Nähe der russischen Kolonie anzusiedeln, und so erbauten sie denn ihr jetziges Dorf unter den Kanonen des Forts und nur durch einen starken Pallisadenzaun von den Wohnungen der Russen getrennt. Doch erwiesen sie sich mehrfach als unruhige Nachbarn, auch später unter der amerikanischen Herrschaft. Noch im Jahre 1879 wurde von den geängstigten Weißen sogar englische Hülfe aus Victoria gegen die Indianer in Anspruch genommen, welche unter der Führung eines jungen Häuptlings „Katlian" und mit Unterstützung der Tschilkats, die Stadt zu plündern gedroht hatten. Diese Unruhen führten zur Stationierung eines amerikanischen Kriegsschiffes in dem Sitka-Archipel und zu den bereits im ersten

[1]) Dall, Coast Pilot, p. 176.

[2]) Die Insel Sitka wird nach Weniaminow von den Tlinkit „schig'" genannt, was Zweig oder Baum bedeutet. Der Name Schitka aber, oder Schitīka, zusammengesetzt aus „schig" und dem Worte atīka, „am Meeresstrande", bedeutet nach ihm den Ort am Meeresstrande der Insel, welche „schig" heißt. (Weniaminow 29.) Diese künstliche Erklärung dürfte jedoch kaum richtig sein. Auch in der Deutung anderer Eigennamen geht Weniaminow offenbar zu weit.

Kapitel erwähnten energischen Maßregeln der Kommandanten. Das Indianerdorf zählt 50 Häuser mit etwa 1200 Seelen. Inmitten der gewöhnlichen Tlinkit-Häuser befinden sich auch einige moderne Bauten nach europäischem Muster. — Sitka selbst hat unter der amerikanischen Herrschaft viel von seiner einstigen Bedeutung verloren. An Stelle der zahlreichen Beamten der Russisch-Amerikanischen Compagnie, welche das Land gleich nach der Uebergabe verließen, sind nur wenige Amerikaner eingewandert, die hier einen regen Handelsverkehr zu entwickeln hofften, sich aber bald in ihren Erwartungen sehr getäuscht sahen. Der Ort zählt jetzt nicht viel über 300 Bewohner. Eine Zählung vom Jahre 1879 ergab 267 Russen und Kreolen, letztere die Nachkommen von Russen und aleutischen oder Tlinkit-Frauen, und 50 Amerikaner, in Summa 317. Nach dem Census von 1880 wurden 157 Weiße und 219 Kreolen gezählt; letztere befinden sich größtenteils in einer sehr elenden Lage. — Die alten russischen Baulichkeiten, vor allem das Kastell selbst, das unter Wrangell und den späteren Direktoren Tage großen Glanzes gesehen hat, sind dem Verfall nahe. Auch der von den Russen zum Schutz gegen die Indianer errichtete Pallisadenzaun ist nur noch zum kleinsten Teil erhalten; weniger böswillige Absicht der Indianer als Trägheit der verkommenen Kreolen-Bevölkerung, die hier leicht erreichbares Brennholz fand, soll die Zerstörung verursacht haben.

Ca. 12 km nördlich von dem heutigen Sitka, an der Kotleana-Bai, lag das alte, von Baranow im Jahre 1799 gegründete russische Fort Erzengel Michael, welches die Tlinkit im Jahre 1802 zerstörten. Von den Amerikanern wurde hier, in „old Sitka", eine Lachskonservenfabrik eingerichtet, aber nur wenige Jahre lang unterhalten. — Einige Indianer haben sich jetzt an dem Orte angesiedelt.

Die heißen Quellen liegen ca. 25 km südlich von Sitka. Das alte Badehaus, welches die Russen hier errichtet hatten, wurde im Jahre 1852 von den Stakhins zerstört. Darauf wurden neue Baulichkeiten aufgeführt, welche auch von den Amerikanern bis zum Abzuge der Truppen in Stand gehalten wurden. — Jetzt sind sie jedoch verlassen und verfallen, nachdem der letzte Bewohner derselben, ein verabschiedeter Soldat,

von den Indianern ermordet worden ist. — Nur noch wenige Indianer haben in der Nachbarschaft ihre Hütten.

In der Nähe der heißen Quellen befindet sich der sogenannte „tiefe See", an welchem die Russen ein kleines Bollwerk, die Oserskische Redoute (von osero, See) zum Schutze des Lachsfanges angelegt hatten, später auch eine Mahl- und Sägemühle und eine Gerberei einrichteten. — Auch diese Baulichkeiten samt einer kleinen russischen Kapelle sind jetzt verfallen. Im Jahre 1882 wurden dieselben nur von einem alten Russen mit mehreren Indianern bewohnt.

Nach dem Census von 1880 zählt der Sitka-Stamm im ganzen 902 Seelen, von denen 721 das Indianerdorf von Sitka selbst bewohnen, während 39 an der Silber-Bai, 26 an den heißen Quellen, 43 am Indianer-Fluß und 73 in Alt-Sitka leben.

Auf der Kuprianow- und einem Teile der Ku-Insel wohnen die Kēks oder der **Kēkch-kŏn**[1]), ein ziemlich zahlreicher und unruhiger Stamm. Schon von Baranow wurden ihre Wohnungen zerstört, weil sie eine Jagdabteilung Aleuten unter Urbanow angegriffen und größtenteils vernichtet hatten. Später wurde ein Lager der Kēks und Stakhins bei Point Gambier (?), woselbst sie als Arbeiter beschäftigt waren, von einem amerikanischen Kriegsschiffe beschossen, und ein Häuptling der Kēks fand dabei seinen Tod. Um diesen zu sühnen, ging im Jahre 1857 eine Schar Bewaffneter in einem Canoe südwärts bis nach Washington Territory und tötete daselbst den Zollinspektor (Collector of Customs) in Port Townsend, Ebey oder Eby. — Als dann im Jahre 1868 zwei der ihrigen in Sitka infolge einer Fahrlässigkeit erschossen wurden, töteten sie wiederum zwei Weiße nach demselben Grundsatz der Vergeltung. Für diese letztere That, zu der sie sich freilich durch ihren alten Brauch berechtigt gefühlt haben mochten, wurde eins ihrer Dörfer von dem amerikanischen Kriegsschiffe „Saginaw" im Jahre 1869 eingeäschert[2]).

In dem Censusbericht von 1880 werden 5 Dörfer des K e h k-Stammes mit zusammen 568 Bewohnern genannt.

---

[1]) Andere Schreibweisen sind: Keku, Kekou, Kiku, Kake, Kehk.

[2]) Congressional Papers, H. o. R. 40. Congr. 2. Sess. Ex. Doc. 177.
,, ,, ,, 42. ,, 1. ,, Ex. Doc. 5; Morris 147.

1. Klukwan (gleichnamig mit dem Tschilkat-Dorfe) auf der Kuprianow-Insel mit 261 Bewohnern,
2. Ein zweites Dorf auf der Kuprianow-Insel mit 82 Bewohnern,
3. Dorf auf der Ku-Insel mit 100 Bewohnern,
4. Niederlassung in Port Houghton mit 50 Bewohnern,
5. Dorf am Seymour-Kanal mit 75 Bewohnern.

Roquefeuil nennt noch das Dorf Iknou an der Westküste der kleinen Kekh-Insel. Er sah hier Pallisaden und ein kleines Stück Land, das mit Kartoffeln bebaut war.

Auf einem Teile der Ku-Insel, die von den Tlinkit Kuju genannt wird, lebt der **Kŭju-kōn** in mehreren Dörfern, welche in den tiefen Buchten und Fiorden der Ostküste liegen. Die Kujus scheinen sich auch an der gegenüberliegenden Küste der Prince of Wales-Insel festgesetzt zu haben. Nach einigen Angaben sollen sie gegen 800 Seelen zählen, doch rechnet der Census-bericht nur 60 Bewohner der Westküste der Prince of Wales-Insel zum Kouyou-Stamme.

Am Stakhin-Fluß und den vor seiner Mündung liegenden Inseln wohnen die **Stakhins,** welche gegen 1000 Seelen zählen. Vancouver wurde am 31. August 1794 in Port Steward am Behm-Kanal von O-non-nis-toy besucht, dem U-en-Smoket oder großen Häuptling von U-en-Stikin[1]). — Im Jahre 1834 wurde auf der vor der Mündung des Stakhin liegenden Wrangell-Insel von den Russen eine Redoute, die Dionysische genannt, angelegt, welche jedoch infolge des früher erwähnten Vertrages vom Jahre 1839 der Hudson-Bai-Compagnie überlassen wurde. Im Jahre 1846 gaben die Engländer das Fort wieder auf, das dann von den Stakhins zerstört wurde. Nach der Abtretung des Landes an die Amerikaner war von 1867 bis 1870 und dann noch einmal von 1875 bis 1877 ein Militärposten in Fort Wrangell stationiert. — Durch den Betrieb der Cassiare-Minen und den infolge desselben sich entwickelnden Verkehr auf dem Stakhin-Fluß, welcher im Jahre 1863 durch eine russische Ex-

---

[1]) Das Wort „Smoket“, das Vancouver und auch Roquefeuil für „Häuptling“ gebrauchen, ist sonst aus der Tlinkit-Sprache nicht bekannt. — „U-en“ dürfte möglicherweise mit „tlēn, groß“ identisch sein.

pedition unter Bassarguine und Blake erforscht worden war, stieg die Bedeutung von Wrangell auf Kosten von Sitka, namentlich wurde der Ort von einer großen Zahl Goldsucher als Winterquartier gewählt. — In Wrangell nahmen auch die Missionsbestrebungen der Amerikaner unter den Tlinkit ihren Anfang, von denen später noch die Rede sein wird. — Die benachbarten Tlinkit-Stämme besuchen Fort Wrangell häufig in größerer Anzahl. Als im Winter von 1879 zu 1880 sich viele Chutsinus daselbst aufhielten, kam es durch den Uebereifer der Missionäre zu einem Kampf zwischen den ersteren und den Stakhins, bei welchem auf beiden Seiten mehrere Tote und Verwundete gezählt wurden. Infolge dieses Vorfalles waren noch im Jahre 1882 die beiden Stämme in Feindschaft mit einander.

Während der ersten Anwesenheit der amerikanischen Truppen im Jahre 1869 führte die Ermordung des am Orte lebenden Händlers zu einem Bombardement des Indianer-Dorfes. — Die Veranlassung hierzu war folgende: Bei der gewaltsamen Arretierung eines Indianers, der einer Wäscherin einen Finger abgebissen hatte, wurde Widerstand geleistet und infolge dessen ein Indianer getötet und ein anderer verwundet. Hierauf antworteten die Indianer mit der Ermordung des Händlers und verweigerten, da sie völlig in Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen gehandelt hätten, die Auslieferung des Mörders. Diese wurde erst durch ein längeres Bombardement erzwungen und der Mörder alsdann nach erfolgter Verurteilung vor den Augen der Indianer gehangen[1]).

Der Censusbericht für 1880 zählt 8 nach ihren Häuptlingen benannte Niederlassungen des Stakhin-Stammes mit zusammen 317 Seelen auf. Es sind die folgenden:

1. Shustak's	village	auf der	Etolin-Insel	mit	38	Seelen
2. Kash's	„	„	„	„	40	„
3. Shake's	„	„	„	„	38	„
4. Towayat's	„	„	„	„	82	„
5. Kohltiene's	„	am	Stakhin-Fluß	„	28	„
6. Hinauhan's	„	„	„	„	31	„
7. Kadishan's	„	„	„	„	27	„
8. Shallyany's	„	„	„	„	14	„

[1]) Congr. Pap.

Die weiße Bevölkerung in Fort Wrangell bestand nach demselben Bericht aus 105 Weißen und 1 Kreolen.

Die Stakhins trieben früher in derselben Weise wie die Tschilkats und Takus einen lebhaften Handel mit den Indianern des Innern, doch hat derselbe jetzt, da die zuströmende weiße Bevölkerung ihnen Gelegenheit zu leichterem Erwerbe bietet, fast ganz aufgehört. — Die Stakhins sollen auch mit Benutzung des Iskūt, eines Nebenflusses des Stakhīn, und des Naß-Flusses über Land nach Fort Simpson gehen, das sie auf diesem Wege in 6 Tagen erreichen[1]).

Der Norden der Prince of Wales-Insel wird von dem **Henja-kön** bewohnt oder den Hennegas, welche etwa 500 Seelen zählen. — Auch der Censusbericht führt sie als Hanega in derselben Stärke auf.

Südlich von den Hennegas am Hafen Bucareli und den vorliegenden Inseln hat der **Chlå-wāk-kön** seine Wohnsitze, ein kleiner Stamm, der nach dem Census von 1880 als Klawak-Stamm sogar nur 27 Seelen stark ist. Doch verdienen die meisten Zahlenangaben des Census nur geringes Vertrauen, und in diesem Falle sind sie, wie wir nach den eigenen Wahrnehmungen behaupten können, sicher unrichtig. Tief im Innern eines vielgewundenen, inselreichen Meeresarmes liegt der aus wenigen, ärmlichen Hütten bestehende Ort, in dessen Nachbarschaft die Amerikaner eine Lachskonservenfabrik in Betrieb gesetzt haben.

Auf den der Mündung des Portland-Kanals gegenüberliegenden Inseln wohnen die **Tungāß** oder Tongas. Ihr Hauptort liegt auf der Tongas-Insel und zählt nach dem Census von 1880 nur 173 Seelen. Früher soll der Stamm sehr zahlreich und kriegerisch gewesen sein. Bis 1878 bestand hier wegen der Nähe der britischen Grenze ein Zollhaus; auch ein Fort war daselbst erbaut worden, das jedoch im Jahre 1870, nachdem es nur 2 Jahre lang von amerikanischen Truppen besetzt gehalten worden war, wieder aufgegeben wurde[2]).

Zu den Tungāß werden meist auch noch die Ssang-ha ge-

[1]) Dall, Coast Pilot p. 111.

[2]) Buschmann findet in dem Wörterverzeichnis der Tun Ghaase, welches Scouler nach Tolmie mitteilt, nur 1/3 der Wörter koloschischen Ursprungs, 2/3 aber fremden.

rechnet, welche auf dem Festlande in der Nähe von Kap Fox wohnen und nach dem Censusbericht von 1880, der sie irrtümlich nach der Prince of Wales-Insel versetzt, 100 Seelen zählen.

Jeder von den 13 aufgeführten Stämmen der Tlinkit zerfällt in mehrere Geschlechter, welche verschiedene Tiere gleichsam im Wappen führen und sich wiederum in zwei Gruppen ordnen, von denen die eine durch das Raben- oder Jēlch-Geschlecht, die andere durch das Wolfsgeschlecht oder das Geschlecht des Kanuk repräsentiert wird. Erstere nennen sich nach Weniaminow „Kiksáti", letztere „Zitkujati". — Die Tiere, welche bei den Geschlechtern der ersten Gruppe als Wappenzeichen gelten, sind: der Rabe (jēlch), der Frosch (chichtsch), die Gans (táwok), der Seelöwe (tān), der Uhu (tsüsk), der Lachs (chrāt); bei der zweiten Gruppe sind es: der Wolf (gūtsch), der Bär (chūts), der Adler (tschāk), der Walfisch (kīt), der Haifisch (tūss) und der Alk (tschi).

Nach Weniaminow nennen die Tlinkit alle nicht zu dem gleichen Geschlechte gehörigen „Kunjétkanagí", d. h. „nicht hier" oder „Fremde". In ihrer Gegenwart aber reden sie dieselben mit „Achssani", d. h. „Oheime" oder „Achkani", d. h. „Schwiegersöhne" oder „Schwäger" an, da sie stets durch Heirat mit ihnen verbunden sind. Leute desselben Geschlechtes nennen aber einander „Achcháni", d. h. „Landsleute" oder „Achgakáu", d. h. „Freunde".

Die Geschlechter der Rabengruppe weiß Weniaminow nicht zu nennen, dagegen zählt er einige Geschlechter der Wolfsgruppe auf, welche mit ihren Wappentieren und den zum Vergleich in Klammer beigesetzten entsprechenden Namen aus unserer Liste hier folgen:

kauakanit'tan oder kuchontan	(kagontan)	Wolf und Adler.
tekujetí	(tē-kuē-dī)	Bär.
nangagí	(nan-gche-āri oder nanch-agētan)	Bär.
taklkujetí	(talch-kūēdi oder takla-uēdi)	Walfisch, Delphinus orca.
kaschkikit'tán	(karáschkídetān)	
nuschkit'tán	(nuschkē-tān)	Adler und Alk.
hítlentan	(?)	
tutsit'tan	(ták-ssi-kān (?))	Haifisch.

Das wichtigste von allen Geschlechtern ist der Kagontān (Kauakanittān oder Kuch'ontan bei Weniaminow, was Holmberg

durch „Khawhakhanischthān oder Koch'anthān wiedergiebt, das seinen Hauptsitz in Klokwan, dem größten Dorfe der Tschilkats, hat. Nach Weniaminow wohnte der Tschilkat-Kagontān früher in der Nähe des Vorgebirges Ledjanow, in einem Kaknáu genannten Ort, der wahrscheinlich mit dem jetzigen Gaudēkan der Hūnas zu identifizieren sein dürfte. Der gegenwärtige Häuptling des Kagontān-Geschlechts in Klokwan, der alte Tschartritsch, behauptete jedoch, daß seine Vorfahren aus Sitka herüber gekommen wären. — Der großen Zahl seiner Mitglieder wegen zerfällt der Kagontān, wie Weniaminow angiebt, in mehrere Unterabteilungen, als welche er nennt:

kutschitán
anikigaittan
kukittan (kūkettān)
kauuittán
kchakchanttan.

Den Namen Kauakanittan erklärt Weniaminow aus kauakan aufflackerndes Feuer, hit Hütte und tan Bewohner, als „Bewohner des Hauses, welche das Feuer anzünden. Nach Lütke sollte koukhontan oder kokvontan Soldat bedeuten[1]).

Zum Vergleich gebe ich noch die von Weniaminow aufgeführten Namen der Niederlassungen und Bevölkerungszahlen.

Folgende 16 Ortschaften werden von ihm aufgezählt[2]):

1.	Jakutat	mit 150 Seelen	}	= Jakūtat-kōn.
2.	Ltua oder Akwe	„ 200 „	}	
3.	Kaknáu am Vorgebirge Ledjanow	„ 200 „		= wahrscheinlich Hūna-kōn.
4.	Tschilkat	„ 200 „		= Tschilkāt-kōn.
5.	Aku	„ 100 „		= Ak-kōn.
6.	Sitka	„ 750 „		= Schitka-kōn.
7.	Taku	„ 150 „		= Taku-kōn.
8.	Kuzno	„ 300 „		= Chūts-ta-kōn.
9.	Keku	„ 200 „		= Kēkch-kōn.
10.	Kuju	„ 150 „		= Kūju-kōn.

[1]) Lütke l. c. S. 195; vgl. auch Lisiansky S. 242.
[2]) Weniaminow l. c. S. 29 bis 30.

11. Genuw	mit 300	Seelen	= Henne-ga-kōn (?).
12. Stachin	„ 1500	„	= Stakhīn-kōn.
13. Tangaß	„ 150	„	= Tungāß-kōn.
14. Kaigan	„ 1200	„	= Kaigani (Haidas).
15. Tschassin	„ 150	„	= Tschaseni (Chasen oder Chasina) (Haidas).
16. Ssanach	„ 100	„	= Ssang-ha-kōn.

Wie man sieht, stimmt diese Liste im ganzen recht gut mit der oben gegebenen überein, nur die Bevölkerungszahlen sind sicher nicht zuverlässig.

Namen einzelner Niederlassungen und Stämme der Tlinkit und mehr oder minder vollständige Aufzählungen derselben finden wir noch bei den folgenden Autoren.

Chliebnikow nennt die Orte: Jakutat, Sitka, Tschilchat, Kuznow oder Chuznow, Kaknaut, Koukontan, Akku, Taku, Zultana, Stachin, Kek, Kuju.

Nach dem Tagebuche eines amerikanischen Kapitäns, William Bryant, werden in dem zweiten Bande der „Archaeologia Americana" 10 Stämme aufgeführt, welche die Sitka-Sprache sprechen, nämlich: die Chilcart, Sitka, Hoodsunhoo, Ark, Kake, Eelikinoo an der Chatham-Straße, Kooyou, Hennega, Stickeen, Tumgarse [1]).

Roquefeuil nennt die Orte Ako, Houtsnau, Kekh, Iknou, Haniga, Kowalt.

Weniaminow zählt die obengenannten 16 Orte der Tlinkit auf, darunter jedoch 2 von Haidas bewohnte (s. folg. Uebersicht).

Dunn nennt die Chilcast, Stikein und Tongarsse.

Scouler führt nach Tolmie mehrere Stämme auf, von denen jedoch nur die 5 letzten Tlinkit-Stämme sind [2]).

Simpson nennt die in der vergleichenden Uebersicht angegebenen Orte.

Schoolcraft giebt in seiner Liste auch die Namen von 8 Geschlechtern der Stakhins (s. d. folg. Uebersicht) [3]).

---

[1]) Archaeologia Americana II, 302. — Baer u. Helmersen Beiträge I, 286.
[2]) Edinburgh new philosophical journal 1846, Vol. XVI, p. 83.
[3]) Schoolcraft V, 489.

Holmberg giebt auf seiner nach Tebenkows Atlas gezeichneten Karte die in der vergleichenden Tabelle angegebenen 9 Orte der Tlinkit an [1]).

Tichmenew bringt eine Liste nach Angaben von Werman, welche bis auf die Bevölkerungszahlen mit der von Weniaminow gegebenen fast völlig übereinstimmt [2]).

Lieut. Scott giebt eine ziemlich vollständige Aufzählung der Stämme in dem Bericht des Major Halleck [3]).

Vincent Colyer veröffentlicht Listen nach Mahony und Louthan [4]).

Petroff giebt eine ausführliche, aber nicht durchaus zuverlässige Aufzählung der Ortschaften und Stämme in dem Censusbericht von 1880.

Andere Verzeichnisse, wie das von Anderson [5]), sind größtenteils aus den obigen Quellen geschöpft, nur sind vielfach die Namen infolge von Druck- oder Schreibfehlern entstellt wiedergegeben.

Die folgende Tabelle giebt eine Uebersicht der Stämme und Geschlechter. Sie ist nicht ganz vollständig und zumal bei den südlichen Stämmen wohl nicht überall zuverlässig, da sie größtenteils nur auf Informationen, die unter den Tschilkats erhalten wurden, beruht. Immerhin ist sie weit vollständiger, als jede bisher bekannt gemachte; auch zeigten sich ihre Angaben da, wo eine nähere Prüfung möglich war, wie bei den Tschilkats, den Hunas, den Chutsinus und den Schitkas, fast überall als zutreffend.

---

[1]) Holmberg, Ethnographische Skizzen ꝛc.

[2]) Tichmenew II, 341.

[3]) Congr. Pap. House of Repr. Ex. Doc. Nr. 177, p. 83. Dasselbe in Morris 67 und Colyer 563.

[4]) Report of the board of Indian commissionars for 1869.

[5]) Historical Magazine. Vol. VII, 1863, New-York.

Krause 1882 Chtlingit od. Tlinkit	Weniaminow 1840 Tlinkit	Holmberg 1856 Thlinkíthen	Tichmenew 1863
I. Jakŭtat-kŏn.	Jakutat-kuán.	Jakhutháth-khóān.	Jakutats (380, inkl. 49 Sklaven).
Ort Chlach-ă-jēk.			
Geschl. 1. kåschke-kon.	Ltua oder	Shltúja oder	
„ 2. kagontān.	Akwe-kuán.	Akwetz-khóān.	
„ 3. tē-kuē-dī.			
„ 4. gūnăchokon (wohnt getrennt von den anderen).			
II. Tschílkāt-kŏn.	Tschilkat-kuán.	Tschishlkháth-khóān.	Tschilkats (1616, inkl. 160 Sklaven).
Ort Klokwán.			
Geschl. 1. kagontān (Bär).			
„ 2. takástina (Adler u. Wolf).			
„ 3. schengo-kēdi (Donner u. Adler).			
„ 4. takla-uēdi (Walfisch).			
„ 5. kanach-tēdi (Rabe).			
„ 6. rcháketan (Rabe).			
Ort Kat-kwaltú.			
„ 7. nūschĕ-kăári (Lachs).			
Ort Jen-dēstáke.			
„ 8. chlukŏach-adí (Rabe).			
„ 9. kādŭwot-kēdi (Rabe).			
Ort Tschilkūt.			
„ 10. kå-jēch-adí (Rabe).			
III. Āk-kŏn.	Aku-kuán.		
Ort Ak'-ān (von Ak'u See).			am Assankischen Busen (118, inkl. 6 Sklaven).
Geschl. tlēnédi.			
IV. Taku-kŏn.	Taku-kuán.	Thakhu-khóān.	Takus (712, inkl. 40 Sklaven).
Geschl. tsata-hēni (?) (Name vielleicht ident. m. d. folgenden).			
Ort Tsenta-ka-hīni.			

Simpson 1847 Thlinkitt	Schoolcraft 1851 zur klen-eekate-Sprache	Scott 1870	Census für 1880
			Yakutat.
	Chilcat (267 Männer).	Chilcates, Chilkahts od. Chilcahs (1200).	Chilkhat.
			Kluckquan.
			Kutkwutlu.
			Yondestuk.
			Chilcoot.
Auckes.	Auke (72 Männer).	Awks (700).	Auk.
Taco.	Taco. Samdan.	Tacos (300). Sundowns (150).	Tacoo.

Krause 1882 Chtlingit od. Tlinkit	Weniaminow 1840 Tlinkit	Holmberg 1856 Thlinkíthen	Tichmenew 1863
V. Hūna- oder Chūna-kōn.	Kaknáu-kuán am Vorgeb. Ledjanow.		am Vorgebirge Ledjanow (331, inkl. 23 Sklaven).
1. Ort Gaudēkān.			
Geschl. 1. taktēn-tān (Rabe, 6 Häuser).			
„ 2. kusch-kē-ti (schkā-tā-rīn-āri nach dem Fluß schkā-tāri-hīn, 3 Häuser).			
„ 3. kagontān (Wolf, 2 Häuser).			
„ 4. tschūkanḗdi, (Bär, 6 Häuser).			
2. Ort Chlŭl-chágu.			
Geschl. 5. nuschkē-tān.			
3. Ort Chlachă-īk.			
Geschl. 6. taktēn-tān (4 Häuser).			
Ort? stacháti-āni.			
VI. Chūts-ta-kōn.	Kuzno-kuán.	Chútznou-khóān.	Chuznows (600, inkl. 40 Sklaven).
1. Ort Angūn.			
Geschl. 1. dēschītān (6 Häuser).			
„ 2. uū́schkētan (3 Häuser).			
„ 3. dăklá-wēti (3 Häuser).			
2. Ort Neltūschk'-ān.			
Geschl. 4. nanch-ágētan.			
„ 5. tēkū-ēdí.			
VII. Schitka-kōn.	Sitcha-kuán oder Schitka-kuán.	Schītkha-khóān.	Sitchas (1344, inkl. 94 Sklaven).
Geschl. 1. kagontān (Bär).	kaŭakanittán.		
„ 2. kiks-ádi (Rabe).	kiksáti (n. Weniaminow Bezeichn. f. alle zum Rabengeschlecht gehörigen).		
„ 3. klŭk-nachádi (Lachs).			
„ 4. kusk-ēdi.			
„ 5. chrátka-āri.			
„ 6. kūket-tān.	kukittan.		

¹) Scott führt noch die Hoods-na-hoos am oberen Ende der Chatham-Straße und bei Port Fre-

Simpson 1847 Thlinkitt	Schoolcraft 1851 zur klen-eekate-Sprache	Scott 1870	Census für 1880
	Huna cow (258 Männer).	Hunnos od. Hooneahs, Hunnas od. Hooneaks (1000)[1].	Hoonyah.
			Koudekan.
			Ort Klughuggue.
	Hootsinoo (274 Männer).	Koutznous, Koushnous od. Koidxnous. (800.)	Khootznahoo.
			Ort Augoon.
			Scutskon.
Sitkaguouays.	Sitka (127 Männer).	Sitkas.	Sitka.

derick (Croß-Sund) auf, offenbar infolge einer Verwechselung der Chutsinus mit den Hunas.

Krause 1882 Chtlingit od. Tlinkit	Weniaminow 1840 Tlinkit	Holmberg 1856 Thlinkíthen	Tichmenew 1863
VIII. Kēkch-kōn.	Keku-kuán.	Khēkhu-khóān.	Keks (455, inkl. 25 Sklaven).
IX. Kŭju-kōn.	Kuju-kuán.		Kujus (262, inkl. 10 Sklaven).
Geschl. 1. kujēĕdi. „ 2. kūn-hittan. „ 3. nas-tēdi.			
X. Stak-hīn-kōn.	Stachin-kuán.	Stach'īn-khóān.	Stachins (697, inkl. 81 Sklaven).
Geschl. 1. nān-gche-āri. „ 2. tīgĭtān. „ 3. kātschădí. „ 4. rchūch-édi. „ 5. kā-rásch-kídetan. „ 6. chrēlch-kōn. „ 7. kassra-kŭēdi. „ 8. talch-kŭēdi. „ 9. ssĭk-nachădí.			
XI. Hennĕ-gā-kōn od. **Hen-ja-kōn.** Ort Tsíchoān.	Genuw (?)		Genuws (411, inkl. 19 Sklaven).
Geschl. 1. uēch-ē-nēĕti Ort Chlå-wāk.		Thlewhákh-khóān.	
„ 2. ták-ssi-kān.			
XII. Tungāss-kōn.	Tangāss.		Tangass (333 inkl. 25 Sklaven).
Geschl. 1. tēkŭēdi. „ 2. kanách-ădi. „ 3. taktla-uēdi.			
XIII. Ssángha-kōn.	Ssanach.		

Die bei den Ortsnamen häufige Endung ān bedeutet Dorf, Wohnung.

Die Endung tān, welche viele Geschlechtsnamen haben, bedeutet nach Weniaminow Bewohner; häufig kehrt auch die Verbindung itan wieder, welche nach Weniaminow Bewohner des Hauses (von hīt Haus und tān Bewohner) bedeutet.

Simpson 1847 Thlinkitt	Schoolcraft 1851 zur klen-eekate-Sprache	Scott 1870	Census für 1880
Kayk.	Kake (169 Männer).	Kakus, Kakes, Kekous (800).	Kehk.
			Ort Klukwan.
Kooyan.		Kous.	Kouyou.
Stikine.	Stikeen.	Stikeens (1000).	Stakhin.
	naa nee aa ghee. ta ee tee tan. kaadg ett ee. kook a tee.		
	kaas ka qua tee. tal qua tee.		
Secatquonays.	sick naa hutty kick sa tee (vgl. kiksádi in Sitka).		
Hanego.	Hanago (82 Männer).	Hennegas (500).	Hanega.
		Chatsinas (500).	
	A he alt bei Fort Stuart (50 Männer).		Klawak.
	Tongass (85 Männer). kee tah hon neet.	Tongass (200).	Tongas.
	Lugh se le (45 Männer).	Cape Fox Indians (150).	Cape Fox Indians.

Außer auf tan endigen sich die Geschlechtsnamen fast nur noch auf edi oder eti und adi oder ati, wobei zu berücksichtigen ist, daß in den Aufzeichnungen öfters dasselbe Wort einmal mit d, das andere Mal mit t geschrieben worden ist.

Die Einteilung der Tlinkit in Geschlechter ist gänzlich unabhängig von der räumlichen Verteilung der Stämme. Dasselbe Geschlecht finden wir an verschiedenen Orten, so den Kagontān bei den Sitkas, den Jakutats, den Hunas und den Tschilkats. Das eigentümliche Verhältnis, daß jeder Ort von mehreren Geschlechtern bewohnt wird und zwar sowohl von denen des Bären- wie von denen des Wolfsstammes, während andererseits ein Geschlecht auf mehrere Orte verteilt ist, erklärt sich, wie wir später sehen werden, durch den Brauch der wechselseitigen Ehen und durch das Gesetz der mütterlichen Erbfolge.

Die verschiedenen Geschlechter genießen nicht dasselbe Ansehen; der Kagontan hat wegen der großen Anzahl und wegen des Reichtums seiner Mitglieder den Vorzug vor allen übrigen.

Innerhalb eines Geschlechts nehmen wieder einzelne Familien einen höheren Rang ein; sie bilden eine Art Adel, der seine Vorrechte jedoch weniger der Geburt als dem Besitze eines großen erblichen Vermögens verdankt. — Auch die Häuptlingswürde ist an den großen Reichtum, der namentlich in dem Besitze von zahlreichen Sklaven besteht, gebunden. In der Regel geht dieselbe zugleich mit dem Vermögen vom Onkel zum Neffen über, gemäß der gültigen Erbfolge, doch geschieht es bisweilen, daß an Stelle des Erben ein anderer als Häuptling anerkannt wird. — Fast in jedem Orte giebt es mehrere Häuptlinge, amkáu genannt, von denen jedoch einer gewöhnlich als der höchste gilt. Die Macht eines Häuptlings ist eine sehr beschränkte und je nach der Persönlichkeit desselben eine sehr verschiedene. Nur bei gemeinsamen Unternehmungen und Berathungen ist er der Führer und Leiter; im übrigen hat jedes Familienoberhaupt vollständige Freiheit, alles zu thun, was nicht gegen Sitte und Herkommen verstößt oder die Rechte anderer schädigt.

Auch der sogenannte Adel besitzt kein anderes Vorrecht, als das des größeren Ansehens unter seinen Stammgenossen. Bei den Festen überläßt man ihm die Ehrenplätze, und die reichsten Geschenke werden ihm zu teil. Für den Tod oder die Verletzung eines vornehmen Mannes wird stets größere Sühne verlangt als für die Schädigung eines Geringeren; zwei und mehr Leben fordert man für das eines Häuptlings.

4. Kapitel.

Dörfer, Häuser und Bewohner.

Lage und Aussehen der Dörfer. Beschreibung der Wohnhäuser. Innere Einrichtung. — Festhäuser. — Wappenpfähle. — Befestigungen. — Warenhäuser. — Hütten für Wöchnerinnen. — Totenhäuschen. — Stangengerüste zum Fischtrocknen. — Unsauberkeit. — Sommerhütten und Zelte. — Beschreibung der Einwohner. — Verzierungen am Körper. — Der Lippenschmuck der Frauen. — Tätowierungen und Bemalungen. — Kleidung. — Schmuck. — Haartracht.

Der Gesundheitszustand der Eingeborenen. Abhärtung des Körpers und Leistungsfähigkeit desselben. Krankheiten.

Die geistigen Fähigkeiten der Tlinkit. Geringe Vertrautheit mit der umgebenden Natur. — Die künstlerische Begabung.

Die Sklaven; Zahl, Abstammung und Lage derselben.

Die Tlinkit sind, wie alle Bewohner der Nordwestküste, ein seßhaftes Volk. Im Sommer freilich führen sie ein halbes Nomadenleben; da zerstreuen sie sich geschlechter- oder familienweise in die Jagd- und Fischereigebiete, oder unternehmen ausgedehnte, mitunter Monate dauernde Reisen zu Wasser und zu Lande, um mit den Weißen oder mit benachbarten Indianerstämmen Handel zu treiben. Beim herannahenden Winter sammeln sich jedoch die verschiedenen Stämme wieder in ihren Dörfern, und jedes Geschlecht bezieht die ihm zugehörigen Häuser.

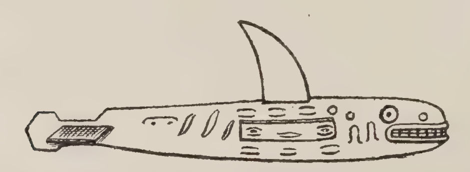
Ein größeres Tlinkit-Dorf sieht recht stattlich aus, zumal wenn man es von der Seeseite her aus nicht allzugroßer Nähe betrachtet. Die Reihe regelmäßiger und solider Holzbauten an dem mit Canoes und Fischereigeräten bedeckten Meeresstrande,

gewährt in dieser Wildnis ein freundliches Kulturbild, das heimatliche Erinnerungen erwecken könnte, wenn nicht der Anblick der seltsamen Wappenpfähle und Grabdenkmäler und der in wollene Decken gehüllten Indianergestalten uns wieder in eine fremdartige Welt versetzte.

Da der Fischfang die Hauptquelle des Unterhalts der Bevölkerung bildet, so wird auch bei der Wahl eines Ortes zur



Haus in Klokwan, dem Häuptlinge des Walfischstammes gehörig. a. Totenhäuschen. Nach einer Zeichnung von Dr. Arthur Krause.

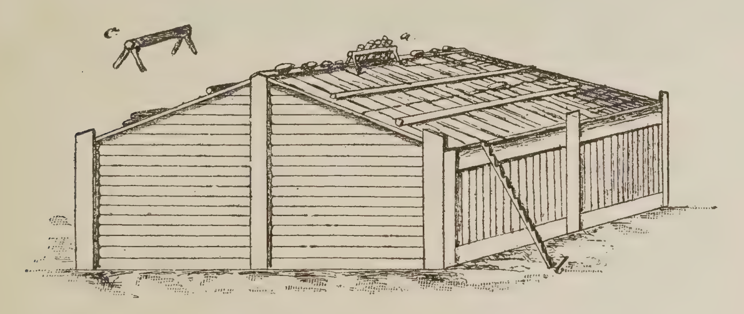


Totem (Wappen-Figur) des Walfischstammes (kit, Walfisch).

Ansiedlung in erster Linie darauf Rücksicht genommen, daß ergiebige Fischgründe sich in der Nähe befinden, und ein geeigneter Landungsplatz für die Canoes vorhanden ist. Daher liegen denn die Dörfer meist an dem flachen, sandigen Strande einer gegen den Seegang geschützten Bucht, an stillen Meeresarmen oder an den Mündungen und dem unteren Laufe der Flüsse; einige bestehen nur aus wenigen Häusern, die dann in eine einzige Reihe geordnet zu sein pflegen, andere zählen 50 bis 60 Häuser von verschiedener Größe, welche in zwei oder mehreren weniger regelmäßigen Reihen stehen; mitunter bilden auch die Häuser eines Geschlechtes eine abgesonderte Gruppe. Von Haus zu Haus führen durch die üppig wuchernden Brennesseln wohl ausgetretene Pfade; desgleichen geht hinter jedem Hause ein Fußsteg in den

Wald hinein, aus welchem der Indianer sein Brennholz holt. Bei älteren Ansiedlungen ist der Wald in der nächsten Umgebung völlig niedergehauen und durch ein dichtes Buschwerk von Weiden, Erlen und beerentragenden Sträuchern ersetzt.

Die Häuser selbst stehen gewöhnlich unmittelbar auf dem Strandwall, hart an der Grenze der Hochflut; ausnahmslos sind sie mit der Giebelseite, in welcher sich auch die Thüröffnung befindet, dem Strande zugekehrt. Oefters findet man auch eine Plattform vor der Giebelfront, welche den Strand etwas überragt, sodaß sie auf einigen Treppenstufen erstiegen werden muß.



Kleines Haus von ca. 12 Schritt im Quadrat in Jendestake.
a. Rauchöffnung.
b. Leiter, dsēt.
c. Bock über der Rauchöffnung, gan-ēchli.
(Nach einer Zeichnung von Dr. Arthur Krause.)

Beim Bau werden zuerst in den vier Ecken eines Quadrats, dessen Seiten etwa 10 m lang sind, mächtige Pfeiler fest in die Erde gegraben. Diese Pfeiler, welche von den Tlinkit „gāt“ genannt werden, ragen etwa 3 m aus dem Erdboden heraus, sind 7 bis 8 dm breit und 2 dm dick und zur Aufnahme der Längsbohlen mit entsprechenden Vorsprüngen und Rinnen versehen. — Dann wird noch in der Mitte jeder Seitenwand ein senkrechter Pfosten eingegraben, zwei andere in jeder Giebelwand dienen zur Unterstützung der schrägen Giebelbalken. Die vier Eckpfosten ragen ein wenig über das Dach empor und sind besonders sauber gearbeitet. Der Zwischenraum zwischen den senkrechten Pfeilern wird durch dicke, bis 1,5 dm starke und 4 bis 6 dm hohe Bohlen ausgefüllt, „chrangejēt“ genannt, welche mit den

Kanten wagrecht auf einander gelegt werden. An den Enden sind sie schwalbenschwanzförmig ausgeschnitten, sodaß sie wie die Balken eines Blockhauses ineinander greifen. — Vier runde Balken, die von den vier Pfosten der vorderen Giebelwand nach denen der hinteren gehen, bilden das Dachgerüst. Auf ihnen liegen zur Bekleidung 2 bis 3 Reihen kurzer Bretter, gleich Schindeln, die zur besseren Befestigung mit Steinen beschwert oder auch durch dünne über sie gelegte Längsbäume in ihrer Lage gehalten werden; durch Rindenstücke zwischen den Brettern wird die Dichtigkeit des Daches noch wesentlich erhöht. — Die Dachfirst wird durch einen rinnenartig ausgehöhlten Baumstamm gebildet, welcher über die oben zusammenstoßenden Enden dieser Bretter gelegt wird. In der Mitte des wenig geneigten Daches wird eine große viereckige Oeffnung gelassen, durch welche allein das Licht hineinfallen und der Rauch hinausziehen kann. Eine verstellbare Bretterwand, die diese Oeffnung auf der Windseite halb bedeckt, gewährt bei ungünstigem Wetter einigermaßen Schutz gegen Regen und Schnee. Um sie nach der Windrichtung stellen zu können, pflegt an einer Seitenwand des Hauses ein Baumstamm angelehnt zu sein, in den mit der Axt einige Kerben gehauen sind, und der die Stelle einer Leiter vertritt[1]).

Die einzige Oeffnung in den Wänden des Hauses ist die Thüröffnung, welche sich stets in der dem Wasser zugekehrten Giebelseite befindet und gewöhnlich in einiger Höhe über dem Erdboden angebracht ist, sodaß man einige Stufen zu ihr emporsteigen muß. Diese Thüröffnung war ehemals nur ein rundes oder ovales Loch, welches von innen durch eine verhängte Matte verschlossen wurde; jetzt sieht man in den meisten Häusern viereckige Thüröffnungen, die freilich auch so niedrig sind, daß man nur ganz gebückt hindurchgehen kann. Die Thür selber, die jetzt gewöhnlich mit Schloß und Riegel versehen ist und aus starken Brettern besteht, dreht sich nach innen.

---

[1]) Nach Ermans Beschreibung (Zeitschr. f. Ethn. II, 314) sind die Dächer der Tlinkit-Häuser vierflächig pyramidal; auch in Schelichows Reise (Pallas V, 216) werden ähnliche Dachkonstruktionen bei den Wohnungen der Jakutats erwähnt. Wir haben dieselben jedoch nirgends wahrgenommen, und ebenso wenig werden dergleichen von anderen Beobachtern beschrieben; wahrscheinlich waren sie nur selten und nur bei provisorischen Bauten im Gebrauch.

Nur bei kleineren Häusern bleibt der Innenraum in gleicher Höhe mit dem Erdboden; bei den größeren Bauten ist er in der Mitte etwa 1 m tief ausgegraben, sodaß das stehengebliebene Erdreich an den Wänden eine bis 2 m breite Bank bildet, die meist durch einen Bretterverschlag oder durch Decken und Matten, welche von den Längsbalken herabhängen, von dem vertieften Raum abgetrennt ist. Auf diese Weise entsteht vorn eine Art Vorraum, in den man zuerst eintritt, und aus dem man mittelst einiger



Holzfiguren zu Seiten des Thüreinganges im Innern eines Hauses in Klokwan. Nach einer Photographie.

Stufen in den innersten Raum hinabsteigt; an den Seitenwänden und an der Hinterwand dagegen werden dadurch abgesonderte Schlafstätten und Vorratsräume für die Insassen gebildet. Mitunter ist auch noch ein zweiter Absatz vorhanden, der ebenso wie der erste mit Bohlen eingefaßt und belegt wird und denselben Zwecken dient.

Der innerste Raum pflegt ebenfalls gedielt zu sein, bis auf die Feuerstelle in der Mitte, welche einen quadratischen Raum von etwa 1½ m Seitenlänge einnimmt. Ueber derselben hängt

an langer eiserner Kette, welche in der Dachfirste befestigt ist, ein großer eiserner Kessel, das gemeinsame Kochgeschirr der Hausbewohner. Die alte Methode des Kochens in hölzernen Geschirren mittelst erhitzter Steine ist längst aufgegeben worden. — Groteske Holzschnitzereien finden sich öfters in den Ecken des Wohnraumes und zu den Seiten der Thür.



Holzschnitzerei an dem Wandbrette im Innern eines Hauses in Klokwan. Nach einer Photographie.

Auf dem Gebälk liegen die Jagd- und Fischereigeräte herum, Flinten, Ruder, Lachsspeere, Schneeschuhe u. drgl. Fast in jedem Hause ist ein besonderer Raum für ein Dampfbad vorhanden, der jedoch nur so groß ist, daß eine liegende Person gerade Platz darin hat. Der Dampf wird erzeugt, indem man erhitzte Steine mit Wasser begießt.

Von dem eben beschriebenen allgemeinen Typus eines Hausbaues finden sich hier und da einige Abweichungen, die zum Teil in äußeren Verzierungen oder in der mehr oder weniger guten Ausführung des Baues beruhen, zum Teil aber auch auf den Einfluß der Weißen zurückzuführen sind. Nicht immer ist der Grundriß des Hauses rein quadratisch, doch pflegt der Längenunterschied der Seiten niemals bedeutend zu sein. Eine abweichende Giebelbildung sahen wir bei einem alten Hause der Chutsinus in

Angun; hier war das dreieckige Giebelfeld erhöht und mit bunten halberloschenen Erdfarben bemalt. Auch Langsdorff erwähnt dergleichen Bemalungen des Giebels.

Besondere Festhäuser, gleich den Kaschimen[1]) der nördlichen Indianer, sollen nach dem Zeugnis von Erman und Holmberg auch bei den Tlinkit existiert haben. Im Inneren eines solchen Gebäudes, das zu festlichen Versammlungen, zur Unterbringung und Bewirtung von Fremden, außerdem zu häuslichen Arbeiten, die einen größeren Raum erforderten, dienen sollte, bemerkte



Holzfigur in einem Hause in Klokwan. Nach einer Photographie.

Erman in Manneshöhe über den gewöhnlichen Schlafstellen noch eine zweite Reihe von Abschlägen, die denselben Zwecken diente[2]).

Malaspina sah bei den Jakutats einen von Pfählen begrenzten Raum, in dessen Innerem bemalte Säulen standen, und der, wie er zu verstehen glaubte, durch eine darüber ausgebreitete gewebte Decke in ein großes Festhaus umgewandelt wurde.

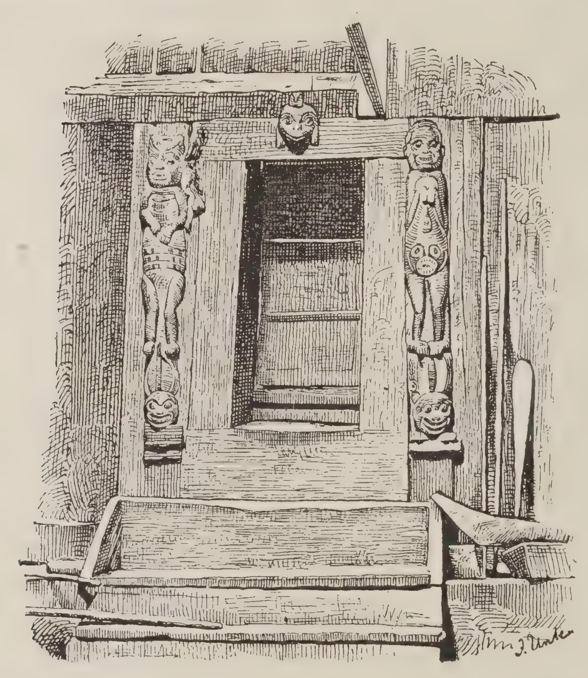
In kleineren Häusern fallen mitunter die inneren Abteilungen

---

[1]) Das Wort soll von der Benennung der Festhäuser in Kadjak stammen. (Erman, Zeitschr. f. Ethn. II, 315.)

[2]) Erman, Zeitschr. f. Ethn. II, 318.

fort, ebenso die Vertiefung des Innenraumes. Einige moderne Hausbauten nach europäischem Muster sahen wir bei den Sitkas, bei den Stakhins in Fort Wrangell, bei den Chutsinus in Angun und bei den Hunas in Gaudēkan. Bei anderen beschränkten sich die Abänderungen auf das Anbringen von Fenstern in der Giebelfront oder auf den Bau eines primitiven Rauchfanges.



Holzfiguren zu Seiten des Thüreinganges im Innern eines Hauses in Klokwan. Nach einer Photographie.

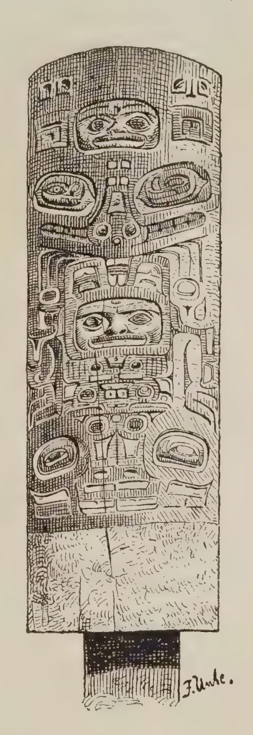
Ein eigentümlicher Schmuck des Hauses sind die Wappenpfähle oder Totems [1]), welche von reichen Häuptlingen vor ihren Häusern errichtet werden und mitunter gegen 15 m hoch sind. Dieselben werden aus einem Baumstamme gearbeitet und zeigen verschiedene mit lebhaften Farben bemalte Tier- und Menschen-

[1]) Das Wort ist der Algonquin-Sprache entnommen und durch Schoolcraft eingeführt worden. Nach Max Müller bedeutet es Familienzeichen und lautet ursprünglich „ote“.

gestalten, die Wappenzeichen der Geschlechter, in den verschiedensten Kombinationen.

In den Tlinkit-Dörfern sind diese Wappenpfähle nicht so zahlreich, wie bei ihren südlichen Nachbarn, den Haidas und Tschimssians. Bei den Tschilkats fand sich nur ein Totem in Gestalt von je zwei aufeinanderliegenden Walfischen, welche sich zu beiden Seiten eines Hauses in Klokwan befanden, das dem Häuptling des Walfischgeschlechtes gehörte. Gleichfalls nur ein Totem stand in Gaudēkan, dem Dorfe der Hunas. Er war von mäßiger Größe und seinem frischen Ansehen nach erst vor kurzer Zeit errichtet worden. Die Sitkas und die Chutsinus besaßen gar keine Wappenpfähle; eine größere Zahl derselben sahen wir dagegen in der Niederlassung der Stakhins bei Wrangell, woselbst sie auch eine beträchtliche Höhe hatten.

Die von uns beobachteten Wappenpfähle standen stets zur Seite des Thüreinganges, niemals unmittelbar vor demselben, wie bei den Haidas und Tschimssians, woselbst der Zugang zur Thür öfters nur durch ein rundes Loch in der Basis des Totems bewerkstelligt werden kann.



Hölzerner Pfahl mit geschnitzten Figuren im Innern eines Hauses in Klokwan. Nach einer Photographie.

Das Haus ist für den Tlinkit nicht nur eine Wohnung, sondern auch eine Festung. Bei den häufigen Stammes- und Geschlechtsfehden schützten ihn früher die starken Wände desselben gegen die Pfeile und Speere der Angreifer, und auch heute noch gewähren sie ihm ausreichenden Schutz gegen die schwachen Kugeln der alten in ihrem Besitz befindlichen Steinschloßflinten. Doch besitzen einige Häuser noch eine besondere Schutzwehr in einem starken Pallisadenzaun, der den direkten Zugang zur Thür verwehrt. Dergleichen Pallisaden sahen wir noch bei den Tschil-

kats in Klokwan und die Reste einer solchen Befestigung, welche mit dem nachgebildeten Kopfe eines Vogels gekrönt waren, vor einem Huna-Hause in Gaudēkan. Ehemals waren diese Schutzwehren noch in ausgedehnterem Gebrauch; nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Niederlassungen wurden mit denselben umgeben. In einem so befestigten Platze trotzten die Sitkas, wie wir gesehen haben, mehrere Tage lang den Angriffen der Russen, und ihre neue Niederlassung an der Chatham-Straße schützten sie



Wappenpfahl (kū-tī-ga) in Huna.
a. Von vorn, nach einer Photographie.
b. Von der Seite, nach einer Zeichnung des Verfassers.

wiederum nach Langsdorffs Beschreibung durch eine doppelte Reihe von Pallisaden. Vancouvers Lieutenant Johnstone sah im Jahre 1794 in der Hamilton-Bai, an der Westküste der Kuprianow-Insel, Reste von 8 befestigten, verlassenen Dörfern, von denen jedes auf der Höhe eines Felsvorsprunges oder eines steilen Felseneilands erbaut worden war und schon von Natur beinahe unangreifbar schien. Diese Plätze waren noch mit einer

starken Plattform versehen, welche den Gipfel des Berges einnahm und an den Seiten etwas überstand, sodaß sie den Abhang überragte. Am Rande derselben war eine Barrikade errichtet worden, welche aus aufeinandergelegten Balken bestand.

In einem Tlinkitdorfe finden sich außer den eben beschriebenen Wohngebäuden noch andere meist kleinere Baulichkeiten, in denen Waren oder Vorräte aufbewahrt werden[1]. Kleine aus Tannenzweigen hergestellte Hütten hinter den Häusern dienen zum Aufenthalte der Wöchnerinnen. Andere Häuschen, von verschiedener Form und mit verschiedenen Emblemen verziert, sind Grabdenkmäler; sie bergen die Asche der verbrannten Leichen und liegen gewöhnlich etwas abseits vom Dorfe, doch nicht allzuweit entfernt, bald hinter demselben nach dem Walde zu, bald zu den Seiten am Meeresstrande. — Im Dorfe selbst aber finden wir überall vor den Häusern Stangengerüste zum Trocknen der Fische und am Strande außerhalb des Bereiches der Hochflut die stattliche Reihe der sauber gearbeiteten Canoes, welche mit Fichtenzweigen oder mit Matten aus Cedernbast bedeckt zu sein pflegen, um nicht unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu leiden. Der günstige Eindruck indessen, den man hierdurch von der Betriebsamkeit und Intelligenz der Eingeborenen erhalten könnte, wird gar sehr herabgestimmt, wenn man den unglaublichen Schmutz wahrnimmt, der überall, im Innern der Häuser wie in den Umgebungen derselben, herrscht. Hin und wieder scheint allerdings der Einfluß der Weißen in dieser Beziehung eine Besserung der alten Zustände herbeigeführt zu haben; aber im allgemeinen entsprechen auch heute noch die drastischen Schilderungen von La Perouse, Dixon, Langsdorff und anderen der Wirklichkeit[2].

Nur zur Winterszeit pflegt sich der Tlinkit, wie bereits erwähnt worden ist, in den Schutz eines festen, wohlgefügten Hauses zu begeben.

---

[1]) Erman beschreibt sie als kastenförmig durch senkrechte Bohlen begrenzte und überdachte Räume, welche 10 bis 15 Fuß über dem Erdboden liegen und mittelst eines leiterartig eingekerbten Baumstammes erstiegen werden. Der untere Raum sollte zur Bereitung der getrockneten Lachse dienen.

(Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 315.)

Wir haben dergleichen Baulichkeiten nirgends gesehen, sondern nur Vorratshäuser in Gestalt kleiner Blockhütten.

[2]) La Perouse I, 162, Kotzebue II, 29.

Im Sommer sind die meisten Dörfer verödet, die Bewohner haben sich hierhin und dorthin verstreut, zur Jagd und zum Fischfang. Wenn sie sich längere Zeit an einem Orte aufhalten, oder wenn sie ihn regelmäßig alle Jahre besuchen, wie beim Lachsfange, dann wird wieder ein Bretterhaus gezimmert, freilich nicht mit der Sorgfalt, welche beim Bau der Winterhäuser angewandt wird. Nach La Perouse waren die Hütten der Eingeborenen in der Lituja-Bai nur auf der Windseite mit Brettern oder Baumrinde bedeckt[1]). Malaspina fand in der Jakutat-Bai 6 bis 7 mit so wenig Sorgfalt konstruierte Bauten, daß sie Wind und Regen hindurchließen, was ihn umsomehr verwunderte, da er die Empfindlichkeit der Eingeborenen gegen Kälte und Nässe wahrnahm, wie andererseits die Kunstfertigkeit, mit der ihre Canoes gearbeitet waren[2]).

Soll nur für kurze Zeit ein Obdach hergerichtet werden, so ist der Tlinkit schnell damit fertig. Einige Stangen und Matten aus Cedernrinde führt er bei längeren Canoereisen stets mit sich; aus diesen oder in Ermangelung derselben aus Fichtenzweigen wird das kegelförmige Zelt hergerichtet, welches freilich nur ungenügenden Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewährt. Jetzt bedienen sich die Eingeborenen auch vielfach der baumwollenen Zelte der Weißen oder solcher, die nach dem Muster derselben gearbeitet worden sind; mit dem Gebrauch und den Vorzügen derselben sind sie durch die Goldsucher, welche ihr Land durchstreifen, bekannt geworden.

Wenden wir uns jetzt zu den Bewohnern selbst! — Die Tlinkit sind im allgemeinen von mittlerer Größe, kräftig und proportioniert gebaut. Die wohlgebildetsten scheinen die Tschilkats zu sein, was vielleicht seinen Grund darin hat, daß sie weniger als die übrigen Stämme auf die Canoeschiffahrt angewiesen sind. Unter ihnen sahen wir auch nicht selten ziemlich große Gestalten; so maß Jēlchkuchu, der Sohn des alten Tschilkat-Häuptlings Tschartritsch, 183½ cm.

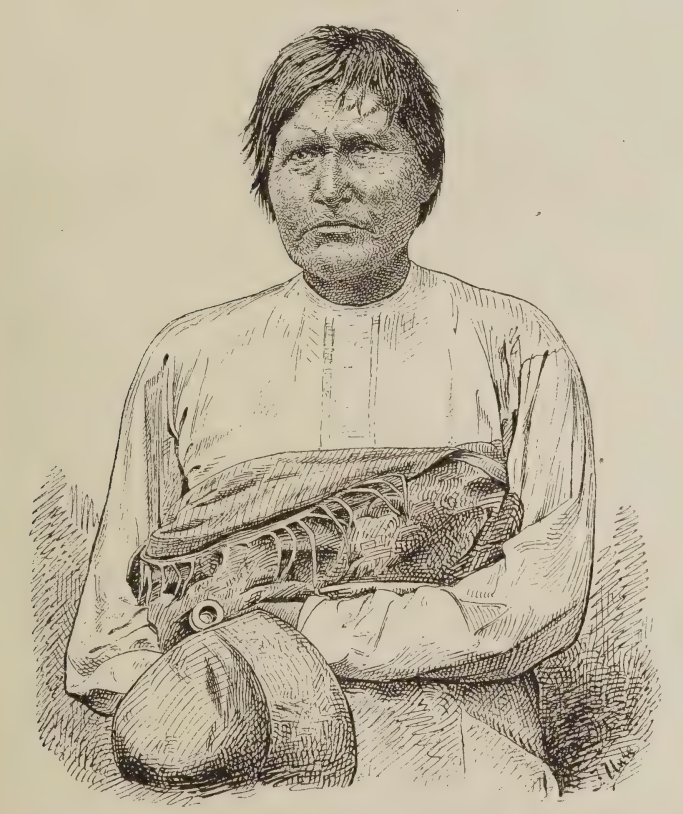
Die Männer haben eine stolze und gerade Haltung und einen elastischen Schritt, während die Weiber, wohl infolge des

---

[1]) La Perouse I, 162.

[2]) Coleccion de documentos ineditos. VX, 284.

beständigen Hockens am häuslichen Herd, meist gebückt einhergehen und zumal im Alter einen watschelnden Gang besitzen. — Die Hautfarbe der Eingeborenen ist ziemlich hell, nicht dunkler als die der Süd-Europäer; Erman schien die Hautfarbe der Männer etwas röter zu sein als die der Weiber[1]); die jungen Mädchen



Don-ē-wāk, Häuptling der Tschilkats. Nach einer Photographie.

haben, wie schon Portlock und Dixon bemerkten, oft einen recht zarten Teint und rote Wangen. Die Gesichtszüge sind im allgemeinen regelmäßig und nicht unangenehm; doch nach Lütkes zutreffender Beschreibung haben sie meist einen ernsten, finsteren

[1]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 383.

und sogar strengen Ausdruck[1]). — Die Augen sind mäßig groß, tiefliegend und feurig, mit dunkelbrauner Iris und kleinen schwarzen Augenbrauen. — Die Nase ist meist wohl ausgebildet, gerade oder bisweilen auch abwärts gebogen, selten plattgedrückt und mit erweiterten Nasenflügeln. — Die Backenknochen sind etwas vorstehend, doch nicht in sehr auffälligem Maße, die Lippen voll, ohne gerade wulstig zu sein. — Zwei Reihen blendend-weißer, gesunder Zähne zieren den nicht ungewöhnlich großen Mund. — Die Haare sind pechschwarz, selten rötlich, sehr derb, lang und schlicht; im Alter werden sie grau, nicht weiß. Indem sie auf den Nacken herunterfallen, bilden sie, wie Lütke[2]) sagt, eine Art Kissen, auf welchem der Regen wie auf einer Kapuze herabläuft. — Der Bartwuchs ist nur gering; auch pflegen die Jünglinge sich die Barthaare auszureißen, die Männer jedoch tragen bisweilen Backen-, Kinn- und Schnurrbart. Niemals sahen wir einen Tlinkit, den man beleibt hätte nennen können. Malaspina spricht zwar von einem korpulenten Häuptlinge der Jakutats, fügt aber hinzu, daß er proportioniert gewesen sei. — Starkknochige, breitschulterige Individuen finden sich dagegen nicht selten. — Hände und Füße sind nicht groß, bei den Frauen eher klein zu nennen. — Uebrigens sind individuelle Abweichungen von dem allgemeinen Typus in den Proportionen des Körpers durchaus nicht selten; selbst die Schädelform zeigt große Verschiedenheiten. Die folgenden Maße, welche an drei Tschilkat-Indianern mit Hülfe eines Virchowschen Schädelmessers genommen wurden, mögen zur Veranschaulichung dieser Verschiedenheiten dienen. Die vier Individuen waren:

A. Jēlchkuchu, der Sohn des ersten Tschilkat-Häuptlings Tschartritsch, etwa 25jährig,
B. Don-ē-wāk, Häuptling in Jendestake, etwa 60jährig,
C. Kasko, ein Verwandter des Tschartritsch, etwa 40jährig,
D. ein etwa 12jähriger Sohn des Chlūnat, des zweiten Häuptlings in Jendestake.

---

[1]) Lütke I, 208.

[2]) Ebenda.

	A. mm	B. mm	C. mm	D. mm
1. Größte Länge des Schädels . .	196	191	192	175
2. Größte Breite des Schädels . .	166	168	173	158
3. Die ganze Gesichtslänge von dem Haarrand bis zur Kinnspitze . .	194	201	196	152
4. Kinn bis Nasenwurzel	133	127	115	103
5. Gesichtsbreite (Mälarbreite) . .	93	98	97	68
6. Distanz der Kieferwinkel . . .	131	119	119	113
7. Jochbreite (vor dem Ohre gemessen)	162	172	160	137
8. Entfernung der inneren Augenwinkel	38	33	35	33
9. Entfernung der äußeren Augenwinkel	99	95	115	85
10. Nasenhöhe (von der Wurzel bis zum Ansatz an die Oberlippe) .	56	59	50	41
11. Nasenlänge (von der Wurzel bis zur Spitze)	54	60	48	38
12. Nasenbreite (Entfernung der beiden Flügelansätze)	42	41	42	30
13. Mundlänge	63	64	67	42
14. Ohrhöhe	133	137	—	120
15. Länge des Ohres	71	—	72	64
16. Aufrechte Höhe	1835	1683	1720	1300
17. Klafterlänge	1920	1740	—	1290

Jēlchkuchu (A.) war der zweitgrößte Mann im ganzen Dorfe, Don=ē=wāk (B.) hatte eine sehr ausgesprochene Adlernase und Kasko (C.) einen auffallend dicken Kopf.

Die zum Zwecke der Verzierung am Körper vorgenommenen Verunstaltungen beschränken sich bei den Männern auf die Durchbohrung der Nasenscheidewand und des äußeren Randes der Ohrmuschel, bei den Frauen noch außerdem auf einen Einschnitt in der Unterlippe. Die Durchbohrung des Nasenknorpels erfolgt schon im frühesten Knabenalter, nach Holmberg bereits bei dem neugeborenen Kinde. Gewöhnlich wird ein kleiner silberner Ring

durch die durchbohrte Nasenscheidewand hindurchgezogen; da er die Reinigung der Nase erschwert, entstellt er mehr das Gesicht durch die dadurch hervorgerufene Unsauberkeit, als daß er ihm zur Zierde gereichte. Nach Holmberg waren die Ringe mitunter so groß, daß sie den ganzen Mund bedeckten [1]). Wir sahen jedoch



Jēlchkuchu, Sohn des Tschartritsch, ersten Häuptlings der Tschilkats.
Nach einer Photographie.

nur kleinere Ringe, vielfach fanden wir auch bereits den Nasenring ganz außer Gebrauch. — In den durchbohrten Ohrläppchen werden von den Tlinkit verschiedene in verarbeiteten Steinen und Muschelstückchen oder in Zähnen bestehende Schmucksachen ge=

---

[1]) Holmberg 20.

tragen. Sehr beliebt, aber auch sehr hoch im Preise, sind Haifischzähne, welche durch den Handel mit den südlicheren Indianer-Stämmen erworben werden, desgleichen Perlmutterstücke aus der Schale eines Seeohrs, Haliotis sp., welches sich südwärts an der Küste findet. Mitunter werden mehrere Löcher in den äußeren Rand der Ohrmuschel gebohrt und rote Wolle oder kleine Federn durch dieselben gezogen. Nach Weniaminow und Holmberg soll die Anzahl der Löcher das Ansehen eines Tlinkit bestimmen und jedes Loch auf eine von ihm ausgeführte große That deuten, wie z. B. die Feier eines großen Festes zum Andenken an irgend einen verstorbenen Helden [1]).

Die Frauen pflegen silberne Ringe in den Ohren zu tragen. Ihr eigentümlichster Schmuck ist jedoch der Holzpflock, den sie in einen Einschnitt der Unterlippe pressen. Da dieser merkwürdige Zierat, der sogenannte Lippenlöffel, jetzt fast völlig außer Gebrauch gekommen ist, so lassen wir ältere Zeugnisse, die sich freilich mehrfach widersprechen, über ihn reden. La Perouse schreibt von den Eingeborenen in der Lituja-Bai: „Alle Weiber, ohne Ausnahme, haben die Unterlippen bis zum Zahnfleisch nach der ganzen Länge des Mundes gespalten und eine Art von hölzernem Löffel ohne Griff in dem Spalt, welcher sich gegen das Zahnfleisch stützt und die gespaltene Lippe zu einer Wulst nach außen dehnt, sodaß der untere Teil des Mundes um 2 bis 3 Zoll hervortritt. Die Mädchen haben nur einen Nagel in der Unterlippe, und die verheirateten Weiber haben allein das Recht des Löffels. Wir veranlaßten sie zuweilen diesen Schmuck wegzulassen. Sie entschlossen sich ungern dazu. Sie machten die nämliche Gebärde und äußerten die nämliche Verlegenheit, wie ein europäisches Frauenzimmer, wenn man ihr den Busen entblößen würde. Die Unterlippe fiel dann auf das Kinn, und dieses zweite Gemälde war wenig besser als das erste“ [2]).

Dixon sagt hierüber: „Diese sonderbare Operation, den Frauenzimmern die Unterlippe zu durchschneiden, findet nie während der Kindheit statt, sondern scheint, allen Beobachtungen zufolge, für eine gewisse Lebensperiode bestimmt zu sein. Wenn

---

[1]) Holmberg 20.

[2]) La Perouse I, 165.

die Mädchen 14 oder 15 Jahre alt sind, wird der Mittelpunkt der Unterlippe in dem dicken Teile nahe am Munde bloß durchbohrt und ein Stückchen Kupferdraht hineingesteckt, daß die Oeffnung sich nicht wieder zuschließen kann. Diese Oeffnung verlängert man hernach von Zeit zu Zeit, in einer Linie, die mit dem Munde parallel läuft; und die hölzernen Zierate werden verhältnismäßig vergrößert, bis sie häufig 3 oder selbst 4 Zoll in der Länge und beinahe ebensoviel in der Breite zunehmen. Allein dies geschieht gemeiniglich wenn die Matrone bejahrt ist, und folglich die Muskeln erschlafft sind, sodaß also vielleicht mehr das Alter geehrt werden mag, als der sonderbare Schmuck"[1]).

Portlock schreibt über den Gebrauch dieses Zierats im Norfolk-Sunde folgendermaßen: „Ein altes Weib, das ich besonders darauf ansah, hatte es so groß, wie das größte Unterschälchen einer Theetasse. Das Gewicht dieses Zierates zieht die Lippe so herunter, daß sie das Kinn bedeckt und dagegen auf das widrigste und ekelhafteste die Zähne und das Zahnfleisch der Unterkinnlade bloß und unbedeckt läßt. Beim Essen nehmen sie gewöhnlich mehr in den Mund, als sie auf einmal schlucken können. Wenn sie es nun gekaut haben, so pflegen sie wohl das Mundstück statt eines Tellers zu gebrauchen, worauf sie das Gekaute legen, und zu dieser Absicht wird es bisweilen herausgenommen. Die Gewohnheit, dieses hölzerne Kleinod in der Unterlippe zu tragen, scheint unter den hiesigen Frauenzimmern ganz allgemein zu sein; zweijährigen Mädchen durchbohrt man schon die Lippe und steckt ein Stückchen Kupferdraht durch das Loch. Dies behalten sie, bis sie 13 oder 14 Jahre alt sind; dann wird es herausgenommen und ein hölzernes Mundstück an die Stelle gesetzt, welches anfänglich nur so groß wie ein Knopf ist"[2]). Auch Marchand giebt an, daß der Lippenlöffel nach Willkür herausgenommen und wieder eingesteckt werden könne. Bei manchen Weibern fand er die Spalte über 3 Zoll lang; im Gegensatz zu Dixon und anderen behauptet er, daß bereits Mädchen an der Brust der Mutter die Lippe gespalten und ein Stift hindurchgesteckt werde[3]).

[1]) Forster II, 124.
[2]) Forster II, 405.
[3]) Marchand I, 232.

Vancouver bemerkte wiederholt, daß Frauen, welche das Lippenornament besaßen, dessen Länge er auf 2½ bis 4 Zoll angiebt, das größte Ansehen besaßen und die Canoes steuerten. „In der Jugend,“ sagt er weiter, „wird ein schmaler Einschnitt gemacht, und ein Messing- oder Kupferdraht durchgesteckt. Dieser erweitert, indem er das Fleisch zerfrißt, die gemachte Oeffnung, bis sie groß genug ist, daß ein Holzpflock hindurchgesteckt werden kann“[1]).

Nach Langsdorff wird, wenn das junge Mädchen das 13. oder 14. Jahr erreicht, eine kleine Oeffnung unmittelbar in der Mitte dicht unter der Unterlippe gemacht, und anfänglich ein dicker Draht, dann ein hölzerner Doppelknopf oder ein kleiner, auf beiden Seiten etwas verdickter Cylinder in dieselbe gebracht. Diese einmal gemachte Oeffnung wird nun allmählich nach mehreren Monaten und Jahren immer größer geschlitzt und die untere Lippe durch ein in sie gebrachtes ovales oder elliptisches Brettchen oder Schüsselchen immer weiter ausgedehnt, wodurch jede Frau das Ansehen gewinnt, als wenn ein großer, flacher, hölzerner Suppenlöffel in das Fleisch der Unterlippe eingewachsen wäre. Der äußere Rand dieses Tellerchens ist mit einer Rinne versehen, damit die beträchtlich ausgedehnte Unterlippe desto fester um dieselbe anliegt. Alle Weiber ohne Unterschied haben einen solchen Löffel, in dessen Umfang ein besonderes Vorrecht entweder des Alters oder des Standes zu bestehen scheint. Derselbe ist 2 bis 3 Zoll breit und höchstens ½ Zoll dick. Die Weiber der Oberhäupter aber haben ihn im allgemeinen um vieles länger und breiter. Langsdorff selbst sah ein solches Lippenoval bei einer sehr vornehmen Dame, das völlig 5 Zoll lang und 3 Zoll breit war. Das Küssen wird, wie er hinzufügt, durch diesen Schmuck unmöglich[2]).

Eine ähnliche Beschreibung dieser Gewohnheit giebt Holmberg. „Wenn zum ersten Mal beim Mädchen sich Spuren der Mannbarkeit zeigen, wird ihre Unterlippe durchstochen und in diese Oeffnung eine Knochenspitze, gegenwärtig doch häufiger ein Silberstift, gelegt. Solange sie unverheiratet ist, trägt sie diesen; erhält sie aber einen Mann, so preßt man

---

[1]) Vancouver II, 408.

[2]) Langsdorff II, 98 bis 99.

einen größeren Schmuck von Holz oder Knochen in die Oeffnung, welcher nach innen, d. h. zur Zahnseite, etwas trogförmig ausgehöhlt ist. Mit den Jahren wird der Schmuck vergrößert, sodaß er bei einem alten Weibe über 2 Zoll breit angetroffen wird. Dadurch entsteht eine im selbigen Maße ausgedehnte Lippe, die höchst widerlich aussieht, umsomehr, da sich nunmehr der Mund nicht schließen kann, sondern unaufhörlich einen braunen Tabakspeichel von sich giebt"[1]).

Erman sah bei den 4 Frauen des Häuptlings Nauschket Lippeneinsätze oder Kaljugi von verschiedener Größe: bei der ältesten war das von dem etwa ½ Zoll hohen Holzklotz ausgefüllte Loch in der Unterlippe von kaum unter 3 Zoll Länge und ziemlich kreisförmig, bei den jüngeren dagegen elliptisch. Bei diesen war die Oberfläche löffelartig, bei den runden tellerartig ausgehöhlt. Auch die Mantelflächen des cylindrischen Körpers waren konkav gekrümmt. Das Einbringen und Herausnehmen der Kaljuga geschah trotz der beträchtlichen, damit verbundenen Ausweitung und Zusammenziehung der Lippen wiederholentlich und ohne Widerwillen oder Anstrengung, namentlich zu Ehren der europäischen Speisen, mit denen die vornehmen Koliuschen während des üblichen Festes auf dem Schiffe (der „Fregatte Krotkoi"), bewirtet wurden. Mehrere ältere Frauen hatten während dieses Mahles die hölzernen Teller aus ihren Lippen, neben die europäischen, von denen sie aßen, gelegt.

Die etwa 12jährige Tochter eines Häuptlings, an der die Operation eben vollzogen war, sah Erman auf den oberen Bänken eines Festhauses lautlos und unbeweglich sitzen, offenbar zur Schau für Vorübergehende oder Besuchende. Sie war vollständig und offenbar sehr sorgsam bekleidet, während viele eben so große Knaben und Mädchen ganz nackt am Strande gingen. Der Schnitt blutete nicht mehr, sondern erschien wie ein etwa sechs Linien langer, horizontaler Spalt, der nur in der Mitte merklicher klaffte, welcher aber jetzt noch ohne Einsatz war und daher die natürliche Lage der Mundteile wenig veränderte[2]). An einer anderen Stelle giebt Erman an, daß er die Operation der Durch-

---

[1]) Holmberg 21.

[2]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 316 bis 318.

bohrung der Unterlippe bei Mädchen habe vornehmen sehen, die kaum über 6 Jahre alt waren[1]). Auch Lisiansky sah ein Kind, das, trotzdem es kaum älter als 3 Monate sein konnte, doch Nase und Unterlippe durchbohrt hatte und mit Perlenschnüren behangen war[2]).

Die eben mitgeteilten Berichte differieren namentlich in der Angabe des Alters, in welchem die Unterlippe durchbohrt wird. Während Portlock, Marchand und Lisiansky behaupten, daß die Operation bereits im frühesten Alter vorgenommen werde, stimmen Dixon, Langsdorff, Holmberg u. a. darin überein, daß dieselbe erst bei beginnender Pubertät erfolge. Dies letztere ist auch nach unseren Beobachtungen und Erkundigungen unter den Tschilkats der Fall. Der Lippenlöffel, „kéntaga“ genannt, ist zwar, wie wir bereits erwähnt haben, fast völlig außer Gebrauch gekommen, doch wird ein Silber- oder Knochenstift, der mit einem Knopfe gegen das Zahnfleisch drückt und nach außen etwa 2 bis 3 cm weit über das Kinn hervorragt, von den heranwachsenden Mädchen noch immer ziemlich allgemein getragen. Die meisten behalten jetzt diesen Silberstift auch nach ihrer Verheiratung ihr ganzes Leben hindurch; auch die Frau des mehrfach erwähnten Tschilkat-Häuptlings Tschartritsch trug nur einen solchen. Andere setzen wohl einen Pflock von Knochen oder Holz nach Art eines Doppelknopfes in den Spalt, ohne daß derselbe jedoch jemals die Dimensionen des oben beschriebenen Löffels erreichte. Selbst der einfache Silberstift kommt immer mehr aus der Mode. — Unter den Hunas sollten jedoch noch, wie wir hörten, mehrere alte Frauen große Lippenlöffel tragen, und in Chlowak wurde uns auch der Anblick dieses Schmuckes an einer hochbejahrten Frau zu teil, welcher völlig den abschreckenden Schilderungen von Langsdorff, Holmberg u. a. entsprach.

Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde der Lippenlöffel noch ganz allgemein von den Tlinkit-Weibern getragen. Weniaminow und Holmberg erwähnen zwar, daß die Jakutat-Weiber diesen Schmuck verschmähten[3]), Ismailow sagt aber ausdrücklich

---

[1]) Erman, Archiv, VI, 532.
[2]) Lisiansky 224.
[3]) Weniaminow 99, Holmberg 24.

von ihnen: „die Unterlippe durchbohren sie unterwärts über den ganzen Mund weg und stecken in den Ritz ein 2 Zoll langes und 1½ Zoll breites, beinahe wie ein Löffelchen geschnitztes Stückchen Holz"[1]). Auch Belcher fand in der Jakutat-Bai das Lippenornament in allgemeinem Gebrauch; nur die Frau und Tochter des Häuptlings trugen es nicht.

Schon Lütke bemerkte im Jahre 1827, daß der Lippenlöffel seltener geworden war. Vermutlich war der Widerwille, den die Russen gegen diesen Schmuck empfanden, der Hauptgrund, daß die Tlinkit-Weiber demselben so bald entsagten, während sie doch ihre sonstigen Gebräuche und Lebensgewohnheiten beibehielten.

Der Lippenschmuck, sowohl Holzlöffel wie Silberstift, darf übrigens nur von freien Tlinkit-Frauen getragen werden. Sklavinnen haben die Lippe stets undurchbohrt.

Eine Tätowierung des Körpers haben wir nie wahrgenommen, doch scheint nach älteren Angaben dieselbe mitunter stattgefunden zu haben. So sagt Ismailow von den Jakutat-Weibern: „einige nähen auch das Kinn aus"[1]); wahrscheinlich thaten sie dies in derselben Weise, wie ihre nördlichen Nachbarn, die Eskimo-Völker, indem sie einen mit Ruß bestrichenen Sehnenfaden durch die Haut zogen, und so blaue Linienzeichnungen hervorbrachten. — Auch La Perouse erwähnt, daß einige Weiber eingeritzte Zeichnungen auf den Armen gehabt hätten, und Marchand sagt sogar von den Bewohnern des Norfolk-Sundes, daß einige Männer auf den Händen und Schienbeinen und fast alle Weiber tätowiert gewesen seien.

La Perouse erwähnt noch andere, sonst nirgends unter den Tlinkit beobachtete Verunstaltungen des Körpers, nämlich daß sie sich Narben auf den Armen und der Brust mit einem eisernen Werkzeuge machten, welches sie wetzten, indem sie damit über ihre Zähne, wie über einen Stein führen; auch sollten sie die Zähne bis auf das Zahnfleisch abfeilen, und sich dabei eines abgerundeten Steines bedienen, welcher die Gestalt einer Zange habe[2]).

Beide Geschlechter der Tlinkit bemalen ihr Gesicht mit schwarzen und roten Farben. Erstere bereiten sie sich, indem sie

[1]) Pallas VI, 230.
[2]) La Perouse I, 164.

Kohle, Ruß aus Fichtenharz, Graphit oder Wasserblei mit Seehundsthran mischen; vielfach wenden sie auch ein dunkelbraunes Pulver an, das sie aus einem Löcherschwamm, Polyporus sp., den sie verkohlen und dann pulverisieren, herstellen. Mit der glänzend schwarzen Farbe wird entweder das ganze Gesicht gleichmäßig bedeckt, oder die untere Hälfte desselben oder auch Ringe um die Augen werden weiß gelassen. Verschiedene Ursachen können den Tlinkit zu einer Schwärzung des Gesichts bewegen. Im Winter schützt er sich dadurch gegen die Kälte und die Gefahren der Schneeblindheit oder gegen die strahlende Wärme des offenen Herdfeuers, an welchem namentlich die Frauen den ganzen Tag über hocken; im Sommer mag ihn die Rußschicht einigermaßen vor der empfindlichen Mückenplage bewahren, bei längeren Seereisen ihm den Glanz der im Sonnenschein spiegelnden Wasserfläche erträglich machen und bei Wanderungen auf den Bergen die Einwirkung der scharfen, von den Eisfeldern her wehenden Luft mildern. Aber auch zum Zeichen der Trauer werden die Gesichter geschwärzt, dann, wie Dawson wenigstens von den Haidas angiebt, gewöhnlich mit einem Gemisch von Kohle und Fett.

Die Schwarzfärbung des Gesichtes scheint früher eine ganz allgemeine Sitte gewesen zu sein und auch ohne besondere Veranlassung stattgefunden zu haben. Holmberg sagt darüber, daß der reiche Tlinkit täglich sein Gesicht bemale, der arme dagegen nur, wenn die Farbe von selbst zu verschwinden beginne. Nach demselben Autor gebrauchten sie zum Abwaschen der Farbe ihren eigenen Urin, wodurch sie einen für Fremde höchst widerlichen Geruch erhielten[1]). Bei festlichen Gelegenheiten färben die Tlinkit ihre Gesichter rot, so auch, wenn sie zum Fischfang, zur Jagd oder zum Kampfe ausziehen. Oefters wenden sie dann beide Farben, schwarz und rot, zugleich an und bringen die verschiedensten Zeichnungen durch den Wechsel derselben hervor. So hatten einige rote Ringe um die Augen bei sonst völlig geschwärzten Gesichtern, und Lisiansky sah einen Tlinkit, der einen schwarzen Ring von der Stirn bis zum Munde und ein rotes Kinn hatte[2]). Statt des früher üblichen Ockers wird jetzt all-

[1]) Holmberg 19.

[2]) Lisiansky 146.

gemein Zinnober als Farbstoff verwendet, der zu diesem Zwecke zu hohem Preise von den Händlern erworben wird.

Die ursprüngliche Tracht ist jetzt nirgends mehr unter den Tlinkit unverändert anzutreffen; nicht nur europäische Stoffe, sondern auch fertige europäische Kleidungsstücke haben überall Eingang gefunden, und wie wir aus den Berichten der Pelzhändler lernen, bereits in sehr früher Zeit. Selbst die abgetragenen Kleidungsstücke der Matrosen wurden von den Eingeborenen gern gegen ihre kostbaren Seeotterfelle eingetauscht. Wieder müssen wir uns an die Schilderungen der ersten Besucher der Küste halten, wenn wir über die Art, wie sich die Tlinkit vor der Bekanntschaft mit den Europäern kleideten, unterrichtet sein wollen. „Die Kleidung der Männer und Weiber in Tschinkitane," sagt Marchand, „besteht in einer Art von Hemd oder dalmatischem Mantel von gegerbter Haut, welcher an den Seiten genäht ist, und dessen breite Aermel nur wenig unter die Schulter herabgehen, und in einem Mantel aus Pelz, dessen Haare auswendig sind. Die Weiber tragen über dem Hemd einen Schurz von ähnlichem Fell, welcher nur bis an den Gürtel geht, und einen zweiten Mantel von Seeotterfell über dem ersten"[1]. Dixon beschreibt die Weibertracht folgendermaßen: „Ihr Unterkleid besteht aus feinem, gegerbtem Leder; es bedeckt den Körper vom Halse an bis auf den Knöchel und ist an verschiedenen Seiten festgemacht, damit es dichter anschließen soll. Hierüber ist nach Art einer Schürze ein Stück gegerbtes Leder gebunden, welches nicht höher, als bis an den Leib reicht. Das Oberkleid ist ziemlich auf eben die Art gemacht, wie die Röcke der Männer und gemeiniglich von gegerbtem Leder"[2].

An Stelle der Lederhemden sind heute weiße oder blaue Kattunhemden getreten, und der Pelzmantel, der eben nur eine aus zusammengenähten Fellen bestehende Decke war, ist durch die wollene Decke, das „blanket" der Engländer, fast völlig verdrängt worden. Decken aus Ziesel- oder Murmeltierfellen werden jedoch von den Tschilkats noch mitunter getragen.

Eine wollene Decke bildet jetzt das unentbehrlichste Kleidungs-

---

[1]) Marchand I, 238.

[2]) Forster II, 159.

stück eines Indianers. Lose wird sie um die Schultern geworfen und togaartig um den Körper gewickelt. Decken von blauer und weißer Farbe werden bevorzugt, doch wechselt auch hier die Mode zum großen Verdruß der Händler.

Beinkleider haben die Tlinkit erst durch die Europäer kennen gelernt, aber heute sieht man nur wenige ohne dieselben; häufiger dagegen fehlen Fußbekleidung und Kopfbedeckung. Holmberg sagt, daß sie Sommer und Winter barfüßig gehen; unter den Tschilkat-Indianern jedoch, die allerdings einen viel strengeren Winter als die Sitkas durchzumachen haben, war im Winter der Gebrauch von kurzen und langen Mokassins ziemlich allgemein. Letztere sind auch für die Benutzung der Schneeschuhe erforderlich; sie sind aus Renntier- oder Hirschleder mittelst Sehnenfäden genäht, eng anliegend und reichen bis zum Knie oder über dasselbe hinaus. Das Leder oder auch die fertigen Mokassins werden meist von den Indianern des Inneren durch Tausch erworben.

Eine eigentümliche Kopfbedeckung ist allerdings bei den Tlinkit von Alters her vorhanden gewesen, aus Wurzeln und Stroh geflochtene Hüte in Gestalt von abgestumpften Kegeln. Dieselben werden jedoch nur ausnahmsweise getragen, namentlich beim Fischfang im Sommer zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, dann auch bei festlichen Gelegenheiten.

In der Nachbarschaft der Weißen, in Sitka und Wrangell, sieht man übrigens nicht selten Tlinkit, die völlig europäisch gekleidet sind, die Männer mit Filzhut und weißer Wäsche, die Frauen in kattunenen, wollenen oder gar seidenen Gewändern. Lebhafte Farben sind am beliebtesten; die Häuptlinge zeigen sich bei feierlichen Anlässen gern in den abgelegten Uniformen der Offiziere und Beamten, denen sie einen großen Wert beimessen.

An äußeren Schmucksachen pflegen die Frauen Perlenschnüre um den Hals zu tragen, ferner schwere silberne Armbänder von einheimischer Arbeit, oft mehrere an demselben Arm, und Ringe von dem gleichen Material mitunter an allen Fingern. Silber ist überhaupt das geschätzteste Metall, während Gold weit weniger gewürdigt wird.

Ganz allgemein fanden wir den Brauch, einen kleinen Stein, ein Stück Perlmutter oder Knochen, in mehr oder weniger kunstvoller Bearbeitung oder auch in ganz rohem Zustande als Amu-

lett an einer Lederschnur und bisweilen noch in einem besonderen Ledertäschchen auf der bloßen Brust zu tragen. Von den Bewohnern der Jakutat-Bai berichteten Ismailow und Botscharow, daß sie krähenschnabelähnliche Stücke aus Eisen mit Augenbrauen von Kupfer verfertigten und dieselben allenthalben mit sich herumführten, „wodurch sie ihrer Erfahrung zufolge große Hilfe und Befestigung ihrer Gesundheit zu erlangen sich einbildeten“ [1]).

Ein eigentümlicher Haarschmuck sind hölzerne, mit Perlen bestickte Rollen, welche die jungen Mädchen im Nacken tragen, indem ein Zopf hindurchgezogen wird. — Seltener und höher geschätzt ist ein recht hübsch aus Dentalien und Perlen gearbeiteter Schmuck, der wie ein breites Band von den Haaren über den Rücken bis fast zur Erde herabhängt.

Die Männer tragen die Haare, die stark mit Fett eingerieben werden, schlicht und lassen sie auf den Nacken herabfallen [2]); nur die Haare der Schamanen sind in Strähnen und Flechten geteilt, welche während der Beschwörungen lang an dem Rücken herabhängen, in einem von uns beobachteten Falle bis zu den Kniekehlen, sonst aber am Hinterkopfe aufgesteckt werden. Die Frauen tragen die Haare wie die Männer, nur länger und vorn gescheitelt. Zum Zeichen der Trauer werden sie aber ebenfalls im Nacken kurz geschnitten. — Bei den Mädchen beobachteten wir öfters außer dem bereits erwähnten Zopfe, der durch die hölzerne Rolle gesteckt wird, noch vorn zwei kleine Zöpfe, welche von der Stirn über die Schläfe gezogen waren und so das Haar einrahmten.

Ueber den Gesundheitszustand der Eingeborenen spricht sich Blaschke, der als Arzt um das Jahr 1836 in Sitka thätig war, im allgemeinen günstig aus. Er behauptet, daß sie infolge des fast beständigen Aufenthalts in freier Luft, mit fast entblößtem Körper und ohne Kopfbedeckung und durch die täglich auch zur Winterszeit genommenen Seebäder sehr abgehärtet und selten Krankheiten unterworfen seien. Doch gehe von den neugeborenen Kindern, die allen Wechselfällen der Witterung und den Seebädern selbst im gefrorenen Meere ausgesetzt würden, ein großer Prozentsatz zu Grunde. Die

---

[1]) Pallas VI, 231.

[2]) Von den Jakutats behauptet Ismailow, daß die Männer ihr Haar nicht abschnitten, sondern nur oben an einem Orte zusammenbänden, es mit roter Farbe bemalten und mit Vogelfedern schmückten. (Pallas VI, 230.)

das jedoch ertrügen, würden stark, gesund und erreichten oft ein hohes Alter. Eine besonders verderbliche Wirkung, physische sowohl wie moralische, übe aber die Hinneigung zu Spirituosen aus [1]).

Die Widerstandsfähigkeit der Tlinkit gegen klimatische Einflüsse, ihre Körperkraft und ihre Ertragungsfähigkeit von Strapazen sind bedeutend, wenn auch einerseits manche Angaben darüber übertrieben erscheinen, andererseits auch vielfach das, was Europäer unter ähnlichen Verhältnissen leisten, unterschätzt wird. Wenn wir sehen, daß die Tlinkit centnerschwere Lasten über die Gebirgspässe in das Innere tragen, daß sie, nur dürftig bekleidet, bei einer Kälte von 20° bis 30° Celsius im Freien übernachten, daß sie, was uns beinahe das Aergste schien, in den qualmerfüllten Hütten die strahlende Hitze des Herdfeuers, den beißenden Rauch und den schrecklichen Dunst scheinbar ohne Beschwerde ertragen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß mit Berücksichtigung der beständigen Gewohnheit diese Leistungen nicht höher sind, als die unserer Arbeiterbevölkerung. — Da, wo es sich um ungewohnte und außergewöhnliche Anstrengungen handelt, wird der mit größerer Willenskraft begabte Europäer fast stets den Sieg davon tragen.

Ansteckende Krankheiten haben zu wiederholten Malen verheerend unter den Tlinkit gehaust. Portlock, der im Jahre 1787 die große Zahl blatternarbiger Gesichter unter den Eingeborenen in der Nähe des heutigen Sitka bemerkte, glaubte, daß die Spanier, die zwölf Jahre vorher dort geankert hatten, die Krankheit gebracht hätten. Nach dem Zeugnis von Maurelle jedoch soll die Krankheit schon vor der Ankunft der Europäer unter den Indianern gewütet haben. Nach Lütke trat sie so verheerend auf, daß von jeder Familie nicht mehr wie ein oder zwei am Leben blieben [2]).

---

[1]) Eine unseren Erfahrungen nach etwas übertriebene Schilderung von der Unempfindlichkeit des Tlinkit gegen die Witterungseinflüsse giebt Lütke, wenn er sagt: „Avec sa couverture de laine jetée sur une épaule, il semble ne s'apercevoir ni du vent, ni de la pluie, ni du froid; s'il se sent transi, il se déshabille tout nu, et s'assied quelques minutes dans l'eau“. Er behauptet auch, daß man Eingeborene im Walde neben dem Feuer schlafend angetroffen habe, die nicht gemerkt hatten, daß ihre eine Seite fast gebraten, die andere mit Reif bedeckt war. (Lütke I, 201; vgl. auch Kotzebue II, 27.)

[2]) Lütke I, 217.

Kaum minder heftig war die Pockenepidemie vom Jahre 1836, an der allein in Sitka gegen 400 Eingeborene starben. — Zum dritten Male erschien die Krankheit im Jahre 1862.

Typhöse Fieber herrschten 1819, 1848 und 1855. — Masern und Scharlach sind häufige Kinderkrankheiten.

Unter den nicht epidemischen Krankheiten sind in erster Linie skrophulöse Leiden zu nennen, meist verursacht durch Syphilis, welches Uebel vor der Berührung mit den Europäern unbekannt gewesen zu sein scheint.

Sehr häufig sind Augenleiden, besonders infolge von Schneeblindheit, gegen die keine andere Vorkehrung getroffen wird, als die oben erwähnte Schwärzung des Gesichts oder bisweilen der Gebrauch von Stirnbinden, durch welche die Augen beschattet werden. — Vollständige Erblindungen sind nicht selten; Schwerhörigkeit stellt sich bisweilen im Alter ein; auch einem Taubstummen begegneten wir. Ein Indianer, der von Geburt an ein Krüppel war, sodaß er von seinen Verwandten unterhalten werden mußte, starb während unseres Aufenthalts unter den Tschilkats.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Tlinkit spricht sich Weniaminow sehr günstig aus; er nennt sie das begabteste unter allen Völkern der Küste von der Bering-Straße bis nach Californien herab. Ein koloschischer Knabe, der die russische Schule besuchte, lernte bereits nach fünf Monaten russisch verstehen und etwas russisch sprechen, wiewohl er von einem Lehrer unterrichtet wurde, der kein Tlinkit verstand [1]).

In der That ist die Begabung des Volkes nicht gering anzuschlagen. Nach unseren eigenen Erfahrungen scheint den Tlinkit-Kindern die Aneignung elementarer Kenntnisse, wie Lesen, Schreiben und Rechnen, nicht größere Schwierigkeiten zu machen, als einem europäischen Kinde. Auch fehlt es ihnen durchaus nicht an Lerntrieb. Selbst Erwachsene sahen wir die Missionsschulen besuchen, um sich im Buchstabieren oder Zählen zu üben. Auf der anderen Seite würde man natürlich fehlgehen, wenn man, wie es geschehen ist, die Meinung ausspräche, daß diese Indianer nur des Unterrichts bedürften, um zur höchsten Stufe der Intel-

---

[1]) Weniaminow 114.

ligenz zu gelangen[1]). Ihre Fassungskraft ist doch eine beschränkte; die Anschauung, welche sie von der sie umgebenden Welt gewonnen haben, und welche sich am besten in ihren Sagen ausspricht, ist eine kindlich naive. Die Fabeln über den Ursprung der Dinge lassen zwar eine lebhafte Phantasie erkennen, sind aber aller vernünftigen Deutung bar und zeigen kaum eine Ahnung von dem ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen.

Trotz des beständigen Umganges mit der Natur ist der Tlinkit doch im allgemeinen nur so weit mit derselben vertraut, als es die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Lebens verlangen. Er kennt jede zur Landung oder zum Fischfang geeignete Bucht, jede Thalschlucht, die einen Weg in das Innere darbietet, und hat besondere Namen für sie; aber die Berggipfel selbst, auch wenn sie durch Form und Größe ausgezeichnet sind, werden von ihm kaum beachtet. Von Tieren und Pflanzen werden fast nur diejenigen von ihm mit einem eigenen Namen bezeichnet, die ihm nützlich oder schädlich sind, alle übrigen bringt er unter einen allgemeinen Begriff, wie etwa, kleiner Vogel, Kraut und drgl. Am besten werden begreiflicherweise die zur Nahrung dienenden Tiere und Pflanzen unterschieden. So führen die verschiedenen Entenarten und die zahlreichen beerentragenden Sträucher eigene Namen; doch sind nicht alle Indianer gleich gut mit denselben vertraut, und widersprechende Angaben sind nicht selten. Im allgemeinen ist das Unterscheidungsvermögen wenig geübt. Ein Bussard wurde mit einem Uhu verwechselt. Einige Vögel schienen unseren Begleitern sogar gänzlich unbekannt zu sein; so wollten sie den kleinen, durch sein prachtvolles blaues Gefieder ausgezeichneten Sänger, Sialia arctica Swains., niemals gesehen haben.

---

[1]) Zu welchen Uebertreibungen eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem indianischen Charakter führen kann, möge das folgende Urteil beweisen, welches der Indianer-Agent Vincent Colyer über die Fähigkeit der Tlinkit abgiebt:

„To sum up my opinion about the natives of Alaska, I do not hesitate to say that if three-quarters of them were landed in New-York as coming from Europe, they would be selected as among the most intelligent of the many worthy emigrants, who daily arrive at that port. In two years they would be admitted to citizenship, and in ten years some of their children, under the civilizing influence of our eastern public schools, would be found members of Congress.“

(Vincent Colyer, Rep. for 1869, p. 560.)

Entschieden höher ist die künstlerische Begabung des Volkes. Die Holzschnitzereien sind sowohl durch ihre technische Ausführung, wie durch ihre geschmackvollen Formen und ihre phantastische Verzierung bemerkenswert. — Nicht unbedeutend sind auch die gesanglichen Leistungen. Die eigenen Lieder der Tlinkit bekunden ein ausgebildetes Taktgefühl und sind weit ausdrucksvoller, als es sonst bei Naturvölkern der Fall zu sein pflegt; fremde Melodieen eignen sie sich mit großer Leichtigkeit an.

Einen nicht unbedeutenden Bruchteil der eingeborenen Bevölkerung machten früher die Sklaven aus; reiche Häuptlinge besaßen mitunter 20 bis 30 derselben [1]). Jetzt ist ihre Anzahl nur gering, selbst Tschartritsch, der angesehenste Tschilkat-Häuptling, hatte nicht mehr als zwei.

Der Sklave, „kuchu" genannt, ist vollständiges Eigentum seines Herrn, der mit ihm machen kann, was er will, der ihn verkaufen, verschenken oder töten darf nach Belieben. — Auch die Kinder der Sklaven bleiben Sklaven.

Von den Russen wurden die Sklaven „kalgi" genannt; der Ursprung dieses Wortes ist noch dunkel, da es weder aus der Sprache der Aleuten noch aus der der Tlinkit entnommen sein soll [2]). Nach Weniaminow gehörten die Sklaven der Tlinkit fast alle zu dem columbischen Stamm (aus Oregon vom Columbia-Fluß). Ihr Kopf war gewöhnlich oben spitz und die linke Seite desselben ragte öfters hervor [3]). Sie waren Kriegsgefangene oder durch Kauf erworben.

---

[1]) Lütke I, 194. Anm.

[2]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 379. Indessen heißt es bereits in dem Bericht von Krenitzyn und Lewaschow, daß die Aleuten Knechte „Kalee" genannt, besitzen. (Pallas I, 262.)

[3]) Weniaminow 30.

5. Kapitel.

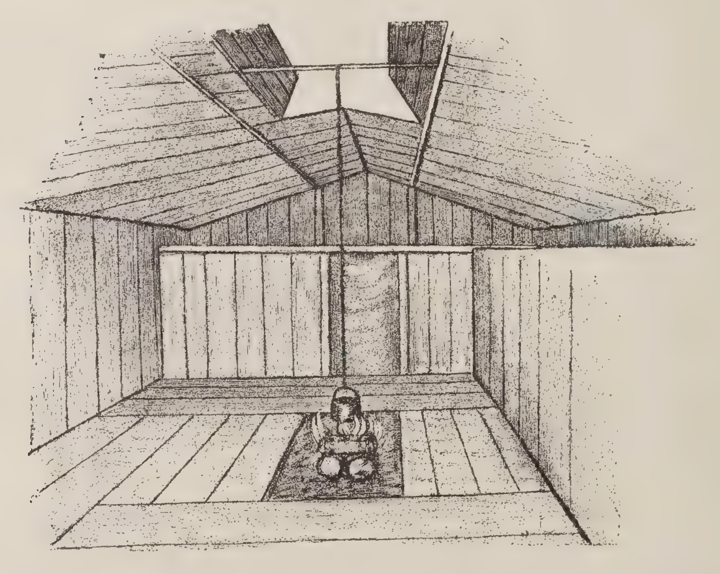
Häusliches Leben.

Hocken am Herdfeuer; Beschaffenheit und Zubereitung der Nahrung. Geistige Getränke; Tabakrauchen.
Beschäftigung der Männer und Frauen; Arbeitsteilung. — Benehmen der Hausgenossen gegen einander; Behandlung der Kinder. — Das Los der Sklaven. — Verkehr mit den Landsleuten und den Fremden.
Zerstreuungen der Tlinkit: Das Stäbchenspiel; Beschäftigung der Kinder. — Das Sitzen auf der Klippe.
Geringes Reinlichkeitsbedürfnis; Dampfbäder. — See- und Flußbäder. — Nachtruhe.
Ausgebildeter Eigentumsbegriff. — Eigennützige Gesinnung. — Schenkungen. — Arbeitsleistungen in Erwartung künftiger Entschädigung. — Eitelkeit. — Empfehlungsbriefe.

Treten wir durch die enge Thüröffnung in das Haus eines Tlinkit, so erblicken wir in dem Wohnraum die Hausinsassen um das Feuer herum hockend, mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, oder auch sich einem beschaulichen Nichtsthun hingebend. Stühle oder Schemel sind nirgends vorhanden; nur Matten liegen bisweilen auf dem Fußboden, auf welchen der Tlinkit hockt, oder, den Kopf auf einen Arm gestützt, lang ausgestreckt ruht. — Stundenlang kann er in diesen, uns unbequemen Stellungen verharren. So verschmäht er auch bei der Rast im Freien einen sich als Ruhesitz darbietenden Stein oder Baumstumpf, und wenn er einen Weißen besucht, bedient er sich des dargebotenen Stuhles nur mit dem Gefühle der Unbehaglichkeit. Für seine weißen Gäste aber wird schnell ein Sitz hergestellt. Der Thür gegen-

über, auf dem anerkannten Ehrenplatz, wird einer der zur Aufbewahrung des Hausgerätes dienenden Kasten hingesetzt und mit Zeugstoffen oder wollenen Decken belegt.

Das Feuer in der Mitte des Herdplatzes pflegt im Winter den ganzen Tag über unterhalten zu werden, doch in den Häusern der Aermeren nur kümmerlich. Man brennt stets abgestorbenes Holz; die ungespaltenen, mitunter fußstarken Stammstücke werden paarweise über Kreuz gelegt und so zu einem mehr oder minder mächtigen Holzstoß aufgeschichtet. Wie der Tlinkit gegen die



Inneres eines Hauses in Klokwan. Nach einer Zeichnung des Verfassers.

Kälte abgehärtet ist, so empfindet er auch die strahlende Glut und den dicken, in dem Raum sich verbreitenden Qualm nur wenig, und während wir uns gern möglichst fern von dem Feuer halten, rückt er ganz nahe an dasselbe heran.

Die Beschaffung des Feuerungsmaterials ist Sache der Männer und Knaben. Jeden Tag gehen dieselben in den Wald, um stammtrockenes Holz zu holen. Trotz des Beispiels der Weißen sind die Tlinkit bis jetzt noch nicht dazu vermocht worden, einen Vorrat von frischem Holz für den Winter anzulegen

und dasselbe trocknen zu lassen; es wird stets nur für den täglichen Bedarf an Feuerung gesorgt.

Die Hauptsorge des Tages gilt der Zubereitung und Vertilgung der Nahrung. Da in den größeren Häusern mehrere Familien wohnen, die zusammen öfters über 30 Köpfe zählen, aber alle nur einen Feuerplatz haben, so wird derselbe fast beständig von Frauen und auch Männern in Anspruch genommen, welche die verschiedensten Gerichte bereiten. Das Hauptgericht des Tages ist immer Fisch, gekocht, geröstet, getrocknet, doch niemals frisch und roh[1]), dann Fleisch von den früher angeführten Land- und Seesäugetieren, Geflügel, Krabben, Tintenfische, Muscheln, Seeigel und endlich aus dem Pflanzenreich Beeren, Wurzeln, Knollen und andere Zuthaten. Immer mehr findet Weizenmehl Eingang, aus dem man einen Mehlbrei bereitet oder unter Zuthat von Hefe Brot in Pfannen und auf flachen Steinen bäckt. Auch Butter gehört jetzt zu den Genußmitteln, die von den weißen Händlern eingekauft werden.

Man kochte früher in hölzernen Schüsseln, oder in Körben, die so dicht aus Wurzeln und gespaltenen Zweigen geflochten waren, daß sie kein Wasser hindurchließen. So sagt Dixon von den Jakutats: „Sie bereiten ihre Speisen auf die Art zu, daß sie heiß gemachte Steine unter einige Stücke von Fischen, von einem Meerkalb, Meerschwein u. s. w. in eine Art von Weidenkorb legen, und ihn dann fest zumachen. Auf eben diese Art bereiten sie auch Brühen und Fischsuppen; und sie zogen dies immer dem Kochen vor, ob wir ihnen gleich einige kupferne Pfannen gaben und ihnen zeigten, wie sie dieselben gebrauchen sollten“ [2]).

Jetzt werden fast überall eiserne oder kupferne Kessel als Kochgeschirre benutzt, und nur noch bei der Bereitung des Fischthrans wird, wie wir sehen werden, die alte Methode des Kochens angewandt.

Das Rösten der Fische und des Wildbrets erfolgt über dem offenen Feuer an hölzernen Stäben. Bei den Lagerfeuern im

---

[1]) Die Angabe Kotzebues, daß die Tlinkit gewöhnlich alles roh essen (Kotzebue II, 29) ist entschieden falsch und steht auch mit allen sonstigen Schilderungen im Widerspruch.

[2]) Forster II, 115.

Freien werden mitunter mehrere Fische übereinander auf einen degenartig zugeschnittenen Holzstab aufgespießt, der dann schräge gegen das Feuer gestellt wird. — Dem Geflügel werden die Federn nur unvollständig ausgerupft; die Stummeln entfernt man durch Absengen, ebenso die Haare und Stacheln des Stachelschweines, da man sich vor der mühsamen Arbeit des Fellabziehens scheut. — Als Eßgeschirre dienen aus Holz oder Knochen geschnitzte Löffel; die größeren von diesen vertreten auch die Stelle von Tellern, indem sie an dem langen Stiel mit der linken Hand gehalten werden, während die rechte die Fleisch- und Fischstücke herauslangt. — Messer und Gabeln sieht man nur bei wenigen Tlinkit im Gebrauch, die Finger und Zähne vertreten die Stelle derselben. — Die Ueberreste der Mahlzeit, Knochen und Gräten, werden ins Feuer geworfen. Mit dem Reinigen der Geschirre giebt man sich keine Mühe; kaum daß man die Reste der einen Mahlzeit aus dem Kessel entfernt, wenn man eine andere anrichtet. — Man ißt mehrmals am Tage, ohne sich an bestimmte Zeiten zu binden; ziemlich regelmäßig jedoch wird zur Mittagszeit die Hauptmahlzeit eingenommen.

Alle Speisen werden außerordentlich fett angerichtet; daß jedoch, wie Lütke angiebt[1]), der Thran aus vollen Schüsseln getrunken wird, haben wir nicht beobachtet. — Wasser wird bei den Mahlzeiten reichlich getrunken. Mit besonderer Vorliebe ißt man Schnee, der sogar im Sommer bisweilen von den Bergen als Delikatesse nach Hause gebracht wird. — In den Haushaltungen der Reichen wird mitunter auch Kaffee und Thee bereitet, ohne daß jedoch diese Getränke regelmäßige Genußmittel geworden sind.

Für geistige Getränke zeigen fast alle Tlinkit eine große Vorliebe, doch haben sie dieselben erst durch die Europäer kennen gelernt. Noch Langsdorff sagt, daß sie den Branntwein verschmähten, angeblich, weil sie fürchteten, der Besinnung beraubt zu werden und dann in die Gewalt der Russen zu fallen[2]); aber sehr bald wurde der Alkohol die begehrteste Ware, und die nur auf den eigenen Vorteil bedachten Pelzhändler fanden in ihm ein Mittel, die Zähigkeit der indianischen Bevölkerung beim

---

[1]) Lütke I, 214.

[2]) Langsdorff II, 96.

Handel zu überwinden. Trotzdem später sowohl seitens der russischen wie seitens der amerikanischen Regierung die Verabreichung von geistigen Getränken an die Eingeborenen aufs strengste verboten wurde, gelang es diesen doch immer, sich durch einen ausgedehnten Schmuggelhandel in den Besitz des Feuerwassers zu setzen; das Schlimmste aber war, daß sie selber die Bereitung eines berauschenden Getränkes kennen lernten. Ein weißer Händler, namens Brown, ein verabschiedeter Soldat, der längere Zeit die Fabrikation heimlich betrieben hatte, soll sie die Kunst gelehrt haben. Der Destillationsapparat wird aus Petroleumkannen zusammengesetzt, und als Wurm dient entweder der hohle Stamm des Riesentanges, Macrocystis pyrifera Ag., oder auch eine aus Blechgefäßen zusammengesetzte winkelige Röhre. Statt der von den Händlern der Nordwest-Handelsgesellschaft nicht mehr an die Indianer gelieferten Melasse sollen bereits neben Zucker auch Kartoffeln und andere stärkemehlhaltige Substanzen zur Bereitung des Gährungsstoffes benutzt werden[1]). Nach den Chūtsinus, welche zuerst die Fabrikation betrieben, führt das für einen europäischen Gaumen kaum genießbare Getränk den Namen Hutschinu.

---

[1]) In dem Bericht von Morris über Alaska wird die Bereitung des „Hoochenoo“ oder „Hootzenoo“ folgendermaßen beschrieben: „An einer leeren, 5 Gallonen haltenden Petroleumkanne wird an einem Ende ungefähr in der Mitte eine Dille angebracht von etwa 3 Zoll Durchmesser, die ca. $^3/_4$ Zoll hervorsteht. Dann besorgt man einen Deckel für die Dille, welcher in der Mitte ein Loch von etwa 1 Zoll im Durchmesser hat. Ein 6 bis 7 Zoll langer, bisweilen gerader, gewöhnlich aber zickzackförmiger Wurm von 1 Zoll im Durchmesser wird aus Blech gemacht und das eine Ende desselben an den Deckel der Dille angelötet. Die Gährungsmasse bereitet man gewöhnlich nach folgendem Rezept: 1 Gallone Melasse, 5 Pfund Mehl, $^1/_2$ Büchse Hefepulver, dazu hinlänglich Wasser, um einen dünnen Brei herzustellen. Die Mischung wird neben das Feuer gestellt und, wenn sie warm und sauer geworden ist, in die Kanne bis zu $^3/_4$ des Inhalts gefüllt und dann gekocht. Den Wurm leitet man durch eine Tonne mit kaltem Wasser, in welcher der aus der Mischung aufsteigende Dampf sich verdichtet. Die aus dem Ende der Röhre herabfallenden Tropfen werden aufgefangen und noch warm getrunken. Geruch und Geschmack des Getränkes sind gleich widerwärtig.“ (Morris 61.)

Ein anderes Rezept für die Gährungsmasse lautet: „Man nehme etwas Bohnen, Reis, Kartoffeln, einige Rosinen, Hefe oder Hopfen, gieße etwas Wasser darüber, rühre den Brei um, koche ihn eine Stunde lang, überlasse ihn dann der Gährung und beginne darauf mit der Destillation.“

Es wird nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Handel fabriziert; die Tschilkats bringen es als kostbarste Ware den Gunanas und erhandeln dafür die wertvollsten Felle. In Klokwan fanden wir fast in jedem Hause einen Destillationsapparat vor. — Höchst verderblich sind aber die Wirkungen, die der Alkoholgenuß auf den Indianer ausübt. Gar leicht wird er berauscht, und dann ist er unfähig, seine wilden Leidenschaften zu zügeln, und scheut vor keinem Verbrechen zurück.

Harmloser ist der Genuß des Tabaks, welchem der Tlinkit gleichfalls mit Leidenschaft ergeben ist. Schon vor der Berührung mit den Europäern war eine tabakähnliche Pflanze den Indianern bekannt. Vancouvers Lieutenant Whidbey sah diese Pflanze sogar von Eingeborenen an der Chatham-Straße kultiviert, die einzige Spur von Ackerbau, welcher er in dem Alexander-Archipel begegnet war. Doch wird nirgends berichtet, daß sie die Pflanze zum Rauchen verwendet hätten. Nach Dixon kauten sie eine tabakähnliche Pflanze, die sie noch zuweilen mit Kalk (vielleicht von Muschelschalen), Tannenrinde und Harz vermischten[1]. — Jetzt wird der Tabak, gewöhnlicher von den Händlern erworbener Blättertabak, den man noch öfters mit getrockneter und fein zerstoßener Rinde mischt, aus kurzen, meist kunstvoll geschnitzten, hölzernen Pfeifen oder aus den von den Händlern eingeführten Thonpfeifen gern geraucht, doch nur von den Männern und im allgemeinen nur mäßig. Bei den Festen aber, bei welchen der Tabak einen Teil der Bewirtung ausmacht, sucht man sich im Rauchen zu überbieten, selbst bis zur Erzeugung eines rauschähnlichen Zustandes. — Das Kauen des Tabaks ist allgemein verbreitet; auch die Weiber huldigen dieser Sitte. Außerdem wird noch von beiden Geschlechtern das früher erwähnte Harz gekaut und die Wurzel einer Lupine, „kantak“ genannt, deren Genuß gleichfalls einen Rausch herbeiführt.

Die Beschäftigungen des Tlinkit während des Tages sind sehr mannigfaltig: Jagd und Fischfang nehmen den größten Teil seiner Zeit in Anspruch, auch im Winter hat er viel außerhalb des Hauses zu thun, indem er bald seine Fallen stellt und nachsieht, bald Holz fällt oder ein Canoe baut. Zu Hause verbringt

[1]) Forster II, 115.

Tafel I. Hausgeräte der Tlinkit.





er seine Zeit mit der Herstellung und Reparatur der für den Hausgebrauch und für die Sommersaison nötigen Geräte. Längst hat eine Arbeitsteilung soweit stattgefunden, daß der eine vorzugsweise diese, der andere jene Arbeiten liefert; so sind es in jedem Orte bestimmte Personen, die sich mit den Holzschnitz-, Silber- und Schmiedearbeiten beschäftigen[1]). Den Frauen liegt neben der Sorge für die Küche und neben der Wartung der kleinen Kinder die Verfertigung von allerlei Handarbeiten ob. Man sieht sie seltener müßig als die Männer; die hübschen Flechtarbeiten, die bunten Tanzdecken, Mokassins und andre Kleidungsstücke sind Erzeugnisse der weiblichen Thätigkeit, welche unsere Bewunderung erregen, zumal wenn wir sehen, daß sie mit unvollkommenen Hilfsmitteln bei dem spärlichen Licht einer Thranlampe gefertigt werden.

Im Sommer wartet der Frauen noch größere Arbeit. Da, wo der Anbau der Kartoffel betrieben wird, besorgen sie die notwendige Feldarbeit. — Zur Zeit des Fischfanges sind sie von früh bis spät mit der Bergung und Zurichtung der Beute beschäftigt. Dann wieder liegt ihnen im Spätsommer und Herbst das Einsammeln der Beeren, Rinden, Blätter und sonstiger pflanzlicher Zukost ob, während sie zu anderen Jahreszeiten am Strande Muscheln und Seeigel suchen müssen.

Der Tlinkit entwickelt eine staunenswerte Geduld und Ausdauer in seinen Arbeiten, aber er übereilt sich nicht mit ihnen. In seinem gewöhnlichen Thun ist er langsam und sogar träge; ihn drängt die Zeit nicht, da er kaum an die Zukunft denkt und von ihr auch nichts anderes als von der Gegenwart erwartet. Auch sieht er kein besonderes Verdienst in der Arbeit, nur die Not und die Armut zwingt ihn dazu; der Vornehme glaubt sich zu erniedrigen, wenn er die Arbeit der Sklaven und gemeinen Leute verrichtet.

Die Thätigkeit der einzelnen Glieder eines Haushaltes ist durch Gewohnheit und Sitte geregelt; auch die Kinder müssen

---

[1]) So spricht auch Ismailow von einem Künstler in der Jakutat-Bai, der in Begleitung des Häuptlings Ilchak den Russen einen Besuch abstattete, und der es verstand, verschiedene Sachen auf hölzerne Bretter und andere Materialien mit natürlichen Farben zu malen.
(Pallas VI, 233; vgl. auch Erman, Ztschr. f. Ethn. III, 158.)

ihre Kräfte der Gemeinschaft widmen, die Knaben als Gehülfen des Vaters, der sie frühzeitig in allen Künsten und Fertigkeiten des Mannes unterweist, die Mädchen durch Unterstützung der Mutter im Haushalte. — Das Benehmen der Hausgenossen gegen einander oder gegen Fremde ist ein gemessenes und ruhiges. Laute Ausbrüche der Freude oder des Leides hört man selten; beim Abschied von den Angehörigen giebt keine Klage den Schmerz kund; keine Miene verrät die Freude des Wiedersehens, selbst zwischen Eltern und Kindern nach langer Trennung. Als Lisiansky einem Häuptlinge



Huna-Weiber beim Kartoffelpflanzen. Nach einer Photographie.

der Sitkas seinen Sohn zurückbrachte, den er ein Jahr vorher als Geisel nach Kadiak mitgenommen hatte, zeigte weder Vater noch Sohn eine Spur von freudiger Erregung[1]. Doch werden die kleinen Kinder von den Eltern liebevoll, ja sogar zärtlich behandelt. Niemals sahen wir, daß sie Schläge erhielten, und nur selten vernahmen wir ein rauhes Wort, das sie zurechtwies[2].

---

[1] Lisiansky 223.

[2] Völlig unglaubwürdig ist der von Kotzebue (l. c. II, 31) mitgeteilte Fall, daß ein Vater, der sich über sein in der Wiege schreiendes Kind ärgerte,

Weniaminow giebt an, daß körperliche Züchtigungen nur dann stattfänden, wenn die Kinder sich weigerten, im Winter ins kalte Wasser zu gehen. Dann würden sie durch Rutenschläge bestraft, die aber nicht der Vater, sondern der Oheim auszuteilen hätte [1]).

Die heranwachsenden Knaben aber werden, namentlich was Kleidung und Nahrung anbetrifft, sehr kurz gehalten. Sie müssen den Eltern und ganz besonders auch dem Oheim mütterlicherseits, zu dem sie dem Gesetz der Erbfolge nach fast in einem näheren Verhältnis stehen, wie zu dem eigenen Vater, unbedingten Gehorsam leisten und ohne Anspruch auf Entschädigung die ihnen aufgetragenen Arbeiten verrichten. — Selbst wenn sie erwachsen sind, beugen sie sich vor der Autorität des Familienoberhauptes.

Auch die Stellung der Frau ist keine ungünstige. Sie ist nicht Sklavin des Mannes; ihre Rechte sind bestimmt, ihr Einfluß ist bedeutend; oft wird ein Handel von ihrer Zustimmung abhängig gemacht. Douglas und Vancouver berichten uns sogar von Frauen, die eines solchen Ansehens genossen, daß sie die eigentlichen Leiter zu sein schienen, deren Anordnungen sich die Männer willig fügten [2]).

Ehedem spielten in dem häuslichen Leben der Tlinkit die Sklaven eine bedeutende Rolle; jetzt ist die Zahl derselben so gering, daß sie nur noch wenig in Betracht kommen. Ueber die Behandlung, welche die Sklaven seitens ihrer Herren erfuhren, sind recht verschiedene Angaben gemacht worden. Lütke sagt, daß sie fast wie Kinder des Hauses behandelt würden; Weniaminow findet ebenfalls ihre Lage nicht ungünstig, was, wie er hinzufügt, wohl darin seinen Grund habe, daß der Sklave zwar eine Sache sei, aber eine teuere. — Auch nach unseren eigenen Erfahrungen

---

dasselbe in kochenden Walfischthran warf. An demselben Orte lesen wir eine andere ebenso unglaubwürdige Geschichte. Vier junge Leute sollen eines Mädchens wegen in Streit geraten sein und dasselbe, nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und keiner davon abstehen wollte, getötet haben. Bei der Verbrennung hätte man dann ein Lied gesungen, von dem man die Worte verstand: „Du warst so schön, du durftest nicht leben. Man brauchte dich nur anzusehen, um rasend zu werden.“ Wir würden diese Fabeln nicht erst erwähnen, wenn nicht der Name des Autors ihnen eine gewisse Bedeutung verschafft hätte.

[1]) Weniaminow 110.

[2]) Forster I, 324; Vancouver II, 343.

ist das Verhältnis zwischen Herrn und Diener durchaus befriedigend; von Mißhandlungen und Bedrückungen haben wir nie etwas gesehen oder gehört, auch keine Beschwerden darüber von Seiten der Sklaven, die große Freiheiten genossen, vernommen. — Als der Tschilkat-Häuptling Tschartritsch uns seinen Sklaven als Führer überließ, durfte dieser sogar einen bestimmten Anteil des Lohnes für sich behalten.

Ganz im Gegensatz zu Lütke hat Schabelski, der wenige Jahre früher die Nordwestküste besuchte, die Lage der Sklaven als eine sehr traurige bezeichnet. Er erzählt, daß sie die schwersten Arbeiten machen müßten und die geringste Laune des Herrn ihnen das Leben kostete. Wenn ein Häuptling ein neues Haus zu bauen beabsichtigte, so erdrosselte er einen seiner Sklaven, um mit dessen Blute den Bauplatz zu tränken. Alle 15 bis 20 Jahre, je nach dem Willen der Schamanen, würden zwar große Feste gefeiert, bei welchen Sklaven ihre Freiheit erhielten, dieselben sollten aber damit beginnen, daß ein Sklave von dem Dache eines Hauses herabgestürzt und von den Untenstehenden mit Dolchen aufgefangen und zerstückelt würde [1]).

Auch Simpson schildert das Los der Sklaven, die nach seiner jedenfalls sehr übertriebenen Angabe ein volles Dritteil der Küstenbevölkerung ausmachten, als ein sehr beklagenswertes. „Diese Unglücklichen,“ sagt er, „sind beständig das Opfer der Grausamkeit und oft auch die Werkzeuge der Bosheit und Rachsucht. Wenn ihr Herr ihnen befiehlt, einen roten oder weißen Mann zu töten, so müssen sie es thun; denn, wenn sie sich weigern oder wenn es ihnen nicht gelingt, müssen sie mit ihrem eigenen Leben dafür büßen“ [2]).

Weiter erzählt Simpson von Shakes, dem grausamen Häuptlinge der Stikines, daß er seine Sklaven öfters aus Ruhmbegier gemordet habe, um zu zeigen, was für ein großer Mann er sei. So habe er nicht lange vor Simpsons Besuch bei Gelegenheit der Einweihung eines neuen Hauses 5 Sklaven abgeschlachtet; und ein anderes Mal, als er in einem Anfalle von Trunkenheit mit einem Weißen in Streit geraten und von diesem gezüchtigt

---

[1]) Schabelski in Bull. géogr. II. Sér. 4, p. 208—209.

[2]) Simpson I, 211.

worden war, habe er einen seiner Sklaven erschießen lassen, einmal um seine verletzte Ehre wiederherzustellen, dann auch, um die von ihm beleidigte Persönlichkeit zu besänftigen. — Trotzdem machte aber doch keiner seiner Sklaven den Versuch zu entweichen, weil sie wüßten, daß der Wiedergefangene grausam gefoltert und ermordet werden würde [1]).

Belcher giebt an, daß wenn ein Häuptling einen anderen kränken wolle, er eine bestimmte Anzahl seiner Sklaven opfere, welche Beleidigung der andere dadurch zu erwidern habe, daß er mindestens die gleiche, womöglich aber noch eine größere Anzahl töte. Dies gehe dann so fort, bis der ganze Vorrat an Sklaven erschöpft sei [2]).

Sklavenopfer sind allerdings bis in die neueste Zeit hinein gebräuchlich gewesen, doch nur da, wo sie durch die Sitte geboten waren, d. h. bei den großen Festen. Weniaminows Angaben hierüber verdienen jedenfalls mehr Vertrauen als die Berichte Simpsons und Belchers, welche letztere bei ihrem kurzen Aufenthalte im Lande und bei ihrer Unbekanntschaft sowohl mit der Sprache der Eingeborenen, wie mit der der Russen, weit weniger imstande waren, genaue Erkundigungen einzuziehen. Immerhin mögen bestimmte Thatsachen ihren Berichten zu Grunde liegen. Rivalisierende Häuptlinge suchen sich auch heute noch in der Feier von großen Festen zu überbieten, und zu einer solchen Feier gehörte früher auch das Opfer von Sklaven. Dagegen wurden bei einigen Festen, wie wir sehen werden, auch Sklaven freigegeben, und diese erhielten dann alle Rechte der freigeborenen Tlinkit.

In den letzten Jahren hat man von Sklavenopfern nichts mehr gehört, was seinen Grund sowohl in der geringen Anzahl der Sklaven haben mag, wie in dem Umstande, daß die kostspieligen großen Feste nur noch selten gefeiert werden. — Auch sind die amerikanischen Behörden bemüht gewesen, ein solches Opfer zu verhindern, wie sie auch in einzelnen Fällen die Freilassung der Sklaven angeordnet haben.

Im Verkehr mit seinen Landsleuten und mit Fremden be-

---

[1]) Simpson I, 212.

[2]) Belcher I, 104.

wahrt der Tlinkit eine gemessene, ruhige Haltung. Ohne Gruß, selbst ohne ein Wort zu sagen betritt er das Haus eines anderen und unaufgefordert hockt er am Herde nieder. Hat er ein Begehren, so kommt er damit erst nach längerer Zeit heraus; ebensowenig aber wird er nach dem Zwecke seines Kommens gefragt. Eile oder Neugier zu zeigen gilt für unschicklich. Trotz der Gabe einer großen, natürlichen Beredsamkeit fließen ihm die Worte langsam, fast mühsam aus dem Munde, nur bei leidenschaftlicher Erregung wird seine Rede lebendiger und ausdrucksvoller. Die Unterhaltung ist meist recht einsilbig; doch ist der Tlinkit für Scherze nicht unempfänglich, und wenn am Abend die listigen Streiche Jëlchs, des Raben, erzählt werden, dann legen die Zuhörer ihre ernste Miene ab und geben durch fröhliches Lachen ihre Teilnahme kund. Auch haben nicht alle dasselbe Temperament; auch unter ihnen giebt es professionierte Spaßmacher, die bei jeder Gelegenheit durch meist derbe Scherze die Lachlust ihrer Landsleute zu erregen wissen.

Unter den Zerstreuungen, welchen sich die Tlinkit während des Tages hingeben, nimmt das Spiel eine sehr wichtige Stelle ein. Man spielt mit runden, etwa 1 dm langen und durch rote Striche gezeichneten Stäben, welche „gemischt" werden, indem man ein Bündel von 10 bis 20 Stück zwischen den flachen Händen hin- und herrollt, was von den Indianern mit einer nicht geringeren Fertigkeit ausgeübt wird, als bei uns das Kartenmischen von einem passionierten Kartenspieler. Die Stäbe werden dann zugleich mit einem Stück Cederrinde, das zur Bedeckung der Zeichen dient, ausgeteilt, und es kommt nun darauf an, diese Zeichen zu erraten. Es spielen stets nur zwei Personen oder zwei Parteien. — La Perouse giebt folgende Beschreibung des Spiels: „Sie haben 30 Späne, deren jeder verschiedene Zeichen hat, wie unsere Würfel. Sie verbergen deren 7; jeder spielt nach der Reihe, und wer der auf den 7 Spänen gezeichneten Zahl am nächsten kommt, gewinnt den Einsatz, welcher gewöhnlich ein Stück Eisen oder ein Beil ist. Diese Spiele machen sie traurig oder ernsthaft"[1]. Dixon sah, daß ein Indianer in Port Mulgrave bei diesem Spiel in weniger als einer Stunde ein Messer, einen

---

[1]) La Perouse I, 170.

Speer und verschiedene Tohis (Meißel) verlor; doch ertrug er sein Unglück mit großer Geduld und Gleichmütigkeit[1]). Nach Lütke sind die Tlinkit so leidenschaftliche Spieler, daß sie mitunter ihre Kleider, Pelze, Flinten, Sklaven, ja ihre Weiber verspielten[2]). — Neben dem Stäbchenspiel werden in neuerer Zeit auch gewöhnliche Spielkarten zu Hazardspielen benutzt, welche sie von den Weißen gelernt haben.

Die Kinder pflegen sich, soweit sie nicht von den Erwachsenen beschäftigt werden, in harmloser Weise zu zerstreuen. Die Mädchen spielen mit den Kieseln am Meeresstrande, die sie zu allerlei Figuren ordnen; die Knaben jagen und balgen sich, spielen Ball mit einander, machen Bogen und Pfeile, mit denen sie auf die Jagd nach kleinen Vögeln ausgehen, oder lassen auch kleine aus Borke gefertigte Canoes auf dem Wasser schwimmen. An warmen Sommertagen halten sie sich viel im Wasser auf und üben sich im Schwimmen; doch verstehen sie nur das sogenannte Pudeln. — Ball wird sowohl von Kindern wie von Erwachsenen gespielt. Bei einem Spiele, mit dem sich öfters die jungen Leute des Dorfes die Zeit vertrieben, stellten sich zwei Parteien einander gegenüber auf und warfen einen dicken Lederball hin und her, wobei sie sich bemühten, ihn niemals auf die Erde kommen zu lassen.

Wenn der Tlinkit die notwendigen Geschäfte des Tages beendigt hat, giebt er sich gern dem Genuß einer beschaulichen Ruhe hin. Mit Vorliebe sucht er felsige Klippen am Meeresstrande auf, und hier hockt er, in seine Decke eingehüllt, mitunter stundenlang, fast in vollständiger Regungslosigkeit. Den Russen in Sitka war besonders ein Felsen in der Nähe der Pallisaden als Lieblingssitz der Eingeborenen bekannt[3]). Erman legt wohl ohne Grund dieser Gewohnheit des „Sitzens auf der Klippe“, bei der man auch an Wetterbeobachtungen gedacht hat, eine Art religiöser Bedeutung bei[4]).

Wenig Zeit und Mühe verwendet der Tlinkit auf die Reinhaltung seines Körpers und seiner Umgebung. Wenn man jedoch

---

[1]) Forster II, 167.
[2]) Lütke I, 206.
[3]) Lütke I, 202.
[4]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 314.

die mitgeteilten Berichte älterer Autoren vergleicht, so ist ein Fortschritt in dieser Beziehung nicht zu verkennen. Mehr und mehr gewöhnt man sich an den Gebrauch der Seife, die den früher ihre Stelle vertretenden Urin entbehrlich macht. — In dem Hause des Tschilkat-Häuptlings Tschartritsch wuschen sich jeden Morgen die Familienglieder, wenn auch nur oberflächlich, Gesicht und Hände, und der gedielte Fußboden wurde sogar von den Sklaven rein gefegt. — Aber doch auch vor der Bekanntschaft mit den Europäern war das Bedürfnis nach einer gründlichen Körperreinigung den Tlinkit nicht ganz fremd; man sorgte dafür in sehr vollständiger Weise durch Dampfbäder, welche auch heute noch, wie wir gesehen haben, überall im Gebrauch sind. Statt der beschriebenen Baderäume im Innern des Hauses werden im Sommer auch sehr primitive Vorrichtungen benutzt, welche man im Freien, vor jedem Lagerplatze herstellen kann. Durch ein Stangengerüst wird ein kleiner zeltartiger Raum abgegrenzt, in welchem eine Person hockend Platz nimmt. Nachdem man nun durch wollene Decken diesen Raum vollständig abgeschlossen hat, wird derselbe mit Dampf erfüllt, indem man eine Anzahl vorher erhitzter Steine innerhalb desselben mit Wasser begießt. Nach einem solchen Schwitzbade pflegt sich der Tlinkit, selbst mitten im strengsten Winter, direkt in die Meereswogen zu stürzen.

Diese Dampfbäder werden mitunter von mehreren Personen gemeinsam und mit Beobachtung besonderer Ceremonien genommen. So sah Erman im Monat November über dem gewöhnlichen Feuerplatz eines Tlinkit-Hauses einen durch Vorhänge abgeschlossenen Raum, in welchem etwa 10 Männer ein Dampfbad, chàgh, nahmen, während sie abwechselnd einzeln und im Chore sangen oder mit hölzernen Klappern rasselten. Darauf traten sie nackt, schweißtriefend und mit dunkelroter Haut hervor und stürzten sich, wieder schreiend und singend, in das nahe eiskalte Meerwasser, woselbst sie eine zeitlang sprangen und tanzten, sich einzeln gegen den Strand und wieder meerwärts bewegten, bis sie endlich alle zusammen in das Haus zurückliefen [1]).

Kalte See- oder Flußbäder allein pflegen von Erwachsenen nicht genommen zu werden, wiewohl sie alle ausdauernde Schwim-

[1]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 321.

mer sind und erforderlichenfalls, wenn es gilt, eine erlegte Beute zu erlangen oder einen Fluß zu überschreiten, auch ein Bad in der Winterkälte nicht scheuen. Die an verschiedenen Stellen des Gebietes (s. Kap. 2, S. 79) vorhandenen heißen Quellen werden von den Tlinkit gern benutzt, namentlich ist der Gebrauch der Schwefelquellen von Sitka in Krankheitsfällen wohl nicht erst durch die Weißen eingeführt worden. Simpson erzählt, daß die Eingeborenen aus weiten Entfernungen zu denselben kamen und oft stundenlang in ihnen blieben, indem sie nur die Köpfe herausstreckten, aber aßen, tranken und wohl auch schliefen (?) und sich gelegentlich durch etwas Schnee, wenn dieser zu erlangen war, erquickten [1].

Wenn mit der eingenommenen Abendmahlzeit die Geschäfte des Tages beendigt sind, und noch einige Zeit der Unterhaltung und dem Spiel gewidmet worden ist, begiebt man sich zur Ruhe. Vorsorglich wird das Feuer ausgelöscht, und die Hausinsassen ziehen sich in die mit Decken verhangenen Bretterverschläge an der Hinterwand und an den Seiten des Wohnraumes zurück oder legen sich auch, nur in eine Decke eingehüllt, auf den gedielten Fußboden des Wohnraumes nieder, meist ohne irgend ein Kleidungsstück abzulegen. Bis Tagesanbruch pflegt man der Ruhe, im Winter erhebt man sich erst zwischen 8 und 9 Uhr vom Lager.

Der Tlinkit hat einen ausgebildeten Eigentumsbegriff. Er hat nicht nur seine eigenen Kleider, Waffen und Geräte, er hat auch seine eigenen Jagdgebiete, seine eigenen Handelswege, die kein anderer benutzen darf, ohne seine Erlaubnis oder ohne ihm Entschädigung zu gewähren. Im allgemeinen wird auch das Eigentum eines jeden von seinen Stammesgenossen respektiert, doch weniger aus Rechtsgefühl, als aus Furcht vor Vergeltung. Diebstahl scheint nicht als eine Schande angesehen zu werden; der ertappte Dieb schämt sich höchstens über seine Ungeschicklichkeit und bedauert nur, zur Rückgabe des Gestohlenen gezwungen zu sein. Eine weitere Strafe hat er nicht zu fürchten, ebensowenig verliert er an Ansehen bei seinen Landsleuten. — Selbst im Verkehr mit seinen Freunden und nächsten Verwandten zeigt der Tlinkit den größten Eigennutz. Für jeden Dienst, den er

---

[1]) Simpson II, 196.

leistet, für jede Gabe, die er gewährt, erwartet er Entschädigung. Belcher mußte sich in der Jakutat-Bai die Erlaubnis, Holz zu hauen und Wasser zu holen, erst durch Geschenke erkaufen [1]).

Wenn ein Tlinkit Geschenke giebt, erwartet er stets Entschädigung in irgend einer Weise. Deshalb ist er auch mißtrauisch, wenn er selber Geschenke empfängt. Entweder glaubt er ein Recht darauf zu haben, oder er sieht darin die Absicht des Gebers, etwas von ihm zu erlangen. So sagt Belcher von den Jakutats, daß sie Geschenke als eine Schuld, nicht als Gabe empfingen, und an dem Grundsatz „nichts für nichts“ festhielten [2]).

Wenn dagegen ein Tlinkit von einem anderen etwas fordert, in der Absicht, es wieder zu erstatten oder zu ersetzen, so darf ihm seine Forderung nicht abgeschlagen werden. — Es ist aber Gebrauch alsdann, daß er mehr zurückgiebt, als er erhalten hat. — „kē̆ïsch“ wird diese Sitte genannt. — Unter dieser Voraussetzung nachträglicher Belohnung kann auch eine Arbeitsleistung von einem Tlinkit verlangt werden. — So wurden wir an einem Wintermorgen beim ersten Tagesgrauen durch die laute Stimme des Schamanen geweckt, welcher, von Haus zu Haus gehend, seine Freunde vom Bärenstamm feierlichst aufforderte, ihm bei der Erbauung eines neuen Hauses behülflich zu sein. — Dieser Aufruf war nicht vergeblich, und während des Winters wurden von den Freunden die Pfosten und Bohlen zugerichtet und über den Schnee nach dem Bauplatz geschafft. Im Sommer begann man mit dem Aufbau des Hauses; aber noch vor Beendigung desselben mußte der Bauherr sich seiner Verpflichtungen durch die Feier

---

[1]) Belcher I, 84. — Wie sehr die Tlinkit gewohnt sind, für jeden kleinen Dienst eine Entschädigung zu verlangen, zeigte uns das folgende Erlebnis. Als wir einst von einer Canoefahrt zur Ebbezeit zurückkehrten, war uns ein Indianer, der müßig am Strande gestanden hatte, auf unsere Aufforderung hin beim Heraufziehen des Bootes behülflich. Da es schon spät am Abend war, vergaßen wir, ihn für die unbedeutende Arbeit zu belohnen. Am anderen Morgen fanden wir das Ledergeflecht unserer Schneeschuhe mit einem Messer durchschnitten, und man war darüber einig, daß eben jener Indianer die That verübt hatte, weil ihm die erwartete Belohnung entgangen war. Ich bemerke noch, daß er eine Forderung gar nicht gestellt hatte, und wir im übrigen mit der Austeilung von kleinen Geschenken nicht karg gewesen waren.

[2]) Belcher I, 84.

eines Festes entledigen, bei welchem die Freunde je nach ihren Arbeitsleistungen bewirtet und beschenkt wurden.

Eitelkeit ist ein hervorstechender Zug im Charakter eines Tlinkit. Nichts kann ihn mehr kränken, als wenn seine Eigenliebe verletzt wird[1]). Eifersüchtig ist er darauf bedacht, daß seine vermeintlichen Vorzüge und Rechte überall anerkannt werden; neidisch sieht er auf jeden, dem einmal ein besonderer Vorteil zu Teil geworden ist. Großen Wert legt er auf die Empfehlungsschreiben von solchen weißen Leuten, die nach seiner Meinung eine hohe und einflußreiche Stellung einnehmen. Diese Schreiben werden sorgfältig aufbewahrt und bei Gelegenheit Fremden vorgewiesen, um ihnen eine hohe Meinung von der Persönlichkeit des Besitzers beizubringen. Freilich ist der Inhalt solcher Empfehlungsschreiben nicht immer dazu geeignet, den beabsichtigten Eindruck hervorzurufen. Unter den Schreiben des Häuptlings Don-e-wak, welche uns dieser mit der einem Tlinkit gebührenden Zurückhaltung erst am zweiten oder dritten Tage vorlegte, befand sich auch eine Bescheinigung, daß er einem Geschäfte so und soviel Dollars für Tabak schulde; ein anderes Schreiben bezichtigte ihn der Schwachheit, sich in weiße Damen zu verlieben.

---

[1]) Lütke I, 203.

6. Kapitel.

Fischfang, Jagd und Handel.

Bau und Gebrauch des Canoes. — Verschiedene Arten des Lachsfanges; Zurichten und Trocknen der Lachse für den Winterbedarf. — Der Forellenfang. — Der Ssag-Fang und die Bereitung des Fischöls. — Heringsfang und Einsammeln des Heringsrogens. — Dorsch- und Heilbutten-Fang.

Jagd der Seesäugetiere; Seeottern, Robben, Delphine und Walfische. — Jagd der Landsäugetiere. Fallen für Bären und andere Pelztiere. Jagd auf Bergschafe, Bergziegen und Renntiere; Jagd auf Vögel.

Ausgebreiteter Handel vor der Ankunft der Europäer; Gegenstände desselben. — Der Sklavenhandel. — Gebräuche beim Handel. — Der gegenwärtige Betrieb des Handels mit den Amerikanern. — Die Nordwest-Handelsgesellschaft. — Handelszüge der Tschilkat-Indianer zu den Gunanas; Vorbereitungen zu denselben, Rendez-vous-Plätze. — Handelszüge der Stakhins und Takus. — Der Handel für die Amerikaner wenig gewinnbringend.

Die Thätigkeit eines Tlinkit richtet sich in erster Linie auf den Fischfang; durch ihn vornehmlich erwirbt er seinen Unterhalt, ihm widmet er auch den größten Teil seiner Arbeitszeit. Auf die Herstellung der erforderlichen Geräte verwendet er große Sorgfalt, und nicht geringen Scharfsinn hat er in der Erfindung und Zusammenstellung derselben bekundet.

Unter allen dem Tlinkit für den Fischfang erforderlichen Gerätschaften steht das Canoe oben an, sowohl seiner Bedeutung nach, als seiner zweckmäßigen und kunstvollen Bauart wegen. Diese Canoes werden gewöhnlich in der Winterszeit ausgearbeitet, die besseren und größeren aus dem Stamme der roten Ceder, Thuja gigantea Nutt., weniger gute aus dem der Sitka-Fichte,

Picea Sitchensis Carr., oder aus Pappelbäumen. Starke und gesunde Stämme, die nicht gekrümmt und nicht spiralig gedreht sein dürfen, werden dazu ausgesucht. Das Fällen geschieht noch jetzt meist in der Weise, daß mit der Axt in den stehenden Baum auf der Windseite ein Loch geschlagen und daselbst ein Feuer angezündet wird, welches langsam weiter frißt, bis nach einigen Tagen der Stamm umstürzt[1]). Alsdann wird zuerst die Außen-



Huna-Indianer beim Canoe-Bau. Nach einer Photographie.

seite mit einer nach Art einer Hacke geformten Axt bearbeitet, und erst wenn sie die gewünschte Form erhalten hat, mit der Aushöhlung begonnen. Zur Erreichung einer gleichmäßigen

---

[1]) Auf der Vancouver-Insel sah ich eine verbesserte Methode dieser Art des Fällens von englischen Holzhauern angewendet, die darin bestand, daß mit den weiten horizontalen Bohrlöchern, in welchen das Feuer angezündet wurde, schräge Bohrlöcher kommunizierten, welche als Zugkanäle dienten. — Diese Methode führte viel schneller zum Ziel, und schon nach 24 Stunden konnte durch dieselbe einer jener Baumriesen, welche die dortigen Waldungen auszeichnen, zu Fall gebracht werden.

Wandstärke werden von außen im Abstande von 2 bis 3 dm kleine Löcher bis zu einer bestimmten Tiefe hineingebohrt und in dieselben hölzerne Stifte gesteckt; kommt der Arbeiter von innen an dieselben, so weiß er sich nach ihnen zu richten. Um ein möglichst großes Canoe aus einem gegebenen Stamm herstellen zu können, wird derselbe ungefähr zu ²/₃ seines Durchmessers dazu verwendet; das so geschaffene Canoe hat demnach eine sehr ungeschickte Form; die Seitenwände sind oben nach innen eingebogen, Vorder- und Hinterende sind nur wenig erhöht, sodaß das Fahrzeug auf dem Wasser außerordentlich leicht umschlagen würde. Die passende Rundung des Bauches und damit zugleich auch eine größere Stabilität wird nun durch das folgende Verfahren erreicht. Das Canoe wird, nachdem die vorhin erwähnten Bohrlöcher in den Wänden durch Holzpflöcke fest verstopft sind, mit Wasser gefüllt und dieses durch Einbringen heißer Steine zum Kochen erhitzt; dann werden Querhölzer eingefügt, welche die nachgiebig gewordenen Seitenwände auseinanderpressen und allmählich durch immer längere ersetzt werden, bis schließlich eine regelmäßige und zweckmäßige Ausbauchung erzielt worden ist.

Die Canoes werden in sehr verschiedenen Größen angefertigt, die kleinsten sind nur für 2 oder 3 Leute berechnet, die größten tragen 30 und mehr Mann. Lisiansky sah einige, die 45 Fuß maßen und wohl 60 Mann fassen konnten [1]). Mitunter werden die Wände, wie auch Lütke angiebt, noch durch Seitenplanken erhöht. Bei den größeren sind die Schnäbel öfters mit geschnitzten Figuren verziert und die Seitenwände bunt bemalt. Nach Lütke führen sie auch Namen, wie: Sonne, Mond, Gestirn, Erde, Insel, Schamane, Walfisch, Otter, Adler, Rabe und dergleichen, deren entsprechende Figuren am Vorder- und Hinterteil angebracht sind [2]).

In der Form sind alle Canoes gleich, lang, schmal und vorn und hinten hoch zugespitzt. Da weder ein Kiel vorhanden ist, noch Ausleger benutzt werden, gehört die ganze Geschicklichkeit eines Tlinkit dazu, bei stürmischem Wetter und hohem Wellengange das leichte Fahrzeug vor dem Umschlagen zu bewahren.

---

¹) Lisiansky 240.
²) Lütke I, 212.

In kleineren muß er, um den Schwerpunkt möglichst tief zu erhalten, direkt auf dem Boden mit vorgestreckten Beinen sitzen oder auf den Knieen hocken; aber auch in größeren dürfen Bewegungen nur mit großer Vorsicht ausgeführt werden. Die Canoes werden mit kurzen, etwa 1½ m langen Schaufelrudern, Paddeln, fortbewegt. Diese haben einen Griff in Gestalt einer Krücke und werden in der Weise regiert, daß die eine Hand den Knopf festhält und ihn nach vorwärts drückt, während die andere, welche die Mitte des Ruders erfaßt hat, die Schaufel durch das Wasser zieht. Aehnliche nur etwas längere Schaufeln dienen zum Steuern. Bei Feierlichkeiten werden auch bunt bemalte Ruder benutzt.

Entsprechend der Summe von Arbeit, welche auf die Herstellung eines guten Canoes verwandt wird, stehen dieselben auch in hohem Werte. Zu Holmbergs Zeit hatte ein großes, sogenanntes Kriegs-Canoe in russischen Waren einen entsprechenden Wert von 800 Banco-Rubeln [1]), jetzt werden von den Amerikanern bis zu 150 Dollars für die größeren gezahlt.

Ein so wertvolles Stück wird von dem Tlinkit auch sorgsam behandelt. Beim Anlanden wird das Auflaufen auf Steine oder Felsen möglichst vermieden, aus dem Bereiche der Flut werden sie getragen und nicht geschleift, bei der Fahrt im Sonnenschein hält er die Wände durch Bespritzen mit Wasser feucht, bei der Rast am Strande sucht er sie durch wollene Decken oder durch Matten, welche aus Cedernbast gefertigt sind, vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Wird aber dennoch das Boot einmal schadhaft, wie es bei der geringen Stärke der Wände, welche nur etwa 2 bis 3 cm beträgt, gar zu leicht geschieht, so bessert er den Schaden auf das sorgfältigste aus, indem er neue Wandstücke einsetzt, die Risse mittelst der Wurzeln der Sitka-Fichte und der gelben Ceder zusammennäht oder durch schwalbenschwanzförmig ausgeschnittene Holzstücke zusammenzieht und schließlich die Fugen wasserdicht mit Harz verschmiert.

Trotz der Geschicklichkeit, welche die Tlinkit in der Handhabung des Canoes besitzen, wagen sie sich doch nicht gern mit ihm bei stürmischem Wetter in die offene See hinaus. Werden sie aber während der Fahrt von einem plötzlichen Unwetter überrascht,

---

[1]) Holmberg 27.

so zeigen sie sich der Gefahr völlig gewachsen. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachten sie dann jede herankommende Welle, und wenn eine außergewöhnlich hohe das leichte Canoe umzuwerfen droht, so schlagen sie mit ihren Rudern flach auf dieselbe, was den Eindruck gewährt, als drückten sie die Woge herunter, während sie in Wahrheit das Boot auf sie hinaufheben.

Es scheint nicht, daß die Tlinkit den Gebrauch der Segel vor der Ankunft der Europäer kannten. Jetzt ist derselbe allgemein, doch pflegt man nur vor dem Winde zu segeln.



Indianische Frauen und Canoes in der Taku-Bucht. Nach einer Photographie.

Wenn auch die Meeresstraßen und Buchten, an welchen der Tlinkit seine Ansiedlungen erbaut hat, außerordentlich fischreich zu sein pflegen, so findet er doch nicht zu jeder Jahreszeit hier gute Gelegenheit zum Fange. Er muß den wandernden Fischzügen folgen und bald hier an der Mündung eines Flusses, bald dort in einer flachen Bucht sein Lager aufschlagen, oder auch mit Angel und Leine hinaus in das offene Meer fahren. So ist

denn oft für Wochen und Monate das Boot sein zweites Heim, und in demselben führt er auch fast all seinen Hausrat mit sich und die Jagd- und Fischereigeräte.

Keinem Fisch stellt der Tlinkit so eifrig nach wie dem Lachs, denn dieser ist es, der seinen Unterhalt, zumal im Winter und auf Reisen, wenn andere Nahrungsmittel knapp werden, sichert. — Je nach den verschiedenen Arten und Lokalitäten sind die Methoden des Lachsfanges verschieden; im folgendem sollen hauptsächlich nur diejenigen dargestellt werden, die wir selbst am Tschilkat-Fluß zu beobachten Gelegenheit hatten. Drei Lachsarten werden hier unterschieden; die geschätzteste von diesen ist der rote Lachs, der durchschnittlich ein Gewicht von 7 kg und eine Länge von 75 cm erreicht. Ende Juli beginnt derselbe den Fluß hinaufzusteigen; der Hauptfang geschieht aber erst in den drei folgenden Monaten, Juli, August und September. Dem roten Lachs folgt der weiße, und in einzelnen Bächen der Buckellachs. Man fängt nun den Lachs entweder mit Lachsspeeren oder mit Haken oder in Fallen. Die Lachsspeere bestehen aus einer 4 bis 5 m langen Stange, an deren Ende eine lange eiserne, früher knöcherne Spitze, die sägeartig mit zahlreichen tiefen Einschnitten versehen ist, lose aufgesteckt wird. Der Fisch wird vom Boote aus mit dem Speere gespießt; die Spitze löst sich dabei aus und bleibt infolge der zahlreichen Widerhaken im Fleisch stecken, während sie zugleich durch einen Lederriemen mit der Stange in Verbindung gehalten wird. Auf diese Weise verhütet man, daß der wild um sich schlagende Fisch die Stange zerbreche.

Die zweite sehr primitive Art des Fanges wird gewöhnlich vom Ufer aus, aber auch aus dem Canoe in seichtem Wasser, betrieben. Der Fischer senkt eine lange, mit einem einfachen, eisernen Haken versehene Stange in das Wasser und zieht sie mit einem scharfen Ruck über den Kiesboden zu sich heran, mit einer Bewegung, die an die Handhabung eines Rechens erinnert. Das trübe Wasser des Tschilkat-Flusses erlaubt es meist nicht, den in der Tiefe schwimmenden Fisch zu sehen; aber die Menge der aufsteigenden Lachse ist doch so groß, daß häufig genug einer derselben von dem spitzen Haken durchbohrt wird.

Am ergiebigsten sind die Lachsfallen. Auch ihre Einrichtung ist eine sehr einfache. Quer durch den Fluß, vorzugsweise an

Stromschnellen wird ein Flechtwerk gezogen, jedoch mit einzelnen Durchlässen. Vor diesen, d. h. stromaufwärts, werden geflochtene Körbe angebracht, welche ganz nach Art unserer Fischreusen gebaut sind und auch dieselben Dienste thun. — Diese Art des Lachsfanges ist auch von La Perouse bei den Eingeborenen in der Lituja-Bai beobachtet worden [1]).

Der gefangene Fisch wird nun, nachdem Kopf, Schwanz und Flossen abgeschnitten worden sind, durch einen Längsschnitt auf der Bauchseite geöffnet und dann auf den Rücken der Länge nach über einen hölzernen, dachförmig konstruierten Bock gelegt, sodaß die beiden Körperhälften über die Seiten desselben herüberfallen, und Eingeweide und Rückgrat bequem herausgenommen werden können. Bei dieser Arbeit, die von den Frauen besorgt wird, während der Fang Sache der Männer ist, bedient man sich meist halbmondförmig geformter Messer mit rundem Griff.

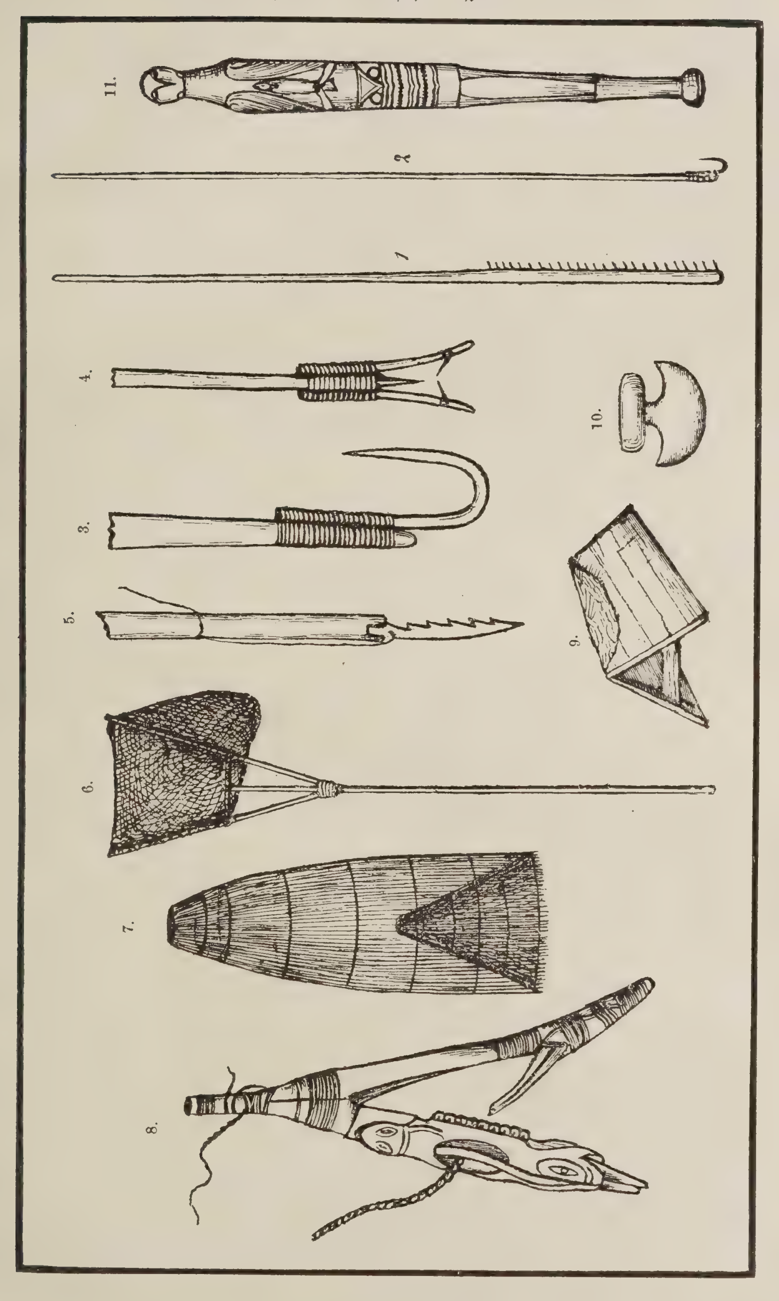
Die ausgenommenen Lachse werden dann auf Stangengerüste gehängt, gleichfalls mit der Fleischseite nach außen. Soviel wie möglich sucht man sie vor Regen und direktem Sonnenschein durch grüne Zweige zu schützen; bei nassem Wetter werden sie auch wohl innerhalb des Hauses aufgehängt und im Notfall auch über dem Feuer noch getrocknet. Die getrockneten Lachse legt man flach ausgebreitet auf einander und schnürt sie zu Bündeln zusammen, welche zu gelegentlichem Gebrauche aufbewahrt werden.

Ist auf diese Weise der Wintervorrat gedeckt, so wird der Rest des Fanges zur Bereitung von Oel benutzt. Hierzu eignet sich besonders der sehr fette, aber weniger schmackhafte weiße Lachs. Die Oelbereitung geschieht durch Auskochen in Canoes, in derselben Weise wie bei dem eigentlichen Oelfisch, dem „Ssag", bei dem wir sie gleich näher beschreiben werden.

Von viel geringerer Bedeutung als der Lachsfang ist der Forellenfang, der besonders zur Winterszeit und nur zur Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses betrieben wird. In das Eis der Flüsse werden an Stellen, unter denen etwa 1 m tiefes Wasser vorhanden ist, kleine Löcher geschlagen und ein Köder in diesen auf den Boden versenkt. Neben der gemachten Oeffnung kauert nun der Indianer nieder, völlig verhüllt von

[1]) La Perouse I, 169.

Tafel II. Fischereigeräte.





einer wollenen Decke, die das direkte Tageslicht abhält und dadurch ebensowohl einen Blick in die schwach erleuchtete Tiefe ermöglicht, als auch den Fischen die drohende Gefahr verbirgt, und regungslos erwartet er mit dem in das Wasser gesenkten Fischspeer die herannahenden Forellen, um sie mit schnellem und sicherem Stoße aufzuspießen. Der zu diesem Fange benutzte Speer hat eine kurze mittlere Spitze von Eisen und zwei längere seitliche Zinken aus Holz, deren jede mit einem nach innen gerichteten eisernen Nagel versehen ist. Diese Zinken weichen nun beim Stoße elastisch auseinander, wobei sich die schräge eingesetzten Nägel dem Fische in die Seiten drücken.

Ende Februar erscheint in den Flüssen des Tschilkat-Gebietes ein kleiner, zu den Stinten gehöriger Fisch, Thaleichthys pacificus Gir., der von den Eingeborenen „Ssag", von den Engländern und Amerikanern „smallfish" genannt wird. Da zu dieser Zeit der Wintervorrat sich schon seinem Ende zuzuneigen pflegt, wird die Ankunft des Ssag freudig begrüßt und jung und alt beeilt sich, den schmackhaften Fisch während der kurzen Dauer des Aufstieges zu fangen. Der Ertrag dieses Fanges, der nicht allzu reichlich ausfällt, ist jedoch nur für den augenblicklichen Gebrauch bestimmt. Zwei Monate später dagegen, Ende April bis Mitte Mai, erscheint derselbe Fisch in viel größeren Scharen; auch sind die Individuen dann stärker und fetter. Jetzt wird der Fang im großen betrieben, teils mit Reusen und Haken, die den beim Lachsfange gebrauchten ähnlich sind, nur entsprechend enger und dünner konstruiert werden, teils mit Handnetzen, welche während des Winters von den Frauen aus Tiersehnen angefertigt worden sind. Die gefangenen Fische werden behufs der Oelgewinnung in Canoes geworfen, welche man halb im Sande vergräbt und noch durch Pfosten sichert, die an beiden Längsseiten eingeschlagen und durch quer über das Canoe gespannte Stricke straff angezogen werden. Daneben werden in einem starken Holzfeuer Steine von Faust- bis Kopfgröße erhitzt, welche man dann mittelst einer Holzzange in die mit Wasser und Fischen gefüllten Canoes legt. Das Wasser gerät bald ins Sieden, und indem man beständig erhitzte Steine zufügt, wird es einige Stunden lang kochend erhalten. Die abgekühlten Steine werden mit einer meist siebartig durchlöcherten

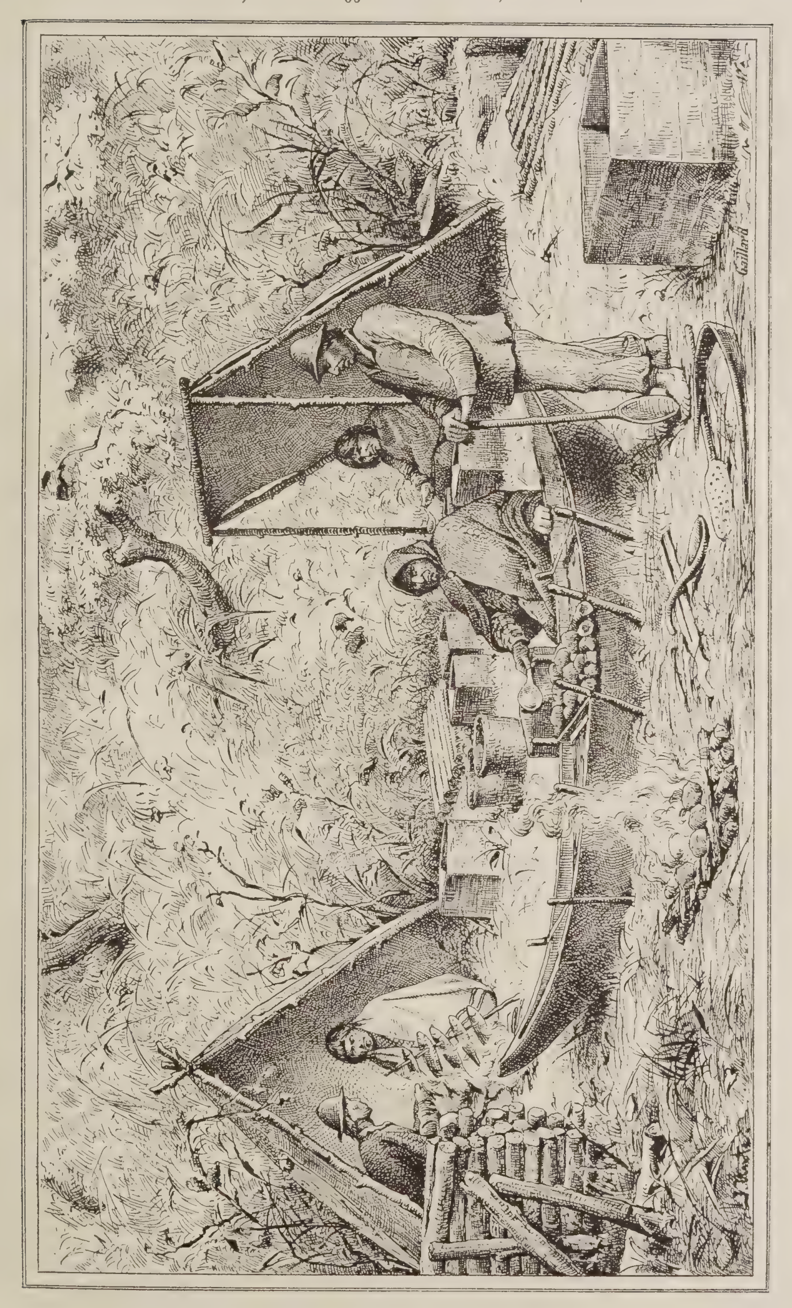
Holzschaufel herausgenommen und, nachdem sie auf einer Art Holzrost, der über das Canoe gelegt wird, mit warmem Wasser abgespült worden sind, nochmals erhitzt, worauf der eben beschriebene Prozeß noch einige Male fortgesetzt wird. Der auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Thran wird darauf durch ein halbkreisförmig gebogenes Stück Cederrinde in den vorderen Teil des Canoes übergeführt und hier mit Holzlöffeln in große vierkantige Holzkisten übergeschöpft; durch längeres Stehenlassen und durch Abschöpfen in kleinere Kisten wird er gereinigt. — Nach dem Erkalten hat der Thran das Aussehen und die Konsistenz des Gänseschmalzes; auch soll er, wenn er aus frischen Fischen bereitet wird, nahezu weiß und recht wohlschmeckend sein. Wenn er jedoch, wie es gewöhnlich geschieht, aus Fischen gewonnen wird, die bereits 10 bis 14 Tage in einer Grube gelegen haben, ist er für einen einigermaßen civilisierten Gaumen ungenießbar. — Der im Canoe zurückgebliebene Brei von halbzerkochtem Fisch, welcher noch viel Thran enthält, wird zur weiteren Ausnutzung in engmaschige, aus Wurzelfasern geflochtene Körbe gefüllt, und Wasser und Thran durch die Poren derselben hindurchgepreßt. Auch durch Austreten mit den bloßen und keineswegs vorher besonders gereinigten Füßen im Canoe selbst und durch nochmaliges Kochen mit heißen Steinen wird eine möglichst vollständige Absonderung des Thranes bewirkt.

Ein mittelgroßes Canoe, das etwa 3 Mann trägt, liefert, wenn es mit Fischen gefüllt war, etwa 5 bis 6 Gallonen Fischthran. Im Jahre 1882 kamen im Tschilkat-Gebiet auf den Mann 8 bis 12 Canoes, was als ein günstiges Ergebnis galt. Der Thran dient fast ausschließlich zur Nahrung und wird namentlich zusammen mit gedörrtem Lachs genossen. Im Herbste werden mit ihm ebenso wie mit dem Lachsfett auch verschiedene Beeren für den Winterbedarf eingemacht.

Mitte April ist die Zeit des Heringfanges; in dichten Schwärmen ziehen dann die Fische zum Laichen in die flachen Buchten, und nur geringe Mühe erfordert ihr Fang. Etwa 3 m lange Stangen, die am unteren Ende mit einer Reihe scharf zugespitzter Nägel versehen sind, werden dazu benutzt; sie werden nach Art eines Schaufelruders durch das Wasser geführt, wobei sich die Fische auf den Nägeln aufspießen, mitunter je einer auf

Tafel III. Die Bereitung des Fischöls.

Nach einer Skizze von Dr. Arthur Krause.





jedem derselben. Durch einen kurzen Schlag auf den Bord des Canoes läßt man dann die aufgespießten Fische in das Boot fallen. Auf diese einfache Weise wird in kurzer Zeit ein Canoe mit Fischen gefüllt. Dieselben werden dann je nach Bedarf frisch verzehrt oder an Schnüren getrocknet und für späteren Gebrauch aufbewahrt. Zugleich mit dem Fange der Heringe sammelt man auch ihren Rogen. In den Buchten, in welchen die Heringe zu laichen pflegen, werden Fichtengezweig und anderes Reisig während der Ebbezeit auf den bloßgelegten Strand gelegt und in verschiedener Weise daselbst befestigt. Nachdem die Fische ihren Rogen an dem Reisig abgesetzt haben, wird es wieder eingesammelt und an Schnüren oder auch auf ausgebreiteten Tüchern getrocknet. Durch Abbrühen werden dann die Eier von den Zweigen losgelöst und trocken oder mit Fett gemischt für den Winter aufbewahrt.

Der Dorsch- und der Heilbuttenfang ist besonders ergiebig an der Außenküste, aber auch im Croß-Sunde und in der Chatham-Straße wird derselbe betrieben. Ein unförmlich großer Holzhaken mit eisernem, schräge eingesetztem Nagel und fast stets mit mehr oder weniger kunstvoll geschnitzten Figuren verziert, dient als Angelhaken, als Köder irgend ein Fisch, namentlich Stücke vom roten Lachs. Die Leinen werden aus dem Baste der roten Ceder, Thuja gigantea Nutt., oder aus Tiersehnen geflochten; auch werden die langen, fingerdicken Stengel des Riesentanges, Macrocystis pyrifera Ag., welche von bedeutender Widerstandsfähigkeit sind, dazu benutzt[1]). Diese Leine wird auf den Meeresgrund mittelst eines Steinsenkers hinabgelassen und an ihrem oberen Ende ein hölzerner Schwimmer in Gestalt eines Tieres befestigt, welcher anzeigt, wenn ein Fisch angebissen hat; durch Tierblasen wird das ganze Gerät flott erhalten. Auf diese Weise können zwei Leute, die gewöhnlich zusammen in einem Canoe ausziehen, mehrere Leinen, bis zu 15 Stück, auslegen und beobachten[2]). — Hat sich nun ein Fisch an dem Angelhaken festgebissen, so wird er an der Leine heraufgezogen und, sowie er über Wasser kommt, durch einen kurzen Schlag auf den Kopf be-

[1]) Vgl. auch Schelichow bei Pallas VI, 199 u. Holmberg 31.
[2]) Vgl. auch La Perouse I, 169; Langsdorff II, 115.

täubt. Die Keule, welche hierzu gebraucht wird, ist aus sehr schwerem Holz gefertigt und ebenfalls mit symbolischen Schnitzfiguren verziert.

Trotz des rohen Apparates ist der auf diese Weise betriebene Fang doch recht ergiebig. Schon Dixon bemerkte mit Erstaunen in der Jakutat-Bai, daß seine Leute mit ihren feineren Angelgeräten bei weitem nicht solchen Erfolg hatten, wie zwei Indianer, die in der eben beschriebenen Weise in der Nähe fischten [1]. Es lag sonach für die Eingeborenen auch keine Veranlassung vor, von ihren alten Fanggeräten und Methoden abzugehen, und in der That bedienen sie sich auch heute noch fast durchweg ebenderselben, die sie vor der Bekanntschaft mit den Europäern anwendeten. Es gilt dies aber nicht nur für den Dorsch- und Heilbuttenfang; auch der Lachs-, Stint- und Heringsfang wird noch in derselben Weise und mit denselben Geräten betrieben, wie vor Alters. Nur eine Neuerung hat sich sehr schnell Bahn gebrochen; an Stelle der Knochen- und Steinspitzen ist überall das Eisen getreten.

Ganz im Gegensatz zum Fischfang wird die Jagd bei den Tlinkit längst nicht mehr in der ursprünglichen Weise betrieben. Hier sind die alten Waffen, Bogen und Pfeile, völlig durch Steinschloßflinten und andere Gewehre alter Konstruktion verdrängt worden, und an Stelle der sinnreich konstruierten Fallen für verschiedene kleine Tiere kommen die bequemeren Fangeisen immer mehr in Gebrauch. Aber auch insofern ist eine Aenderung eingetreten, als die Jagd nicht mehr zur Beschaffung der nötigen Kleidung betrieben wird, sondern um die Felle der erlegten Tiere gegen allerlei neue Bedürfnisgegenstände bei dem weißen Händler zu vertauschen. — Gegenstand der Jagd sind fast alle größeren Säugetiere und Vögel. Unter den Seesäugetieren nahmen ehemals die Seeottern die erste Stelle ein; jetzt werden sie nur noch in geringer Zahl von den Hunas und Jakutats erlegt. Sie sowohl wie Robben und Delphine werden geschossen, eine Jagdweise, welche wesentlich zu ihrer raschen Verminderung beiträgt.

Der Walfischfang wird jetzt von den Tlinkit nicht betrieben, und auch von älteren Autoren berichtet nur Marchand über den-

---

[1] Forster II, 114.

selben. „Beim Walfischfange,“ sagt er, „gebrauchen sie eine beinerne, gezackte Harpune mit einer langen Stange. Wenn sie nahe an den Ort gekommen sind, wo sie ihn zum letzten Male untertauchen sahen, zögern sie den Gang ihres Bootes, spielen gleichsam mit ihren Ruderstangen auf der Oberfläche des Wassers, und sobald als er wieder erscheint, ergreift der Harpunier seine Harpune und stößt gegen das Ungeheuer“[1]. — Nach Weniaminow und Holmberg verabscheuen die Tlinkit, mit Ausnahme der Jakutats, das Fleisch des Walfisches, das doch den nördlichen Völkern als ein Leckerbissen gilt[2]. Wir bemerkten aber, daß die Chutsinus sehr begierig waren, sich Fettstücke von einem durch die Weißen gefangenen Wale anzueigen.

Die Jagd auf Landsäugetiere bietet wenig Eigentümliches. Der Tlinkit ist im allgemeinen ein schlechter Schütze; deshalb sucht er sich so nahe als möglich an das Wild heranzuschleichen, oder wartet geduldig stundenlang in einem Verstecke, bis dasselbe an ihn herankommt.

Holmberg erzählt, daß man den Bären nur selten und nur im Notfalle erlege, weil man ihn für einen verwandelten Menschen halte[3]. Dies ist jedoch jetzt wenigstens nicht zutreffend; zwar scheut sich der Tlinkit, allein den Kampf mit dem braunen Bären aufzunehmen; dem schwarzen Bären dagegen, dessen Pelzwerk auch geschätzter ist, stellt er eifrigst nach. Im Winter sucht er ihn mit Hunden in seinem Lager auf, das er an der zerkratzten Rinde der umstehenden Bäume erkennt; im Sommer lauert er ihm auf, wenn er bei Sonnenuntergang von den Bergen zu den Waldeslichtungen herabsteigt, um sich an dem jungen Grün zu laben, und im Herbste, wenn er nachts dem Lachsfang an seichten Flußarmen obliegt. Man tötet ihn aber auch durch Schlagfallen von einfacher Konstruktion. Einige starke Bäume, die durch Querbalken oder Steine beschwert sind, werden in schräger Lage durch eine Stütze gehalten, mit welcher der Köder in Verbindung gebracht wird. Ein kleines Gehege in Hufeisenform, dessen Boden mit Holzschwellen belegt ist, nötigt den Bären, sich

---

[1] Marchand I, 249.
[2] Vgl. Langsdorff II, 96, Holmberg 22, Lütke I, 118.
[3] Holmberg 29.

in solcher Richtung dem Köder zu nähern, daß ihm durch die Wucht des niederfallenden Balkens gerade das Rückgrat gebrochen wird.

Eine andere Fangart, mittelst starker, aus Elentierhaut gefertigter Lederschlingen, die hin und wieder von den Tschilkats geübt wird, ist vielleicht nur von den Indianern des Innern übernommen.

Der Hunde bedient sich der Tlinkit mit Vorteil fast nur bei der Hirschjagd; sie jagen die Tiere aus dem Waldesdickicht an



Wolfsfalle bei den Tschilkats. Nach einer Zeichnung von Dr. Arthur Krause.

den Strand, woselbst sie von dem lauernden Jäger niedergeschossen werden. Mitunter wird auch der Hirsch eine leichte Beute, wenn er beim Uebersetzen von einer Insel zur andern überrascht wird.

Um das Bergschaf und die Bergziege zu erlegen, steigt der Tlinkit in das Hochgebirge hinauf. Mehrere Indianer vereinigen sich zu dieser Jagd; während die Schützen sich an geeigneten Stellen in den Hinterhalt legen, treiben andere das scheue Wild

ihnen zu [1]). — Aehnlich wird die Jagd auf das Renntier betrieben.

Wölfe, Füchse und andere Raubtiere werden jetzt fast nur noch in Fangeisen gefangen; seltener werden auch für sie Schlagfallen, ähnlich den oben beschriebenen, angewendet. Geschnitzte Knochenstäbe eigentümlicher Form dienen zum Feststellen des Abzuges. Nach demselben Typus werden auch Fallen für kleinere Tiere, wie Eichhörnchen und Wiesel, gebaut. Murmeltiere, Ziesel und Hasen fängt man dagegen meist in Schlingen, die aus schmalen Streifen, welche aus dem Schaft von Adlerfedern geschnitten werden, und aus Tiersehnen gefertigt sind.

Von größeren Vögeln ist nur einer vor Verfolgung sicher, das ist der Rabe, „jēlch“, der Stammvater des Tlinkit-Geschlechts, der Held eines großen Sagenkreises. Nach Holmberg soll auch das Albatroß geschont werden, weil sein Tod schlechtes Wetter verursache [2]). Ebenso wurden wir davor gewarnt, die Eisente zu erlegen; dergleichen abergläubische Bedenken scheinen jedoch schon etwas ihre Kraft verloren zu haben, wenigstens wurde uns einmal dieser Vogel von einem Indianer selbst überbracht. Mit Ausnahme der Schneehühner und Möven, welche man auch viel in Schlingen fängt, werden alle übrigen Vögel geschossen, aber niemals im Fluge. Vorsichtig schleicht sich der Jäger an eine Enten- oder Gänseschar ganz nahe heran oder wartet auch regungslos stundenlang hinter einem Felsblock am Ufer, bis ein und der andere Vogel ihm in sichere Schußweite kommt.

Neben Fischfang und Jagd ist es der Handel, welchem der Tlinkit den größten Teil seiner Thätigkeit zuwendet. Lange vor der Ankunft der Europäer wurde derselbe betrieben; nicht nur die benachbarten Stämme tauschten unter einander die verschiedenen Produkte der Jagd und des Fischfanges aus, sondern auch die Erzeugnisse ferner Küstengebiete und des entlegenen Innern

---

[1]) Im Winter von 1861 wurden auf dem Markt von Sitka von den Eingeborenen im ganzen 2774 Bergziegen an die Russen verkauft. Diese ungewöhnlich große Jagdbeute war eine Folge des außergewöhnlich tiefen Schnees auf den Bergen, durch den die Tiere an den Strand getrieben wurden, woselbst sie von den Jägern leicht erlegt werden konnten.

(Tichmenew II, 238.)

[2]) Holmberg 29.

gelangten durch einen lebhaften, von Volk zu Volk betriebenen Handel bis zu den Tlinkit [1]).

Zu ihrem Erstaunen fanden die ersten Besucher der Nordwestküste bereits überall den Gebrauch und die Kenntnis des Eisens vor, wenn es auch als seltenes und kostbares Material sehr begehrt wurde. Steller sah 1741 eiserne Messer, wie es schien, von nicht europäischer Arbeit, bei zwei Indianern der Schumagin-Inseln [2]), Cook fand 1775 eiserne Messer und Pfeilspitzen im Nutka-Sunde, und La Perouse und Dixon beobachteten 1786 und 1787 aus Eisen geschmiedete Lanzenspitzen und Dolche bei den Eingeborenen in der Jakutat-Bai und Lituja-Bai. Dieses Eisen mochte größtenteils, wie schon Steller vermutete, durch den Handel, welchen die Tschuktschen einerseits mit den Russen in Anadyrsk, andererseits mit den amerikanischen Völkern auf den Diomedes-Inseln betrieben, aus Asien nach Amerika gebracht worden sein. Nach Wrangell, der zuerst auf die Bedeutung und Ausdehnung des durch die Tschuktschen vermittelten Handels hingewiesen hat, sind russische Waren nordwärts über das Eiskap hinaus und südwärts bis zur Bristol-Bai verbreitet worden [3]). — Als sich aber durch den Besuch der Handelsfahrzeuge den Tlinkit die Gelegenheit zum direkten Eintausch europäischer Waren bot, ergriffen sie dieselbe, wie wir im ersten Kapitel gesehen haben, auf das begierigste. Eiserne Geräte und andere europäische Manufakturen waren nach wenigen Jahren im ganzen Küstengebiete anzutreffen und hatten von hier aus ihren Weg selbst über das Gebirge in das Innere gefunden. Daß es sich aber nicht um neue Gewohnheiten handelte, daß dieser Handel sich in uralten Bahnen bewegte und vielleicht nur durch das Eingreifen der Europäer einen lebhafteren Aufschwung erhalten hatte, ersehen wir aus den Berichten der Pelzhändler, welche die Ein-

---

[1]) Eine Vorstellung von diesem unter den Eingeborenen der Nordwestküste betriebenen Handel liefert uns die Verbreitung der Steinwerkzeuge. Zwar braucht man nach den neuesten Untersuchungen nicht alle Jadeite und Nephrite von Inner-Asien oder Neu-Seeland herzuleiten, aber immerhin stammen sie doch von wenigen vereinzelten Fundorten innerhalb eines großen Verbreitungsgebietes.

[2]) Pallas V, 198.

[3]) Wrangell in Baer u. Helmersen, Beiträge I, 57 bis 65.

geborenen mit allen Handelskünsten vertraut fanden; wir ersehen es aber selbst heute noch aus dem Hausrat eines Tlinkit, zu dem die Produkte der verschiedensten Gebiete beigetragen haben. Das Renntierleder, welches die Tschilkats zu ihrer Bekleidung gebrauchen, die Tiersehnen, mit welchen sie nähen, die Flechten, mit denen sie ihre Tanzdecken färben, sind durch den Handel mit den Indianern des Innern, den Gunanas, erworben. Die Dentalien, Haifischzähne und Perlmutterstücke, welche sie als Schmuck in den Ohren oder an Schnüren um den Hals tragen, stammen aus dem Süden, größtenteils von den Königin Charlotte-Inseln. Die Dentalien, von den Russen tsuklis genannt, waren früher besonders geschätzt; die Russen, welche sie zu ihrem Handel mit den nördlichen Völkern gebrauchten, zahlten zu Lütkes Zeit auf dem Markte in Sitka 30 Rubel für 100 Stück [1]). — Auch die geschnitzten Geräte aus Holz oder Horn, welche man in jedem Haushalte findet, stammen größtenteils aus dem Süden, wiewohl einzelne Künstler fast unter jedem Stamme anzutreffen sind. Die häufige Verzierung dieser Geräte mit den Schließdeckeln einer Schnecke, einer Turbo-Art, Pachypoma gibberosum, weist auf die Königin

---

[1]) Lütke I, 138.

Die Dentalien gewinnt man, wie wir hörten, in der Weise, daß mit Steinen beschwerte Hundeleichen an langen Leinen auf den Meeresgrund herabgelassen werden. Wenn dieselben nach Verlauf einiger Tage wieder heraufgezogen werden, sollen sie mit den Tieren förmlich gespickt sein. — Aehnlich berichtet Dunn, daß etwas Hirschfleisch oder Stücke eines Fisches auf den Meeresboden herabgesenkt würden, um dann, wenn sich die Dentalien daran festgesetzt hätten, wieder in die Höhe gezogen zu werden. (Dunn 134.)

Dawydow beschreibt dasselbe Verfahren, nur sollten nach Angabe der Koloschen die Leichname von Sklaven, welche eigens dazu erschlagen würden, als Köder dienen. (Dawydow in Engelhardt (Moritz v), Beiträge I, 94.)

Nach Langsdorff versuchten die englischen Händler statt der natürlichen Dentalien Nachahmungen aus Porzellan für den Handel zu verwenden; dieselben wurden jedoch sofort, trotzdem sie recht natürlich gemacht waren, als unecht erkannt und verschmäht. (Langsdorff II, 114.)

In Britisch-Columbia werden die Dentalien haiqua (Mayne) oder hi-qua (Lord) genannt. Lord giebt an, daß sie im Nutka-Sunde mit langen Stangen gefischt werden, an deren Ende ein Querholz mit Knochenzähnen, gleich einem Kamme, angebracht ist. Die Gehäuse werden auf einen Faden gereiht, wobei 25 Stück mit ihren Enden an einander stoßend einen Faden von 6 engl. Fuß messen müssen. (Lord II, 22.)

Charlotte-Inseln hin, woselbst diese Art die Nordgrenze ihrer Verbreitung erreicht; doch sind wahrscheinlich auch diese Schließdeckel allein Gegenstand des Handels gewesen.

Wenn auch Canoebau überall betrieben wird, so werden doch die größeren und besseren Canoes, die aus dem Stamme der roten Ceder gefertigt sind, gleichfalls aus dem Süden bezogen. — Die Sitkas und Hūnas liefern die besten Flechtarbeiten und die Tschilkats die weitverbreiteten und hochgeschätzten Tanzdecken.

Die schweren Lederpanzer, die früher überall an der Küste im Kampfe gebraucht wurden, jetzt freilich als nutzlos den Kuriositätenhändlern verkauft werden, sollen aus Büffelleder oder nach Wrangell aus dem Leder des Moschusochsen gearbeitet sein, welches man nur von den Indianern des Innern erhalten konnte. — Von dem Kupfer-Fluß stammt das natürliche Kupfer, welches zu Pfeil- und Lanzenspitzen und Dolchen verarbeitet oder auch in bestimmter Form als Wertstück gebraucht wurde, heute dagegen fast nur noch als Schmuck oder zur Verzierung der geschnitzten Geräte und Masken dient.

Auch Nahrungsmittel bilden wie ehedem einen Handelsartikel, so der aus dem „ssag“ bereitete Thran, der nur an einigen Orten gewonnen wird. Von der Außenküste werden die Blätterkuchen von Alaria esculenta nach dem Innern zu verbreitet; aus dem Innern stammt ein zum Kauen vielfach benutztes Coniferenharz.

Ein recht schwungvoller Handel wurde auch ehemals mit Sklaven betrieben. Ursprünglich Kriegsgefangene, wurden dieselben wie ein persönliches Eigentum von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamm verhandelt. So lesen wir in dem Berichte der Steuerleute Ismailow und Botscharow, daß die Bewohner der Jakutat-Bai unter anderen Waren auch zwei Knaben im Alter von ungefähr 12 Jahren auf das Schiff zum Verkauf brachten; einer davon war ein Konäger und noch vor der Besitznahme der Insel Küktak (Kadiak) durch die Compagnie von den Kenaizen zum Gefangenen gemacht, dann an die Tschugatschen, von diesen aber an die Ugalachmuten verkauft worden und endlich zu den Koljuschen gekommen. Weil der Knabe die koljuschische und konägische Sprache verstand, wurde er von den Russen für ein Stück Eisen von 4½ Pfund, eine große Koralle und 3 Faden

Schmelz gekauft. Den anderen Knaben, einen Tschitschaner von Geburt, überließen die Eingeborenen freiwillig den Russen, nahmen aber anstatt seiner einen auf dem Schiffe befindlichen Tschugatschen zu sich.

Noch zu Holmbergs Zeit war der Sklavenhandel sehr blühend. Der größte Teil der Sklaven bestand damals aus Flachköpfen, welche die Tlinkit von ihren südlichen Nachbarn durch Tausch erwarben. — In neuester Zeit hat jedoch der Sklaven-Import fast völlig aufgehört, und nur noch wenige Sklaven finden sich in dem Besitze der Häupter. Aber noch häufig wurde uns bei besonders wertgeschätzten Stücken die Angabe gemacht, dafür habe man früher einen Sklaven gegeben, sodaß gewissermaßen der Sklave als eine Werteinheit galt. Auch Lütke berichtet, daß für eine kleine geschnitzte Figur zur Verzierung eines Canoes mitunter ein Sklave gezahlt wurde [1]). Ein Sklave aber galt zu Wrangells Zeiten gleich 25 Biber- oder 2 Seeotterfellen [2]).

Ueber die Art und Weise, wie der Handel früher betrieben wurde, geben uns Dixon, La Perouse und andere einige Aufschlüsse. Der Markt wurde stets mit einer gewissen Feierlichkeit und Gesetzmäßigkeit eröffnet, meist durch einen Gesang eingeleitet, den die Eingeborenen anstimmten, bevor sie das Schiff betraten. Bei dem Handel zeigten sie sich auf ihren Vorteil außerordentlich bedacht. „Sie hatten," sagt La Perouse, „zu unserem großen Erstaunen das Ansehen, als ob sie sehr an den Handel gewöhnt wären, und sie machten ihren Markt so gut als die geschicktesten europäischen Kaufleute". Dixon beschreibt den Verlauf folgendermaßen: „Der Oberste des Stammes übernimmt immer die Besorgung des ganzen Handels für seine Leute und giebt sich große Mühe, ihre Felle vorteilhaft anzubringen. Sollte ein anderer Stamm an das Schiff kommen, um etwas zu verkaufen, so warten sie geduldig, bis er fertig ist; und hat er ihrer Meinung nach einen guten Handel geschlossen, so brauchen sie ihn häufig, um auch ihre Felle abzusetzen. Bisweilen sind sie wirklich auf einander sehr eifersüchtig und wenden alle Vorsicht an, um zu verhindern, daß ihre Nachbarn nicht wahrnehmen sollen, welche Artikel sie

---

[1]) Lütke I, 212.

[2]) Wrangell in Baer u. Helmersen, Beiträge I, 64.

für ihre Waren bekommen"[1]). — „In dem Augenblick, wo ein Anführer einen Handel abgeschlossen hat, wiederholt er das Wort „coocoo" dreimal hintereinander, und sogleich antwortet alles Volk in seinem Canoe mit dem Worte „hwoah", welches in einem besonderen Tone ausgesprochen wird, aber mehr oder weniger stark, je nachdem der geschlossene Handel Beifall findet"[2]).

Malaspina sagt von denselben Jakutats, daß sie sich über eine Stunde lang teilnahmlos gegenüber den verschiedenen Gegenständen verhielten, welche ihnen vor Augen geführt wurden, ehe sie ihre Waren vorbrachten. Ein besonders gutes Fell zeigten sie mit größter Geheimnisthuerei und packten es auch sogleich wieder ein. Wenn der Handel schließlich abgemacht war, so versuchten sie ihn wieder rückgängig zu machen. — Dabei war nicht die geringste Konkurrenz, weder beim Kauf noch beim Verkauf unter ihnen zu bemerken; alles schien vorher vereinbart zu sein. Je nachdem sie den Handel für mehr oder minder vorteilhaft hielten, billigten sie ihn durch eine, zwei oder drei Akklamationen[3]).

In dem oben erwähnten Bericht der Steuerleute Ismailow und Botscharow heißt es noch von ihnen: „Bei ihrem scharfen und nicht auf festen Grundsätzen beruhenden Handel sind sie auf das äußerste begierig, für ihre Waren je mehr je lieber an russischen Waren zu bekommen, weswegen sie bei Vertauschung einer jeden Sache schlechterdings Zugabe verlangen".

Bei dem Handel, welchen die Tlinkit seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Europäern getrieben haben, erwarben sie für die Felle der oben erwähnten Pelztiere eine große Mannigfaltigkeit von europäischen Waren. Bald war der Bedarf der geringen Bevölkerung in diesem oder jenem Punkte gedeckt, und so mußten die Händler darauf bedacht sein, in jedem Jahre neue Gegenstände einzuführen. Perlen und andere Schmucksachen sanken rasch im Werte, längere Zeit hindurch wurden Eisenstangen und eiserne, zinnerne und kupferne Geräte eifrigst begehrt; Messer, Beile, Gewehre, Munition, Kattunzeuge, wollene Decken und Kleidungsstücke behaupten auch heute den Markt. Wollene Decken,

---

[1]) Forster II, 125.

[2]) Forster II, 126.

[3]) Malaspina in Coleccion etc. S. 288.

das 3 oder 4 Dollar-Blanket, sind gewissermaßen der Standard für Wertbezeichnungen; der Indianer kauft sie über sein Bedürfnis hinaus, ihr Besitz bestimmt sein Vermögen, und ein reicher Häuptling hat mitunter mehrere Hundert derselben aufgestapelt. — Früher vertraten Renntierfelle ihre Stelle, von denen 15 bis 20 für einen Sklaven, 5 bis 6 für eine Seeotter und 10 bis 15 für ein gutes Canoe gegeben wurden [1]).

Von Genußmitteln werden hauptsächlich Tabak, Hartbrod, Zucker und Mehl eingeführt; der Verbrauch von letzterem Artikel steigert sich von Jahr zu Jahr. Im Uebrigen ist das Warenlager eines Händlers unter den Indianern wie ein europäischer Kramladen in einem Dorf ausgestattet, und der Indianer gewöhnt sich allmählich an einen immer größeren Bedarf von europäischen Manufakturen. — Nur zwei Dinge dürfen nicht nach Alaska eingeführt werden, das sind Spirituosen und Hinterlader. Diese Verbote werden mit Strenge aufrecht erhalten und im Ganzen auch mit Erfolg, da schon das eigene Interesse wenigstens diejenigen Händler, welche auf einen dauernden Erfolg spekulieren, von der Verabreichung dieser sowohl die Existenz der Indianerbevölkerung, wie die Sicherheit der Weißen bedrohenden Waren abhält. Freilich haben die Eingeborenen, wie wir gesehen haben, bereits selber die Bereitung eines berauschenden Getränkes gelernt, des sogenannten Hutschinu, welches sie durch Destillation von Melasse gewinnen.

Die Russisch-Amerikanische Compagnie handelte mit den Eingeborenen fast nur in Sitka; im Innern des Archipels trieben amerikanische und englische Schiffe einen zwar nicht förmlich erlaubten, jedoch von den Russen auch nicht gehinderten Handel. Vom Jahre 1840 ab wurde sogar zur Beilegung von Differenzen, welche aus dem Anspruch der Engländer, den im russischen Gebiet mündenden Stakhin befahren zu dürfen, entstanden, der ganze Handel an der Küste von 54° 40′ nördl. Breite bis zum Kap Spencer an die Hudson-Bai-Compagnie auf 10 Jahre gegen eine jährliche Lieferung von 2000 columbischen Seeottern verpachtet.

Jetzt ist der Handel mit den Tlinkit größtenteils in den Händen einer amerikanischen Compagnie, der Nord-West-Handels-

[1]) Lütke I, 205.

gesellschaft, welche sich im Jahre 1880 unter dem Präsidenten Paul Schulze in Portland bildete. Sechs Faktoreien sind von dieser Gesellschaft im südöstlichen Alaska eröffnet worden, in Sitka, Juneau city, Tschilkut, Huna (später aufgegeben), Killisnu und der Insel Kenasnu, gegenüber dem Dorfe der Chūtsinus, und im Süden der Prince of Wales-Insel unter den Haidas in Haukan.

Die Preise der Waren werden von der Compagnie in amerikanischem Gelde fixiert, desgleichen auch die Werte der einzutauschenden Pelzwaren. Doch werden dieselben nicht bar bezahlt, sondern nur mit verschiedenfarbigen Anweisungen, die auf 1, $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ Dollars lauten, und welche wieder in jeder Faktorei der Compagnie gegen Waren einzulösen sind. Da diese Waren etwa 25 bis 50 % höher im Preise stehen, als in Portland oder San Francisco, so übersteigt der nominelle für ein Fell gezahlte Betrag mitunter den wirklichen Wert. Ein gewöhnlicher Gebrauch der Händler ist es, bei dem Handel mit den Indianern unterwertige Maße und Gewichte anzuwenden. Ein „indian yard" hat nur 35 Zoll (statt 36) und ein „indian pound" hat 15 Unzen (statt 16).

In Folgendem gebe ich eine Aufzählung derjenigen Felle, welche von den Tschilkats an den Händler verkauft wurden, zugleich mit Angabe der für dieselben gezahlten Preise:

	In Tschilkut. Dollars.	In San Francisco. Dollars.
Brauner Bär (Ursus arctos?)	à 1 bis 5.	1 bis 4.
Grisly-Bär (Ursus cinereus)	à 1 „ 6.	
Schwarzer Bär (Ursus americanus)	à 1 „ 7.	1 „ 5.
Wolf, sogenannter „Berg-Wolf", aus dem Innern .	à 2.	
Wolf, „Prairie-Wolf", von der Seeküste	à 1,25.	
Fuchs, roter	à 0,50 „ 2.	1,50 „ 1,75.
„ schwarzer	à 5 „ 60.	
„ Silber-	à 5 „ 60.	10 „ 50.
„ grauer	à 8 „ 15.	
„ Kreuz-	à 2 „ 8.	3 „ 5.

		In Tschilkut. Dollars.	In San Francisco. Dollars.
Luchs	à	0,50 bis 2.	
Marder	à	0,50 „ 5.	1,50 bis 3.
Nörz	à	0,25 „ 1,50.	0,25 „ 1.
Hermelin	à	0,125 „ 0,25.	0,05 „ 0,10.
Vielfraß	à	0,50 „ 4.	
Seeotter, Enhydra marina, von Jakutat	à	10 „ 70.	20 „ 200.
Fischotter	à	1,50 „ 5.	1,50 „ 4.
Seehund	à	0,25 „ 0,50.	
Biber	à	1 „ 7.	1 „ 3.
Zieselfelle, zu Decken zusammengenäht	à	0,50 „ 1,50.	
Murmeltierfelle, gleichfalls in Decken	à	0,50 „ 1,50.	

Ferner noch Elen (Cervus Alces), Renntier (Cervus tarandus) und die Bergziege (Haplocerus americanus).

Den größten Teil der oben erwähnten Felle erlangen die Tschilkats von den Indianern des Innern, den Gunanas, mit denen sie von Alters her in Handelsbeziehungen stehen. Die Tschilkats besorgen den Zwischenhandel zwischen dem Innern und der Küste, und so eifersüchtig sind sie auf die Bewahrung desselben bedacht, daß sie es lange Zeit hindurch keinem Weißen gestatten wollten, in das Innere zu gehen, und daß sie auch heute noch den direkten Handel der Gunanas mit den amerikanischen Pelzhändlern auf jede Weise zu verhindern suchen. — Mehrmals kamen in dem Winter von 1881 bis 1882 Gunanas über die Pässe herüber, beladen mit den Erträgen ihrer Jagd, Fellen aller Art, unter denen die schönen Pelze der Schwarz- und Silberfüchse den höchsten Preis haben; aber nur einer von ihnen, der durch Blutsverwandtschaft mit einem der Häuptlinge der Tschilkats verbunden war, durfte direkt mit dem weißen Händler verkehren, alle übrigen mußten ihre Waren den Tschilkats für einen verhältnismäßig geringen Preis überlassen. — Die Tschilkats aber unternehmen selber in jedem Jahr ausgedehnte Handelszüge auf den bereits früher angegebenen Wegen in das Stromgebiet des Jukon und zur Jakutat-Bai. Wochen vorher werden die Vor-

bereitungen dazu getroffen; Tabak, Zucker, Mehl, wollene Decken, bunte Zeuge, Pulver, Blei und andere von den Gunanas begehrte Waren werden zu möglichst niedrigem Preise von den Weißen erworben und zusammen mit dem eigenen aus gedörrten Lachsen, Fischöl und Mehl bestehenden Proviante in große Bündel gepackt, welche mittelst breiter, lederner Tragriemen über Stirn und Brust auf dem Rücken getragen werden. Ganz erstaunliche Lasten, bis 100 Pfund und darüber, schaffen so die Tlinkit auf steilen Gebirgspfaden und über weite Schneefelder hinweg mehrere Tagereisen weit in das Innere; bisweilen haben sie ihre Handelszüge selbst bis Fort Selkirk ausgedehnt, das in gerader Linie ca. 370 km von der Küste entfernt ist [1]). Im Winter wird fast der ganze Weg auf Schneeschuhen zurückgelegt, die besonders groß sein müssen, um das Einsinken des schwerbepackten Trägers, der außer seiner Last noch Gewehr und Axt trägt, zu verhindern. Schlitten sind nur wenig im Gebrauch, auch sind die zahlreichen, wolfsähnlichen Hunde nirgends zu Zugtieren abgerichtet. Dagegen ist jeder Träger mit einem Stabe versehen, mit dem er im Winter den Schnee von den Schneeschuhen abschlägt, im Sommer die Zweige des dichten Buschwerks auseinanderbiegt.

Auch im Sommer wird stets eine größere Reise unternommen, und zwar in der Zeit, wenn der Ssag-Fang beendigt und der Lachs noch nicht erschienen ist. Außerdem aber gehen kleinere Gesellschaften fast das ganze Jahr hindurch hinüber, auch mitunter einzelne Personen, um im Innern selbst zu jagen und Fallen zu stellen. — Vor dem Aufbruch werden Tänze aufgeführt, und nach vorgenommener vollständiger Reinigung des Körpers die Gesichter frisch bemalt; während der Reise selbst unterläßt man jegliche Waschung.

---

[1]) Whymper erfuhr bereits, daß die Indianer vom Tschilkat-Fluß in das Innere bis Fort Selkirk wanderten und diese Reise in 15 bis 20 Tagen zurücklegten, während die Rückreise 50 Tage (?) dauerte. Mittelst der Eingeborenen unterhielt sogar der Kapitän Dodd vom Beaver einen Verkehr mit Campbell, dem Händler in Fort Selkirk. Auch eine roh gezeichnete Karte des Weges wurde von den Indianern erhalten. (Whymper 228.)

Im Winter 1881 bis 1882, der durch besondere Strenge und starken Schneefall ausgezeichnet war, unternahmen die Tschilkats nur eine Handelsexpedition in das Innere, von kürzerer Dauer als gewöhnlich. Sechs Tage dauerte die Hinreise, vier der Rückweg.

Der Weg ist je nach den Jahreszeiten verschieden. Er führt in der Thalsohle der Küstenflüsse hinauf und ist hier im ganzen wohl ausgetreten; auf der Hochebene jedoch, woselbst sich bei Schneefall die Spuren verlieren würden, hat man ihn durch Merksteine gekennzeichnet. — Die Lagerplätze, welche so gewählt sind, daß Wasser und Feuerung in der Nähe vorhanden sind, erkennt man an aufgerichteten flachen Steinen, welche den Ruhesitz der im Kreise lagernden Tlinkit bezeichnen. — Der Anstieg auf schneebedeckten Abhängen ist recht beschwerlich; soweit es geht, wird im Zickzack mit Schneeschuhen aufwärts gegangen, bei steileren Berglehnen werden dieselben jedoch abgenommen und auf dem Rücken getragen. Mit großer Geschicklichkeit fährt man dagegen auf den Schneeschuhen stehend hinab. — Flüsse werden möglichst nahe ihrem Ursprunge überschritten; droht die Strömung derselben den schwer bepackten Tlinkit niederzureißen, so wird eine Kette gebildet von einigen Personen, die sich auf Stangen gegen die Strömung stützen, und so den unterhalb vorbeipassierenden Trägern einen Halt gewähren. — So viel wie möglich wird der mitgenommene Proviant geschont, indem man während der Reise durch Jagd und Fallenstellen für einen Ersatz sorgt.

Mit leerem Magen bricht man am Morgen auf; während des Tages wird nur etwas Lachs genossen, wenn nicht gerade reife Beeren eine erwünschte Zukost darbieten. Die Hauptmahlzeit findet erst am Abend statt. — Mitunter wird auch ein Teil des mitgebrachten Proviantes, um die Last zu verringern, in Depots niedergelegt. Vor den Bären schützt man dann dieselben dadurch, daß man ringsherum das Gras anzündet. Der Brandgeruch soll dieselben fern halten; und in der That blieben auch unsere Depots, trotzdem zahlreiche Bärenspuren in der Nähe zu sehen waren, unberührt.

Wenn der Tlinkit gezwungen ist, sich auf einer tiefen Schneedecke ein Lager zu bereiten, so macht er erst eine Unterlage aus Fichtenzweigen, auf welche dann einzelne stärkere Stämme gelegt werden. Daneben wird mit abgestorbenem Holze ein Feuer unterhalten, das allmählich den Schnee bis auf den Boden wegschmilzt.

Bestimmte Orte im Innern pflegen als Rendezvousplätze

ausersehen zu sein, so auf dem Wege durch das Dejē-Thal ein „Tagisch“ genannter Ort, zwischen zwei Seen des Jukon-Gebietes, dem Marsh- und Tahko-See; auf dem Tschilkat-Wege treffen sich die Parteien am Altsech oder am Nordende des westlichen Kussōa. — Oefters jedoch haben die Tschilkat-Indianer längere Zeit das Land zu durchstreifen, ehe sie von den nomadisierenden Gunanas eine hinreichende Anzahl von Fellen erhalten. Dann geben sie durch Knicken von Zweigen nach einer Richtung hin sowohl ihre Anwesenheit an, als den Weg, welchen sie eingeschlagen haben. Eine solche Mitteilung machte auch unser Führer. Er steckte 3 Stäbe aufrecht in die Erde, um damit unsere Zahl anzugeben, und legte dann abgeschnittene Zweige in der Richtung des Weges, den wir zu gehen beabsichtigten. — Auch Rauchsignale werden vielfach zur Verständigung benutzt.

Von den an der Mündung des Stakhīn-Flusses wohnhaften Tlinkit, den Secatquonays[1]), berichtet Simpson, daß sie gleichfalls Handelsreisen in das Innere machten, um Felle zu erhalten. Drei oder vier mal im Jahre sollen sie sich nach einem zum Marktplatze bestimmten Orte im Inneren begeben haben, der 60 englische Meilen vom Dease-See und 150 Meilen von der Meeresküste entfernt und von den Niharnies bewohnt war. — Letztere standen unter einem weiblichen Häuptlinge, der im Winter von 1838 bis 1839 den wahrscheinlich durch die Küstenindianer von dem neu eingerichteten Handelsposten am Dease-See vertriebenen Händler Campbell sehr freundlich aufnahm. Dieser weibliche Häuptling unternahm auch gelegentlich Reisen zur Küste, war dann aber ebenso wie Campbell selbst ein Gegenstand großer Eifersucht der Secatquonays[2]).

Auch die Takus trieben bereits zu Simpsons Zeiten einen vorteilhaften Zwischenhandel mit den Bewohnern des Innern, indem sie erst 100 Meilen (engl.) trotz der starken Strömung den Fluß in Canoes aufwärts gingen, dann noch ebensolche Strecke zu Fuß bis zu dem Markte im Innern zurücklegten[3]).

---

[1]) Geschlecht der Stakhins nach Simpson.

[2]) Simpson I, 210.

[3]) Simpson I, 216.

Nach erfolgter Heimkehr beeilt sich der Tlinkit keineswegs, seine Felle an den weißen Händler zu verkaufen; Wochen, ja Monate vergehen, ehe er den ganzen Vorrat an den Markt bringt; er liebt es nicht, viel auf einmal zu verkaufen; um Stück für Stück muß gefeilscht werden, oft stundenlang um ein einziges Fell. Mehrfach wurde dasselbe schwere Bärenfell den 30 km weiten Weg von dem Dorfe Klokwan bis zur Faktorei hin und zurück getragen, weil der Besitzer sich mit dem gebotenen Preise nicht einverstanden erklären wollte. Mitunter besorgen auch die Weiber den Handel, die dabei noch hartnäckiger zu sein pflegen als die Männer.

Alle Künste scheinen dem Tlinkit beim Handel erlaubt zu sein. Die seltenen und kostbaren schwarzen Fuchsfelle sucht er durch Färbung der gewöhnlichen roten nachzuahmen, und wenn er dabei ertappt wird, lächelt er verschämt, indem er nicht den versuchten Betrug, sondern das Mißlingen desselben zu bereuen scheint. — Doch sind die angewandten Kunstgriffe ziemlich plump. So verlangten die Tschilkats während unserer Anwesenheit, daß die indianische Frau des Händlers Dickinson bei dem Handel mit ihnen nicht zugegen sein sollte, angeblich, weil sie ihren Mann aufreize, zu wenig für die Felle zu geben, in Wahrheit aber, weil sie bei ihrer größeren Gewandtheit und ihrer Kenntnis der Tlinkit-Sprache viel weniger leicht betrogen werden konnte.

Infolge der Zähigkeit der Eingeborenen beim Handel und ihres Zwischenhandels mit den Jägervölkern des Innern ist der Pelzhandel der Compagnie viel weniger gewinnbringend, als derjenige der Hudson-Bai-Compagnie. Der Preis der Tauschwaren darf auch nicht übermäßig erhöht werden, da die Tschilkats eine lange und beschwerliche Canoereise, selbst bis nach Britisch-Columbia zu den Faktoreien der Hudson-Bai-Compagnie nicht scheuen, wenn sie auch nur einen ganz geringen Vorteil erlangen zu können glauben. Einen Versuch der Weißen aber, direkt mit den Gunanas Handel zu treiben, würden die Tschilkats als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte ansehen und leicht mit Gewalt zu verhindern suchen. — Wie jeder Stamm seine besonderen Jagd- und Fischereigründe hat, so hat er auch seine eigenen Handelswege; die Tschilkats gehen den Tschilkat-Fluß hinauf, die Tschilkuts über den Dejē-Paß, und es bedarf stets langer Verhand-

lungen, wenn das Umgekehrte einmal gestattet werden soll. Auch existiert eine Art Kontrakt- oder Patronat-Verhältnis zwischen den Tlinkit und den Gunanas, wonach letztere immer nur einem bestimmten Patron ihre Felle abliefern dürfen. Die Gunanas werden überhaupt bei diesem Handel schwer benachteiligt, und die Tlinkit behandeln sie kaum anders als ihre Sklaven.

---

7. Kapitel.

Künste und Gewerbe.

Anfertigung von Bekleidungsgegenständen; Leder- und Flecht-Arbeiten; Herstellung der wollenen Decken; Schmuckgegenstände aus Silber, Knochen und Stein. — Beschreibung des Fest-Apparates; die Masken, Klappern und Trommeln.

Gegenstände des Haushalts; hölzerne Kasten und Schüsseln; Löffel aus Holz und Horn; steinerne Mörser und Lampen; Pfeifenköpfe; Schneeschuhe; geflochtene Körbe und Matten.

Kriegspanzer aus Leder und aus Holzstäben. — Die Werkzeuge; Messer und Beile; Malergerätschaften. — Schmiedekunst, Kupfer und Eisen.

Verwendung indianischer Arbeitskraft durch die Weißen. — Lohnverhältnisse; Holzschlagen und Frachtbeförderung. — Schmuggelhandel. — Unzuverlässigkeit der Indianer. — Verhalten gegenüber chinesischen Arbeitern.

In diesem Kapitel soll nur eine kurze Uebersicht über die technischen Leistungen der Tlinkit gegeben werden, mit besonderer Berücksichtigung der von uns selbst an Ort und Stelle erworbenen ethnologischen Sammlungen. Zu einer eingehenderen Darstellung wäre die Benutzung reicherer Materialien, als dem Verfasser zu Gebote stehen, erforderlich; auch würde eine solche Arbeit den Rahmen dieses Werkes überschreiten.

Die Kleidung der Eingeborenen ist nicht mehr wie früher ausschließliches Erzeugnis ihrer eigenen Thätigkeit. Wie wir gesehen haben, werden jetzt statt der älteren aus Tierfellen zusammengenähten Pelzdecken größtenteils wollene Decken verwandt, oder auch fertige europäische Kleidungsstücke. Ebenso allgemein ist der

Gebrauch baumwollener Unterkleider an Stelle der früheren Lederhemden. Das Zuschneiden der Stoffe, das Nähen, Flicken, Stopfen ꝛc. besorgen jedoch die eingeborenen Frauen, die sich all' diese Fertigkeiten mit großer Leichtigkeit angeeignet haben. In den Missionsschulen lernen dieselben auch das Stricken von Strümpfen, wenn auch der Bedarf an denselben zur Zeit noch ein sehr geringer ist.

In alter Weise verfertigen die Weiber noch die für den Gebrauch der Schneeschuhe und für die Wanderung durch das Waldesdickicht erforderliche Fußbekleidung, die Mokassins, desgleichen die kleinen, meist mit bunten Mustern verzierten Hausschuhe, akuschteti'ch genannt, und die gewöhnlich mit Pelz besetzten ledernen Fausthandschuhe, tsāg. Bei diesen wie bei allen anderen Lederarbeiten, unter denen noch lederne Taschen zu erwähnen wären, werden statt des Zwirnes gespaltene Sehnenfasern benutzt, namentlich vom Rückgrat des Elentieres oder des Renntieres. Das Leder selbst wird mit halbmondförmigen Messern geschnitten, die denen gleichen, welche bei der Zerlegung der Lachse gebraucht werden. — Die Arbeiten sind gewöhnlich sehr fest und dauerhaft und bisweilen nicht ohne Geschmack mit bunten Bändern, Schnüren und Tuchflicken eingefaßt; auch die Stacheln des Baumstachelschweins, Erethizon epixanthus, dienen, indem sie gespalten und eingeflochten werden, zur Verzierung.

Die Pelzmützen, die wir hin und wieder in Gebrauch sahen, sind vielleicht eine durch den Einfluß der Weißen veranlaßte Neuerung. Ein eigentümliches Kunsterzeugnis sind dagegen die aus Wurzelfasern der Sitka-Fichte, Picea Sitchensis Carr., oder der gelben Ceder, Chamaecyparis Nutkaensis, sehr sauber geflochtenen Hüte, „tsāch" genannt, auf denen mitunter bunte Malereien angebracht sind, und die, wenn sie Häuptlingen oder anderen angesehenen Personen gehören, auf der Spitze noch mehrere, lose über einander angebrachte und in derselben Art geflochtene cylinderförmige Auffsätze tragen, die „schátā-kūch" heißen. — Mit diesen Hüten wurde von den Russen ehemals, als sie noch die Kolonie Roß in Kalifornien besaßen, ein nicht unbeträchtlicher Handel dorthin betrieben [1]).

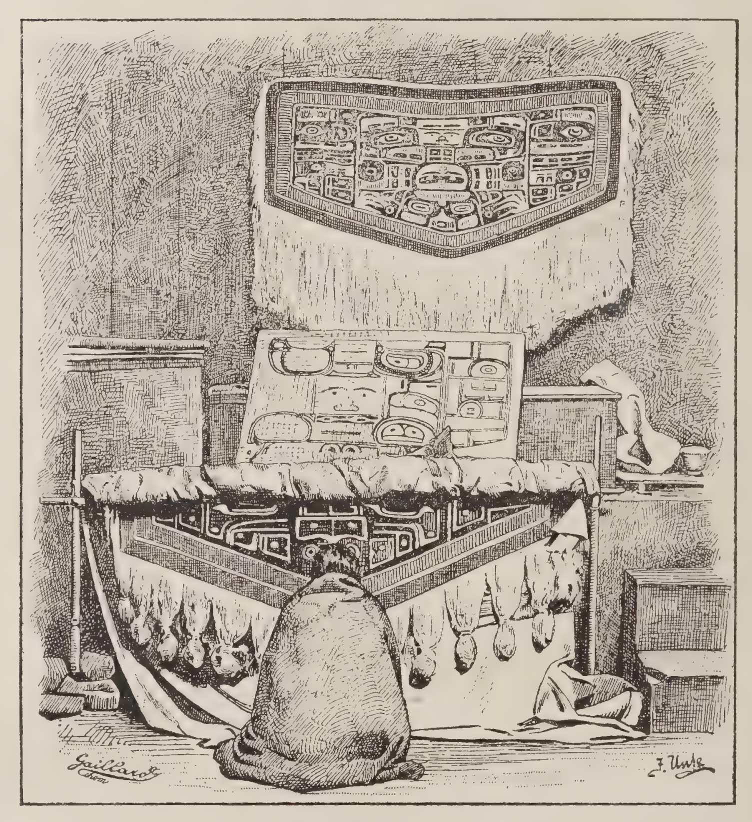
[1]) Lütke I, 125.

Um die Wurzeln zum Flechten tauglich zu machen, werden sie zunächst in heißem Wasser abgebrüht und dann von ihrer Rinde befreit. — In diesem Zustande heißen sie „chrat-kassa-tūk“. — Dann werden sie der Länge nach durchschnitten und endlich grau gefärbt. — Außer den Wurzeln dienen noch Gräser „tschak-kadlet“ und Binsen „tschaga-chlíti“ als Flechtmaterial.

Als große Kostbarkeiten galten hölzerne Hüte, welche dieselbe Gestalt wie die geflochtenen und auch eben solche cylinderförmigen, mehrstöckigen Aufsätze haben. Bei einem Hūna-Häuptlinge sahen wir einen sehr sorgfältig gearbeiteten Hut dieser Art, auf dessen vorderer Fläche eine Zeichnung eingeschnitten war, die einen Walfisch bedeuten sollte. Der Hut galt als besonders wertvoll und sollte nicht für 200 Dollars feil sein; auch wurde er zur Aufbewahrung sorgfältig in Tücher eingeschlagen.

Mehr als in der gewöhnlichen Kleidung zeigt sich die Kunstfertigkeit und die eigentümliche Geschmacksrichtung der Tlinkit in der Festtracht, in Putz- und Schmuckgegenständen. Vor allem sind hier die aus der Wolle der Bergziege „dschénu“ kunstfertig gewebten Tanzdecken zu nennen. Durch die Herstellung dieser Decken zeichnen sich unter den südlichen Nachbarvölkern die Tschimssians aus; unter den Tlinkit sind die Tschilkats deswegen berühmt, und allgemein werden diese Decken auch kurz als Tschilkat-Decken bezeichnet. — Die Herstellung einer solchen Decke erfordert viel Zeit, ein halbes Jahr und darüber. Die Wolle wird zunächst in Fäden gesponnen, ohne daß hierzu maschinelle Vorrichtungen benutzt werden. Die Spinnerin ruht dabei auf den Knieen, nimmt aus einem Haufen roher Wolle, der ihr zur Linken liegt, etwas Wolle heraus und rollt dieselbe mit der rechten Hand auf ihrem rechten entblößten Oberschenkel in einen Faden von gewünschter Stärke. Ein Teil dieser Fäden wird nun gefärbt, schwarz oder gelb, letzteres in sehr vollkommener Weise mittelst einer gelben Flechte, wahrscheinlich Parmelia vulpina, welche von den Indianern des Innern eingetauscht wird. — Das Weben der Decken geschieht ohne webstuhlartige Vorrichtungen. Von einem runden Stabe, der auf zwei oft kunstvoll verzierten hölzernen Ständern ruht, hängen senkrecht die Kettenfäden herab, welche an ihrem unteren Ende zu Knäueln aufgerollt

sind, die in Tierblasen stecken. Die Einschlagsfäden werden dann einzeln mit der Hand von der Spinnerin, die vor dem Rahmen hockt, hindurchgezogen. — Mittelst der verschieden gefärbten Wollenfäden werden allerhand Figuren in das Gewebe sauber hineingewebt, indem als Vorlage ein mit dem Muster der anzufertigenden Decke bemaltes Brett dient. — Es sind immer die-



Tschilkat-Frau, eine Tanzdecke webend. Nach einer Photographie.

selben wiederkehrenden Zeichen, die Wappenfiguren, bestehend aus den herkömmlichen Attributen der verschiedenen Wappentiere. So hat denn auch jede Decke ihr besonderes Muster; im übrigen aber sind sie alle von einer typischen Uebereinstimmung. Sie gleichen einem breiten Schurzfell, das mit langen Fransen besetzt ist, und

sie werden auch wie ein Schurzfell bei feierlichen Gelegenheiten von den Häuptlingen und Schamanen um den Leib gebunden. Diese Decken oder Tanzschürzen stehen bei den Eingeborenen in hohem Werte; um sie zu schonen, hüllt man sie in Decken ein, die aus aufgeschnittenen und streifenweise zusammengenähten Bärdärmen bestehen, und verwahrt sie so in den großen, hölzernen Truhen, von welchen weiter unten die Rede sein wird. Auch während sie noch in Arbeit sind, werden sie durch die eben erwähnten Schutzdecken vor jeder Befleckung bewahrt.

Nur wenige Frauen verstehen die Verfertigung der Tanzdecken. Da dieselben auch in den Faktoreien zu hohem Preise (25 bis 30 Dollars) aufgekauft werden, sind sie jetzt nur schwer zu bekommen.

Unter den Schmuckgegenständen zeichnen sich mit Berücksichtigung der rohen Hilfsmittel besonders die aus Silber hergestellten Armspangen und Ringe durch saubere und geschmackvolle Ausführung aus. Alle Silberarbeiten werden aus amerikanischen Dollars (dana bedeutet sowohl „Silber“ wie auch „Dollar“) angefertigt; außer den typischen heraldischen Zeichen gravieren die indianischen Künstler auch sehr geschickt Arabesken, Namenszüge u. s. w. ein, wenn ihnen Vorlagen für dieselben gegeben werden. Daß immer nur einzelne diese Kunst üben und verstehen, ist bereits früher gesagt worden.

Kleine Zieraten, Amulette, Modelle und Spielzeug werden mit größerer oder geringerer Vollendung aus dem verschiedensten Material geschnitzt, aus Stein, Knochen, Perlmutter oder Holz. Sowohl Nephrit und andere harte Silikatgesteine, wie Marmor und Alabaster und ein weicher, schwarzer Thonschiefer von den Königin Charlotte-Inseln werden bearbeitet. Von den hölzernen Zieraten ist der Lippenpflock bereits früher beschrieben worden. Die von uns mitgebrachten Exemplare zeigen keine besonders kunstvolle Ausführung, das größte derselben hat eine Länge von 5 cm, eine Breite von $2\frac{1}{3}$ cm und eine Dicke von $1\frac{1}{4}$ cm. Nach den Angaben von Dixon und anderen sind aber früher weit größere Lippenlöffel im Gebrauch gewesen. Aus Holz, Knochen oder Fischbein wurden früher auch hübsche, mitunter reich verzierte Kämme gearbeitet, die jetzt jedoch durch Einführung des europäischen Fabrikats ganz außer Gebrauch gekommen sind.

Außerordentlich mannigfaltig sind die für den Festgebrauch und für die Aufführungen der Schamanen bestimmten Masken, Klappern, Trommeln, Tanzstäbe u. dgl. Die Masken sind entweder bloß Gesichtsmasken mit Mund= und Augenhöhlen, oder sie stellen die Köpfe von Tieren, meist von Vögeln dar, oder auch irgend eine phantastische Kombination mit allerhand mechanischen Vorrichtungen, beweglichen Flügeln u. s. w. So sahen wir eine Maske mit dem Modell einer Lachsfalle; doch sind solche komplizierte Masken unter den Tlinkit selten und wahrscheinlich nur von Süden her eingeführt. Alle Masken sind aus Holz gefertigt, gewöhnlich mit roten Linienzeichnungen bemalt und öfters mit Perlmutterstückchen ausgelegt. Lederstreifen, die an den Rändern befestigt sind, und die um den Kopf geschlungen werden, dienen zur Befestigung; mitunter ist aber auch nur innen in der Höhlung eine Lederschleife angebracht, welche mit den Zähnen festgehalten wird. — Die Ausführung ist sehr verschieden, häufig ziemlich roh, dann aber auch wieder bisweilen recht sorgfältig, namentlich bei den aus älterer Zeit stammenden. Unter den Gesichtsmasken findet man auch die von Frauen, mit der Nachbildung des Holzpflockes in der Unterlippe. — Einige Masken sind auch mit menschlichem Haar geschmückt.



Fischbeinkamm, gåkchēdu, mit Bärenkopf, aus Hūna. 3/8 nat. Größe.

Die Klappern, „tschē-schúch“ genannt, bestehen in ihrer einfachsten Gestalt aus zwei gleich großen, runden oder ovalen Holzschalen, die mit den Rändern so aufeinander gelegt werden, daß sie einen Hohlraum einschließen. In diesen Hohlraum werden kleine runde Steinchen gelegt; die beiden Hälften bindet man dann durch Sehnen oder Lederstreifen vollständig schließend aneinander fest. Ein kurzer, hölzerner Stiel wird entweder später eingefügt, oder auch gleich aus einem Stück mit den beiden Wandungen des Hohlraums gearbeitet. — Oefters aber sind die beiden Teile der Klapper reich mit symbolischen Schnitzfiguren verziert, so wiederholt sich namentlich die Dar=

stellung einer liegenden menschlichen Figur, in deren Mund ein froschartiges Wesen (oder Fischotter vgl. Mythen) seine Zunge steckt. Außer an einem der von uns mitgebrachten Exemplare finde ich dieselbe Darstellung in einer von Lisiansky (S. 150) abgebildeten Tlinkit-Klapper, ferner bei Belcher I, 103, endlich als Haida-Klapper bei Dawson Pl. XI, Fig. 26. Auch im übrigen zeigen die vier erwähnten Klappern, nach den Abbildungen zu schließen, eine große Aehnlichkeit, ohne daß sie jedoch völlig übereinstimmen. An der Hand eines reicheren Materials und im Besitze einer vollständigeren Kenntnis der Mythen würde man aus diesen und anderen symbolischen Darstellungen sicher noch manche interessante Beziehungen finden können, die sich jetzt nicht einmal mutmaßen lassen.

Die in derselben Weise und zu demselben Zweck wie die Klappern gebrauchten Reifen mit Alkenschnäbeln, „tschí-kå-cháta“ genannt, sind öfters beschrieben worden. An ihrer Stelle werden auch gerade Stäbe von ca. 4 dm Länge benutzt, die mit Alkenschnäbeln dicht behangen und am Ende in Gestalt eines Vogelkopfes geschnitzt sind. Dergleichen Stäbe sahen wir jedoch nur in Chlåwak. Beim Tanzen werden dieselben mit der Hand in der Mitte gefaßt und in eine zitternde Bewegung versetzt.

Die Trommeln oder Pauken, gau, sind in verschiedener Weise verziert. Sie sind meist mit roten Farben bemalt, namentlich pflegen die als Pauke dienenden viereckigen Holzkisten mit symbolischen Schnitzfiguren und Malereien reich versehen zu sein. — Ebenso sind auch die Stäbe, mit welchen die Wortführer bei den verschiedenen Festlichkeiten erscheinen, und mit denen sie im Takt auf ein Brett oder den gedielten Fußboden stoßen, oft der ganzen Länge nach mit Skulpturen versehen.

Wiederholt sahen wir sehr sauber und zierlich ausgearbeitete kleine Modelle der Schamanen-Gerätschaften, namentlich der Masken. Ob dieselben eine besondere Bedeutung haben, konnten wir nicht erfahren, doch wurden sie recht hoch geschätzt. — Uebrigens werden Modelle öfters auch von anderen Gegenständen, von Canoes, Häusern und Hausgerätschaften, sei es zum bloßen Zeitvertreib, sei es als Muster oder Spielzeug für die Kinder, angefertigt.

Von den im Haushalte gebrauchten Gegenständen verdienen zuerst die verschiedenen hölzernen Behälter, die Truhen, Kasten und Schüsseln eine eingehendere Beschreibung. Sie werden in allen Größen angefertigt, von den kleinsten, die als Kinderspielzeug dienen, bis zu den großen Truhen, in welchen die Staatsdecken und andere Kostbarkeiten aufbewahrt werden. Auch die Formen und Verzierungen sind sehr mannigfaltig. Unter den hölzernen Behältern sind zwei Sorten zu unterscheiden, die kistenartigen, „kā-kă-né“ genannt, welche aus zwei Stücken, einem Boden und den Wänden, bestehen, mitunter auch noch durch einen Deckel verschlossen werden, und die schüsselartigen, tsīg, die aus einem einzigen Stück gearbeitet sind. — Erstere werden in der Weise wie unsere Holzschachteln hergestellt. Ein durch Spalten von Cedernholz gewonnenes dünnes Brett wird dreimal, in den für die Seiten bestimmten Entfernungen, rechtwinklig gebogen, nachdem von innen an den Biegungskanten Einschnitte, die bis zur halben Stärke der Wandungen tief sein können, gemacht worden sind. Die in der vierten Kante zusammenstoßenden scharfen Enden werden dann sehr genau und fest mittelst zäher, dünner Zweige oder Wurzeln aneinander genäht. In derselben Weise wird auch der Boden, der gewöhnlich aus einer stärkeren, quadratischen oder rechtwinkligen Holzplatte besteht, an den Wänden befestigt. Diese sind öfters sehr regelmäßig und gefällig ausgebaucht, mit Malereien oder auch bei genügender Stärke mit Schnitzwerk versehen. — Der äußere Rand ist gewöhnlich mit den Schließdeckeln einer Schnecke, Pachypoma gibberosum, verziert. Die großen Truhen erhalten noch einen Deckel, der aus einem Stücke so ausgearbeitet wird, daß er an allen vier Seiten übergreift.

Eine größere Verschiedenheit der Formen zeigen die schüsselartigen Gefäße, die aus einem Stück gearbeitet sind; bald sind sie von rundlichem oder ovalem Umriß, bald langgestreckt, trogförmig. -- Oefters stellt das ganze Gefäß einen Vogel, Frosch, Biber, Seehund oder ein anderes Tier dar, in verschiedener Lage, bald auf dem Bauch, bald auf dem Rücken liegend; das eine Ende zeigt alsdann den Kopf, das andere den Schwanz des Tieres, während Füße oder Flügel zu den Seiten angedeutet sind. In anderen Fällen sind wieder die Skulpturen der gegen-

überliegenden Seiten völlig gleich und regelmäßig. Auch bei diesen Gefäßen ist der Rand gewöhnlich mit den Schließdeckeln von Pachypoma gibberosum verziert. Da diese Schließdeckel Zähnen sehr ähnlich sehen, so beruht vielleicht auch die öfters wiederholte Behauptung, daß Zähne zur Ausschmückung dieser Geräte verwendet würden, auf einem Irrtum; in allen Fällen wenigstens, in denen ich es untersuchen konnte, fand ich die erwähnten Schließdeckel. — Früher wurden die hölzernen Schüsseln als Kochgeschirre benutzt, jetzt dienen sie nur als Speiseschüsseln oder liegen auch unbenutzt unter dem Hausrate da. Durch Rauch und Fett haben sie eine schöne braune, glänzende Farbe erhalten. Als besonderen Schmuck tragen einige noch eingelegte Perlmutterstückchen, gewöhnlich in den Augenhöhlen, während Kupferplatten die Mundöffnung zieren.

Recht hübsche Schüsseln werden auch aus den Hörnern des Bergschafes gearbeitet. — Eine der von uns mitgebrachten ist kahnförmig gestaltet und hat eine Länge von 27½ cm bei einer Breite von 17¼ cm; an den beiden Enden zeigt sie ein Gesicht mit henkelartig gekrümmtem Schnabel. Eine ähnliche Hornschüssel bildet auch Dawson ab [1]).

Löffel, „schatl“ genannt, von gefälliger Form und gewöhnlich mit langem, gebogenem, oft reich verziertem Stiel werden ebenfalls aus Horn sowohl wie aus Holz geschnitzt. Die kleinen schwarzen Löffel, welche am häufigsten im Gebrauch sind, sind aus den Hörnern der Bergziege gearbeitet, die größeren hellen aus denen des Bergschafes. Bisweilen werden auch die Löffel aus zwei Stücken zusammengesetzt, indem der Stiel aus dem Horn der Bergziege, der untere Teil aus dem des Bergschafes besteht.

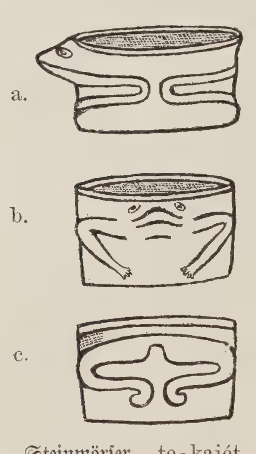
Sehr große Holz- oder Hornlöffel werden „schīn“ genannt. Bei einem Exemplare unserer Sammlung, das jedoch nicht zu den größten gehört, beträgt die Länge des Stils 30 cm; die Länge des ausgehöhlten Teiles 25 cm und die Breite desselben 17 cm. Diese großen Löffel werden nicht direkt zum Munde geführt, sondern vertreten vielmehr, wie bereits früher

---

[1]) Dawson, Plate IX, fig. 18.

erwähnt worden ist, die Stelle von Schöpflöffeln und von Tellern.

Aus verschiedenen Steinarten wurden ehemals Mörser, gåét oder kajét, ausgearbeitet, die zum Zerquetschen der Beeren und zum Zerreiben der unter den Tabak gemischten Baumrinde dienten. Jetzt werden sie kaum noch angewendet, doch findet man sie noch in vielen Haushaltungen vor. Gewöhnlich sind sie ohne alle Verzierungen, einige jedoch sind mit verschiedenen Skulpturen versehen; so sahen wir einen Steinmörser in Gestalt eines Frosches. Die zugehörigen Mörserkeulen haben einen runden Knopf und einen kurzen, dicken Stiel; eine von uns erworbene Keule besteht aus weißem Marmor.



Steinmörser, te-kajét, aus Klokwan, einen Frosch, chichtsch, darstellend. a. Von der Seite. b. Von vorn. c. Von hinten.

Flache Steingefäße, meist von ovaler Gestalt, dienen als Lampen, „tsī́-na“. Auch sie sind gewöhnlich ohne alle Skulptur, bisweilen aber hat man ihnen die Gestalt eines Frosches oder eines anderen Tieres gegeben. Diese Lampen werden mit Fischthran gefüllt, der durch einen aus Torfmoos oder Wolle gedrehten Docht aufgesogen wird. Sie verbreiten nur ein kümmerliches Licht, und doch verfertigen die Frauen bei demselben die feinsten Handarbeiten.

Besonders kunstvoll pflegen die Pfeifenköpfe, kstā-kēt, gearbeitet zu sein, die mit Tabak gefüllt bei den Festen den Gästen gereicht werden. Die meisten derselben sind aus Holz geschnitzt und innen mit Kupfer ausgelegt, das an den Rändern sauber umgeschlagen wird; einige aber sind auch aus Stein gearbeitet. Sie stellen die verschiedensten Gegenstände dar, einen Vogel, eine Käfermuschel (Chiton), ein Schiff oder irgend etwas anderes, was die Nachahmungssucht des Verfertigers gereizt hat. So sorgfältig aber auch der Kopf gearbeitet zu sein pflegt, so wenig Mühe giebt man sich mit der Herstellung des zugehörigen Rohres, welches nur aus einem dünnen Zweig, dessen

Mark durchstoßen ist, besteht und gewöhnlich gar nicht aufbewahrt wird.

Die Schneeschuhe, die besonders bei den Stämmen, die den Handel mit dem Innern betreiben, zu den wichtigsten Gegenständen des Hausrates gehören, sind durch ihre gefällige und zweckmäßige Form und ihre saubere Ausführung ein nicht geringes Zeugnis für die Kunstfertigkeit der Bevölkerung. Der Rahmen wird aus Ahorn- oder Birkenholz hergestellt, dem allmählich durch langsames Biegen über dem Feuer die gewünschte Form gegeben wird. Die beiden Seiten des Rahmens, deren jede aus einem Stück besteht, greifen vorn in einer halbkreisförmigen Rundung übereinander und werden hier durch Lederstreifen zusammengebunden; die beiden anderen Enden dagegen werden durch Sehnen in einem spitzen Winkel zusammengezogen. Durch 3 Querhölzer wird alsdann der Innenraum in 4 Felder geteilt, von denen das vordere und die beiden hinteren durch ein engmaschiges Geflecht von dünnen Lederstreifen ausgefüllt werden, während das zweite Feld, mit Ausnahme eines rechteckigen Ausschnittes hinter dem ersten Querholze von stärkeren Lederstreifen durchzogen wird, welche das Untergestell für den Fuß abgeben. Ein mittelgroßer Schneeschuh hatte eine Länge (längs der konvexen Seite gemessen) von 118 cm, während die größte Breite, die nach vorn zu liegt, 25½ cm betrug. Besonders große Schneeschuhe dienen bei dem Verkehr mit dem Innern. — Durch eine Lederschlinge wird der Schneeschuh sehr sinnreich so an dem Fuß befestigt, daß der Hacken sich frei auf und nieder bewegen kann, während der vordere Teil der Fußsohle dem Geflecht dicht anliegt und nur die Zehen in dem oben erwähnten rechteckigen Ausschnitt einen freien Spielraum finden. — Ist die Lederschlinge erst einmal für den Fuß passend gebunden worden, so erfolgt das An- oder Ablegen der Schneeschuhe sehr leicht und schnell durch eine schraubenförmige Drehung des Fußes nach innen resp. außen. — Das Gehen mit diesen Schneeschuhen erfordert auf ebener Erde und in freiem Terrain keine besondere Uebung, da man die gewöhnliche Gangart beibehält, nur mit etwas gespreizten Beinen entsprechend der Breite der Schneeschuhe. Dagegen ist eine Wanderung im Waldesdickicht oder auf unebenem Boden mit diesen Schneeschuhen recht beschwerlich, und

das Ansteigen geneigter Schneeflächen läßt sich nur im Zickzack ausführen. Von dem gewöhnlichen, oben beschriebenen Muster, sieht man hin und wieder einige Abweichungen. So sind die mehr für den Gebrauch in freiem Terrain bestimmten und vorzugsweise von den Indianerstämmen des Innern getragenen Schneeschuhe vorn ebenso zugespitzt, wie hinten. — Manche Schneeschuhe erhalten noch einen brsonderen Schmuck durch Troddeln, die an den Seiten angebracht werden.

An der Herstellung der Schneeschuhe arbeiten Männer und Frauen; erstere stellen den Rahmen her und das Fußgeflecht, letztere füllen die übrigen Felder durch das engmaschige Ledergeflecht aus.

Von der Geschicklichkeit der Frauen in Flechtarbeiten zeugen außer den bereits oben erwähnten Hüten noch die aus gespaltenen Cederwurzeln (chrat), Stroh (tschak-kadlet) und Binsen (tschaga-chliti) geflochtenen Körbe und tellerförmige Untersätze. Aus dem ersteren Material werden so dichte Beutel, kåk, geflochten, daß sie undurchlässig sind für Flüssigkeiten und zum Wasserholen verwendet werden können. Malaspina sah sogar, daß die Eingeborenen in diesen Körben das Fleisch vom Seelöwen und der Seeotter kochten, indem sie heiße Steine hineinwarfen[1]).

Recht hübsche runde Körbe, „kātă-chúk“ genannt, werden besonders von den Sitkas und Hunas geflochten, und denselben durch Benutzung verschiedener Flechtmaterialien und durch verschiedene Färbung derselben gefällige Muster hervorgebracht. — Die Deckel pflegen einen Hohlraum zu enthalten, der mit kleinen Steinchen gefüllt wird. — Die tellerförmigen Untersätze, tålch, werden aus den gleichen Materialien und in den gleichen Mustern hergestellt. — So hübsch aber auch diese Flechtarbeiten sind, so erscheinen sie doch recht einförmig im Vergleich zu den Skulpturarbeiten in Holz, Knochen und Stein, bei denen durch Nachahmung der Natur eine größere Mannigfaltigkeit der Formen erreicht wurde. Diesem Mangel abzuhelfen, haben sich in neuerer Zeit manche Missionäre und Händler mit Erfolg bemüht, indem sie den Eingeborenen neue Muster für die Flechtarbeiten lieferten.

---

[1]) Coleccion de documentos ineditos XV, 287.

Dadurch hat die Ware zwar an Formverschiedenheit gewonnen, desto mehr aber an originalem Wert verloren.

Die Fischerei- und Jagdgeräte sind bereits in dem fünften Kapitel beschrieben worden; hier sollen nur noch die Kriegspanzer, von denen wir mehrere Exemplare für unsere Sammlung erwerben konnten, ausführlicher besprochen werden. — Die gewöhnliche in früheren Zeiten angelegte Kriegsrüstung waren dicke Lederpanzer, von denen nach Dixon mitunter 2 bis 3 über einander getragen wurden[1]. Von den fünf mitgebrachten Exemplaren reicht das eine, „kēk-ke“ bis zu den Knieen, die anderen „chlŭch-tschí-nē“ genannt, sind kürzer und bedecken nur den Oberkörper. Der eine der letzteren, offenbar ein Produkt späterer Zeit, hat den Schnitt einer Jacke ohne Aermel, und ist vorn mittelst messingner Knöpfe zuzuknöpfen; der zweite besteht aus getrennten Brust- und Achselstücken, welche letztere nach Art eines breiten Tragebandes vorn und hinten an dem Bruststück befestigt sind. Das linke dieser Tragebänder ist durch Lederstreifen sowohl vorn wie hinten fest an das Bruststück angenäht, das rechte dagegen nur hinten, während vorn an ihm ein hölzerner Pflock angebracht ist, der durch eine am Bruststück befindliche Oese hindurchgezogen werden kann. Das Bruststück selbst wird vorn durch Lederschnüre geschlossen, welche durch eine Reihe von Oesen hindurchgezogen werden. Letztere sind in einfacher Weise dadurch hergestellt worden, daß man durch knopflochartige Einschnitte Lederstreifen gesteckt und dieselben auf der Innenseite verknotet hat. — Dergleichen Oesen sind auch noch an der linken Seite der Brust angebracht, wahrscheinlich für ein Messer oder dergleichen.

Merkwürdiger als diese Lederpanzer sind die aus hölzernen Stäben hergestellten Brustpanzer „uónda“. Ein sehr komplizierter Panzer dieser Art wird beschrieben und abgebildet von Lisiansky S. 150, Pl. 1. Die beiden von uns mitgebrachten Exemplare müssen, da sie ohne Oeffnungen für die Arme sind, unterhalb der Achseln getragen worden sein und sind deshalb wohl nur Teile einer vollständigen Rüstung. Der eine Panzer ist aus runden Stäben zusammengesetzt, der andere aus flachen. Bei diesem nehmen die Stäbe nach der Mitte zu allmählich an

[1] Forster II, 166.

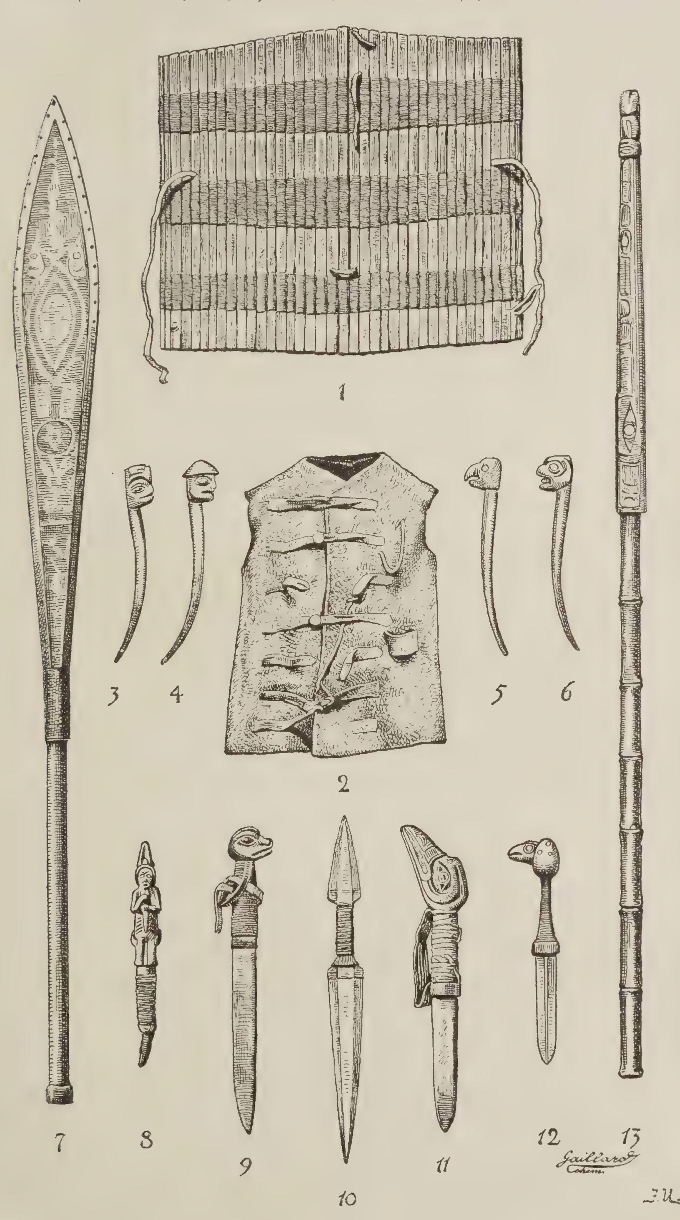
Länge zu, von 64 cm bis zu 70 cm. Die mittleren Stäbe sind auch die breitesten, bis zu 2½ cm; die äußersten dagegen sind fast ganz rund; die Dicke beträgt gleichmäßig 1 cm. Im ganzen sind 39 Stäbe vorhanden, die in drei breiten Querstreifen durch aus Sehnenfasern gedrehte Schnüre eng umwickelt und fest miteinander verbunden sind. Zu beiden Seiten sind noch Lederschnüre zum Festbinden durchgezogen.

Sehen wir uns nun nach den Hilfsmitteln um, mit denen die Tlinkit diese und andere von uns wegen ihrer fast künstlerischen Ausführung bewunderten Arbeiten machen, mit denen sie den Bau ihrer Canoes, den Bau ihrer Häuser bewerkstelligen und die wunderbaren Wappenpfähle u. dgl. zu Stande bringen, so finden wir, daß dieselben sehr einfach waren und zum Teil es noch sind. Es ist kaum zweifelhaft, daß die Eingeborenen sich noch im vorigen Jahrhundert vorzugsweise der Steinmesser und Steinbeile bedienten und mit ihnen dieselben Arbeiten wie heute ausführten. Als sie mit dem Eisen bekannt wurden, waren sie zwar sehr begierig, es zu erhalten und an Stelle der steinernen Werkzeuge zu verwenden, aber sie gaben ihm doch möglichst die Form derselben, an die sie durch den langen Gebrauch gewöhnt waren[1]). So erinnern denn auch heute noch die gebräuchlichen Messer und Beile der Tlinkit an die ehemaligen Steingeräte. Die Beile sind bereits bei der Schilderung des Canoebaues beschrieben worden; die Messer, welche durch Feilen, Schleifen, auch Schmieden aus den gekauften europäischen Messern, aber auch aus Feilen oder anderen Stahlwaren hergestellt werden, sind gewöhnlich ganz kurz, 3 bis 4 cm lang, mit einer schwach s-förmig gebogenen Schneide. Diese Messer, chlita, werden derartig gefaßt, daß die hohle Hand nach oben, der Handrücken nach unten zugekehrt ist. Man schneidet dann stets nach sich zu. Der Griff ist aus Holz oder Knochen gearbeitet und gewöhnlich durch einige Schnitzfiguren verziert. — Ein wichtiges Instrument ist ferner ein Pfriemenbohrer, kē-na, der aus einem zugeschärften eisernen Nagel mit hölzernem oder knöchernem Griff besteht.

Zum Abbalgen der Tiere und Abschaben des Fettes von den Häuten dienen lange Knochenmesser, krischá, die mitunter

[1]) Vgl. Holmberg 101.

Tafel IV. Panzer, Dolche und verschiedene Geräte.





der ganzen Länge nach mit eingeritzten Zeichnungen versehen sind.

Die Farben, mit denen der Tlinkit seine Geräte und Skulpturen zu bemalen liebt, werden auf einem Stein, tlechiutát, angerieben, dem auch meist eine besondere Form gegeben wird. Dawson bildet einen solchen Stein ab, der ein froschartiges Tier darstellt; ein von uns mitgebrachter hat die Form einer richtigen Malerpalette, und ist auch, vielleicht nur zufällig, in derselben Weise wie diese mit einem Loch versehen. — Die Pinsel, kūchita, bestehen aus einem 2 bis 3 dm langen geraden oder etwas gekrümmten, meist durch Schnitzfiguren gezierten Holzstiel und einer kurzen, steifen Bürste am unteren Ende desselben. Die Farben selbst werden jetzt zum größten Teil von den Händlern erworben, doch wird die oben erwähnte gelbe Flechte zur Gelbfärbung noch viel benutzt. Eine dunkelblaue bis schwarze Farbe wird aus dem Safte von Blaubeeren gewonnen.

Eine öfters von viel tiefer stehenden Naturvölkern verstandene Kunst, die Töpferei, haben die Tlinkit allem Anschein nach nie geübt; dem Bedürfnis nach Gefäßen verstanden sie eben auf andere Weise, durch die vorzüglichen Holz- und Flechtwaren, abzuhelfen. Dagegen verstanden sie die Kupferschmiedekunst, die nach Weniaminow ein Weib aus Tschilkat erfunden haben soll, welches infolge seiner Geschicklichkeit den Namen „Schukassaka“, d. h. Halbmann, erhielt[1]). Wahrscheinlicher ist es, daß die Tschilkats diese Kunst, die, wie Holmberg angiebt[2]), in einigen Familien als Geheimnis bewahrt wurde, von den Bewohnern des Kupferflusses, den Atnaern, mit denen sie durch die Jakutats in Verbindung standen, erlernt haben.

Ueber die Art und Weise, wie die kupfernen Geräte hergestellt wurden, haben wir nur dürftige Nachrichten. Ismailow sagt, daß die Bewohner der Jakutat-Bai ihre Dolche (ob aus Eisen oder Kupfer, wird nicht gesagt) selber auf einem Stein schmiedeten.

Erman, der sich ausführlicher über diese Frage ausspricht, ist der Meinung, daß die Atnaer das in Blöcken und Klumpen

1) Weniaminow 112.
2) Holmberg 28.

am Kupferfluß sich findende natürliche Kupfer ohne alle Schmelzung durch mechanisches Austreiben und Ausschmieden bearbeiteten, und daß man auch das Eisen ähnlich behandelte, wobei durch Geduld die Mangelhaftigkeit der Methode ersetzt wurde [1]).

Man gebrauchte das Kupfer namentlich zur Verzierung von Gerätschaften und Skulpturen, doch wurden auch Dolche, Lanzen und Pfeilspitzen daraus geschmiedet, solange die Benutzung des Eisens noch nicht allgemein geworden war. — Als besonders kostbare Stücke wurden Platten oder Schilder von bestimmter Form hergestellt, welche nach Lisiansky, der ein solches Exemplar abbildet, bei feierlichen Gelegenheiten dem Herrn von den Sklaven vorgetragen und angeschlagen wurden [2]). Diese Platten kamen durch Tausch bis zu den Haidas, die, wie Dawson angiebt, ehemals 10 Sklaven für eine solche zahlten [3]). — Ein von Dawson abgebildetes Exemplar von ungefähr 2 Fuß Länge hat fast genau dieselbe Form wie das von Lisiansky beschriebene.

Es ist anzunehmen, daß das Eisen, welches die Tlinkit vor der Ankunft der Europäer bearbeiteten, weiches Eisen gewesen ist, welches sie ohne vorheriges Erhitzen durch anhaltendes Hämmern umformen konnten. Später mögen die Eingeborenen auch das Schmieden des glühenden Eisens von den europäischen Händlern gelernt haben, da dieselben bei längerem Aufenthalte Schmiedewerkstätten am Lande einrichteten, und hier vor den Augen der Eingeborenen notwendige Reparaturen vornehmen oder für den Handel aus Eisenstäben die meißelartigen Tohis schmieden ließen.

Die nicht gewöhnliche technische Begabung der Tlinkit könnte ohne Zweifel bei einiger Anleitung leicht vervollkommnet werden. Schon zu Lütkes Zeit besorgten sie selber kleine Reparaturen an ihren Gewehren; wir sahen mehrfach, daß sie dieselben ganz auseinandernahmen und wieder zusammensetzten. Ein abgebrochener Kolben wurde uns sehr geschickt durch einen neuen ersetzt.

Die Arbeitskraft der Tlinkit wird jetzt vielfach von den Weißen in Anspruch genommen. Bei den industriellen Unternehmungen derselben, den Lachskonservenfabriken und Gold-

[1]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 385 bis 391.
[2]) Lisiansky 150.
[3]) Dawson 135 B.

wäschereien werden viele Eingeborene beschäftigt. — Der übliche Lohn beträgt 1 bis 2 Dollars für den Tag; derselbe wird jedoch meist nur in Anweisungen oder in Waren ausgezahlt, selten in barer Münze. — Die gewöhnlichste Arbeitsleistung, welche von den Eingeborenen für die Weißen besorgt wird, ist das Schlagen und Herbeischaffen von Holz. Für eine Klafter, 8:4:4 engl. Fuß, in Kloben gehauenes und aufgestapeltes Holz werden meist 2 Dollars gezahlt. Da das Holz fast überall hart am Wasser geschlagen werden kann, und die Weiterbeförderung mittelst Canoe geschieht, so ist die Arbeit keine sehr große und kann von einem geschickten Arbeiter in einem Tage bewerkstelligt werden.

Ferner wird indianische Arbeit in ausgedehntem Maße zur Beförderung von Personen und Lasten in Anspruch genommen. Bei dem lebhaften Verkehr, der sich während der Glanzperiode der Cassiare-Minen von Wrangell aus den Stakhin-Fluß hinauf entwickelte, machten die Eingeborenen den Dampfschiffen wirksame Konkurrenz, indem sie bis Glenora-landing, ca. 280 km weit, die Tonne für 30, statt für 40 Dollars beförderten [1]). Auch beteiligen sie sich stark an dem Schmuggelhandel, der zwischen Alaska und Britisch-Columbia betrieben wird, indem sie aus letzterem Lande mit Umgehung des Zolls wollene Decken einführen und wider das Verbot geistige Getränke und Syrup über die Grenze schaffen.

Sehr erschwert wird die Verwendung der Indianer zu Arbeitsleistungen dadurch, daß sie das einmal geschlossene Abkommen nicht als bindend erachten, vielmehr unter allerlei nichtigen Vorwänden sich ihren Verpflichtungen zu entziehen suchen, oder höhere Forderungen stellen. Ein Nachgeben macht die Sache gewöhnlich noch schlimmer; am besten ist es, wenn die Indianer sehen, daß man nicht ganz von ihnen abhängig ist. — Durch die Streiksucht der Eingeborenen sind wir mehrfach in der Ausführung unserer Pläne gestört worden. — Diese Unzuverlässigkeit war auch der Grund, weswegen man die Einführung chinesischer Arbeiter versucht hat. Als aber die ersten Chinesen in Sitka anlangten, um dort in den Lachskonservenfabriken (canneries) zur Herstellung der erforderlichen Zinnbüchsen verwendet zu werden, erhoben die

---

[1]) Morris 34.

Indianer einen energischen Protest, indem sie für sich selber das Recht in Anspruch nahmen, die Arbeit zu leisten. Erst nach langen Unterhandlungen, und nachdem sie das Versprechen erhalten hatten, daß wenn sie die Anfertigung der Zinnbüchsen gelernt haben würden, die Chinesen zurückgeschickt werden sollten, gestatteten sie die Landung derselben[1]).

---

[1]) Morris 129.

8. Kapitel.

Gebräuche bei der Geburt, Erziehung, Verheiratung und beim Tode.

Abschließung der Wöchnerinnen; Hebammen; Behandlung der Säuglinge; kalte Bäder; Namengebung. — Abschließung der Mädchen in der Entwickelungsperiode; Durchbohrung der Unterlippe.
Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche; wechselseitige Ehen; Vielweiberei; Ehescheidungen; Sitte der Nebenmänner; Keuschheit der Frauen.
Die Totenklage; die viertägigen Trauerfestlichkeiten; die Verbrennungs-Ceremonieen; Aufbewahrung der Asche; Bestattung eines Schamanen; abweichende Gebräuche der Jakutats nach Dixon; die Totenhäuschen; Behandlung der Sklavenleichen; Bemühungen der Missionäre um Einführung der Beerdigung. — Gesetze der Erbfolge.

Ueber die bei der Geburt beobachteten Gebräuche gehen die Nachrichten älterer Autoren vielfach auseinander. Nach Weniaminows Bericht, der sonst am besten unterrichtet ist, gebären die Weiber mit Hülfe von Hebammen, die „kakatuk“ genannt werden. Nach der Geburt soll die Wöchnerin noch 10 Tage lang in der für ihre Niederkunft eigens hergerichteten kleinen Hütte bleiben[1]). Das neugeborene Kind wird mit kaltem, süßem Wasser gewaschen und in einer Wiege mit Moos gehalten; es darf nicht

---

[1]) Die Angaben Holmbergs, daß die Mutter erst nach der Geburt in diese Hütte gebracht wird (Holmberg 37), ist jedenfalls nicht richtig.

Kotzebue behauptet S. 26, daß den Kindern gleich nach der Geburt der Kopf zusammengedrückt werde, was jedoch sonst nirgends erwähnt wird.

eher an der Mutterbrust saugen, als bis es alle Unreinigkeiten, die Quelle späterer Krankheiten, ausgebrochen hat, was durch Drücken und Quetschen des Magens bewirkt wird [1]). Nach Langsdorff wird, wenn eine Frau ihrer Niederkunft entgegen sieht, eine kleine Tabu-Hütte in der Nähe ihrer Wohnung für sie gebaut. Bei der Entbindung, die von der Mutter oder einer anderen Verwandten vorgenommen wird, dürfen nur einige Weiber, keine Männer gegenwärtig sein [2]). — Lütke giebt an, daß nach der Geburt die Mutter einen ganzen Monat lang liegen bleibe, ohne aus der Hütte zu gehen, darnach aber sich und ihr Kind wasche, und neue Kleider anziehe [3]). — Wenig glaubwürdig und wohl auf Mißverständnissen beruhend erscheint Holmbergs Angabe, nach welcher die Weiber, wenn sie gebären wollen, in den Wald gejagt werden, selbst mitten im strengen Winter, bei Regen, Sturm und Kälte und hier ohne jede Unterstützung mit Schmerzen und Plagen ihre Entbindung abwarten [4]). — Nach den uns gemachten Mitteilungen verbleibt die Wöchnerin nur 5 Tage lang in der für sie hergerichteten Zweig- oder Schneehütte, während welcher Zeit sie nur warmes Wasser zu sich nimmt; bei der Geburt wird sie, wie uns gesagt wurde, von ihren weiblichen Verwandten unterstützt.

Die Säuglingsperiode ist mitunter sehr ausgedehnt. Nach Weniaminow beträgt dieselbe 10 bis 30 Monate, nach unseren Beobachtungen reicht sie bisweilen noch bis in das 4. Lebensjahr hinein. So lange die Kinder noch nicht gehen können, werden sie fest in Moos und Felle oder jetzt gewöhnlich Zeuge gewickelt und an ein Brett gebunden, welches die Mutter in den Armen mit sich herum trägt, oder das auch wohl mittelst einiger Stricke an dem Gebälk der Hütte aufgehängt wird und so die Stelle einer Wiege vertritt. Nach Verlauf eines Jahres giebt man dem Kinde bereits Speisen, und zwar als ersten Bissen nach Lütke getrockneten Fisch, den man vorher kaut [5]), Weniaminows Angabe

---

[1]) Weniaminow 90; Holmberg 38.

[2]) Langsdorff 131.

[3]) Lütke I, 211.

[4]) Holmberg 37.

[5]) Lütke I, 212.

zufolge den rohen Speck irgend eines Seesäugetieres mit Ausnahme des Walfisches [1]).

Sowie die Kinder gehen lernen, werden sie täglich in kaltem Meer- oder Flußwasser gebadet. Das erste Bad soll von den Eltern selbst vorgenommen werden, bei den späteren aber der Oheim die Stelle der Mutter vertreten, weil dieser weniger nachsichtig sei und die unfolgsamen Kinder, die nicht aufhörten zu schreien, durch Stockschläge züchtige [2]). Jetzt ist indessen diese Gewohnheit der täglichen kalten Bäder, in welcher Holmberg sowohl die Erklärung für die große Sterblichkeit der Kinder wie für den abgehärteten Körper der Ueberlebenden sieht, wenn sie überhaupt noch beobachtet wird, sicher nicht mehr allgemein [3]).

Gleich nach der Geburt wird dem Kinde der Name irgend eines mütterlichen Vorfahren gegeben; durch die Feier eines großen Festes zum Andenken an die gestorbenen Verwandten erwirbt aber der Tlinkit das Recht, sich einen zweiten Namen, den eines väterlichen Ahnherrn, beizulegen. Reiche Häuptlinge sollen diesen zweiten Namen ihren Söhnen auch gleich nach der Geburt geben, wodurch dieselben verpflichtet werden, einstmals die großen Feste zu feiern.

Einen dritten Namen fügen sich die Tlinkit zu, wenn ihnen ein Sohn geboren wird; dann nennen sie sich Vater oder Mutter des oder des Sohnes. So hieß der Vater des drei- bis vierjährigen Don-ē-wak „Don-ē-wāk īīsch“, die Mutter „Don-ē-wāk tlā“. Ein angesehener Häuptling in Sitka, welcher keinen Sohn hatte, wurde, wie Holmberg erzählt, nach seinem Hunde, Vater des und des Hundes genannt [4]).

Bei Beginn der Entwickelungsperiode werden die Mädchen längere Zeit als unrein abgesondert und gleich den Wöchnerinnen in einer kleinen Zweighütte untergebracht. — Erman beschreibt diese Hütten als 6 bis 8 Fuß hoch, nach der See und nach der Straße zu mit einem vergitterten (?) Lichtloch versehen, sonst aber oben und von allen Seiten mit grünen Nadelholzweigen dicht bedeckt. In mehreren von diesen befand sich je ein Frauen-

[1]) Weniaminow 90. Holmberg 38.

[2]) Lütke I, 200. Langsdorff II, 116.

[3]) Weniaminow 90 bis 91. Holmberg 41.

[4]) Holmberg 38.

zimmer, meist sitzend und mit abgewandtem Gesicht, in dem einen aber ein jüngeres, schlankes Mädchen, das eben aufgestanden war und ohne Scheu ihr mit Ruß und Kohlenstaub fleckig und unsauber beschmiertes Gesicht zeigte [1]). Ehemals soll diese Abschließung ein ganzes Jahr gedauert haben, doch schon Weniaminow berichtet, daß die in der Nachbarschaft von Sitka lebenden Tlinkit sie auf ein halbes oder ein viertel Jahr verkürzten. Jetzt begnügt man sich bisweilen mit einer noch kürzeren Zeit oder unterläßt den Gebrauch auch ganz. — Während der ganzen Dauer der Abschließung darf das Mädchen ihr enges und immer dunkel gehaltenes Gefängnis nicht verlassen, außer zur Nachtzeit und auch dann nur dicht verhüllt. Auf ihrem Kopf muß sie einen Hut mit breitem Rande tragen, damit sie nicht nach oben sehen und den Himmel durch ihre Blicke verunreinigen könne. Nur der Mutter und ihrer Sklavin oder auch den nächsten weiblichen Verwandten ist es erlaubt, während dieser Zeit das Mädchen zu besuchen und ihr Nahrung zu bringen [2]).

Langsdorff fügt noch hinzu, daß die Mädchen in dieser Periode die größte Enthaltsamkeit beobachten müssen und Getränke nur durch die Flügelknochen des weißköpfigen Adlers schlürfen dürfen [3]).

Beim Beginn der Einschließung wird in der Regel die Durchbohrung der Unterlippe für die spätere Einfügung des Lippenschmuckes vorgenommen. — Nach Ablauf der Periode geben die Verwandten des Mädchens, wenn dasselbe aus einer vornehmen Familie stammt, ein Fest; das Mädchen wird hierbei, nachdem es in neue Gewänder gekleidet worden ist, den versammelten Gästen vorgeführt, worauf die Bewirtung der letzteren erfolgt. Die Sklavin, welche das Mädchen zu diesem Feste angekleidet hat, soll stets die Freiheit erhalten, die alten Kleider aber werden völlig vernichtet. — Auch bei den monatlichen periodischen Zuständen wird jede Frau auf einige Tage (Weniaminow sagt: 3 Tage lang) in einer besonderen Hütte ab-

---

[1]) Erman, Zeitschr. f. Ethn. II, 318 bis 319.

[2]) Weniaminow 92. Holmberg 40.

[3]) Langsdorff II, 114.

gesondert und als untüchtig für alle häuslichen Geschäfte betrachtet [1]).

Wenn der Tlinkit ein Mädchen zur Frau begehrt, so schickt er zu den Eltern desselben, oder, wenn dieselben nicht mehr am Leben sind, zu ihren Verwandten einen Fürsprecher. Erlangt dieser die Einwilligung der Angehörigen und die Zustimmung des Mädchens selbst, so sendet der Freier seinem zukünftigen Schwiegervater so viele Geschenke, als er im Stande ist, und begiebt sich selbst zur Hochzeit. Zu dem bestimmten Tage ladet



Huna-Frau und Sklavin. Nach einer Photographie.

der Vater der Braut seine und des Bräutigams Verwandten ein; dieser aber kommt, wenn die Gäste versammelt sind, in festlicher Kleidung zur Thür herein und setzt sich in der Mitte des Wohnraumes nieder. Sogleich beginnen Tänze und Gesänge, welche den Zweck haben sollen, die Braut aus ihrem Versteck in einem Winkel der Hütte hervorzulocken. Darnach werden Zeugstoffe oder Felle auf den Fußboden von dem Verstecke des Mädchens bis

---

[1]) Langsdorff II, 215.

zu dem Platze des Bräutigams gelegt, und über diese geht die festlich geschmückte Braut, um sich an die Seite ihres Bräutigams zu setzen. Während der ganzen Zeit hält sie das Haupt gebeugt; nachdem sie sich niedergesetzt hat, beginnen die Gesänge und Tänze von neuem, ohne daß jedoch die Brautleute an ihnen teilnehmen. Zum Schluß der Feier erfolgt die Bewirtung der Gäste, aber auch an dieser haben die Brautleute keinen Anteil, vielmehr müssen sie noch die folgenden zwei Tage hindurch fasten. Dann erst ist ihnen etwas Speise und Trank gestattet, worauf sie jedoch noch ebensolange hungern müssen. Nach Ablauf dieser Fasten dürfen die Neuvermählten beständig zusammen sein, aber erst nach vier Wochen sich als Mann und Frau betrachten [1]).

Wenn der Bräutigam vermögend ist, so giebt auch er nach der Verheiratung ein Fest, zu welchem er die Eltern und die Verwandten seiner Frau einladet, der Arme jedoch beschließt die Hochzeitsfeier ohne jede weitere Ceremonie. Der verheiratete Tlinkit hat das Recht, entweder immer bei seinem Schwiegervater zu bleiben oder in seine Heimat zu ziehen. Als Mitgift erhält er von seinem Schwiegervater oder von den Verwandten seiner Frau Geschenke, die an Wert den von ihm als Bräutigam dargebrachten gleichkommen oder diese noch übertreffen.

Niemals werden die Ehen zwischen Angehörigen desselben Geschlechtes oder Stammes geschlossen; der zum Rabenstamme gehörige Tlinkit muß sich eine Frau aus dem Wolfsstamme suchen und umgekehrt.

Reiche Tlinkit können mehrere Frauen haben, so viele sie nur erhalten können, aber die erste hat immer den Vorrang vor den übrigen. Unter den Tschilkats zwar fanden wir nur wenige, die zwei oder gar drei Frauen besaßen, Lütke jedoch giebt an, daß vornehme Koloschen bisweilen fünf und mehr Frauen gehabt haben [2]).

Ehescheidungen kommen, wie Weniaminow berichtet, unter den Tlinkit nur selten vor. Erfolgt die Trennung aus gegenseitiger Abneigung und nach beiderseitigem Wunsche, so werden Geschenke und Mitgift nicht zurückgegeben. Schickt aber der

---

[1]) Weniaminow 93 bis 94. Holmberg 34.

[2]) Lütke I, 210.

Mann die Frau nach Hause, weil sie ihm nicht gefällt, so muß er auch die Mitgift zurückgeben, ohne daß er jedoch die Geschenke, welche er dem Schwiegervater gemacht hat, zurückerhält. Wenn er aber die Frau wegen Ehebruchs entläßt, so behält er die Aussteuer und kann auch seine Geschenke zurückfordern. — Die Kinder bleiben in jedem Fall bei der Mutter [1]).

Die Sitte der Nebenmänner besteht nach Weniaminow auch bei den Tlinkit, doch sollen nur der Bruder oder ein naher Verwandter diese Rolle übernehmen dürfen [2]). — Der Verführer eines Weibes muß, wenn er dem Dolche des beleidigten Mannes entgeht, sein Vergehen durch Geschenke büßen. Ist er aber ein naher Verwandter, so tritt er in die Stelle eines Nebenmannes und muß zu dem Unterhalte der Frau beitragen helfen [3]).

Nach dem Tode eines Mannes ist sein Bruder oder der Sohn seiner Schwester verpflichtet, die hinterlassene Witwe zu heiraten. Ist aber weder ein Bruder noch ein Schwestersohn vorhanden, so kann die Witwe auch irgend einen anderen Mann aus dem Geschlechte des verstorbenen Gemahls erwählen [4]).

Mit wenigen Ausnahmen rühmen die älteren Autoren die Keuschheit der Tlinkit. Langsdorff, der allerdings die Eingeborenen in einem offenbar zu günstigen Licht erscheinen läßt, sagt sogar: „Sittlichkeit, Schamhaftigkeit, Anhänglichkeit und eheliche Treue charakterisieren im allgemeinen das weibliche Geschlecht dieser Nation“ [5]). Doch schon Weniaminow bemerkt, daß seit der Berührung mit den Europäern diese Tugend immer seltener werde, da die Gewinnsucht alle Bedenken überwinde, und jetzt ist es eine nicht seltene Erscheinung, daß die Männer ihre Frauen oder die Eltern ihre Töchter an Goldsucher oder an andere Weiße verhandeln. In dieser Beziehung erfreuen sich die Tschilkats jedoch noch eines guten Rufes. Ehebruch kommt unter ihnen nur selten vor und wird als ein schwer zu sühnendes Vergehen angesehen. Auch ist Eifersucht sowohl bei den Männern wie bei den Frauen nicht ungewöhnlich.

---

[1]) Weniaminow 95 bis 96. Holmberg 35.

[2]) Weniaminow 96.

[3]) Vgl. auch Lütke I, 211. Holmberg 36.

[4]) Lütke I, 211. Weniaminow 96.

[5]) Langsdorff II, 115.

Lütke behauptet, daß der Selbstmord bei den Tlinkit ganz unbekannt ist. Man hat selbst kein Beispiel, sagt er, daß ein Sklave sich das Leben genommen habe[1]. — Nach unseren Erkundigungen ist jedoch der Selbstmord keine so außergewöhnliche Erscheinung. Der Beleidigte, der keine Möglichkeit der Rache sieht, oder der Verfolgte, dem kein Ausweg offen steht, nimmt sich das Leben in dem Bewußtsein, dadurch auch seinem Feinde Schaden zuzufügen. Denn derjenige, der die Veranlassung zu einem Selbstmorde gegeben hat, wird von den Verwandten und Freunden des Verstorbenen ebenso zur Rechenschaft gezogen und zur Buße angehalten, als ob er den Mord selbst verübt hätte. So war von einem Schamanen der Stakhins eine Frau beschuldigt worden, durch Zauberei die Krankheit einer anderen verursacht zu haben, und eine Verwandte der letzteren sagte ihr diese Beschuldigung ins Gesicht. Dies brachte die also Angeklagte so außer sich, daß sie ein Messer ergriff und sich die Kehle durchschnitt. Infolge dessen wurden der Schamane sowohl, wie die Verwandte der kranken Frau, welche die Anschuldigung hinterbracht hatte, von den Angehörigen der Selbstmörderin so lange in ihren Häusern belagert, bis sie sich zur Sühne verstanden. — Eine der von den Lebensmüden gewählten Todesarten ist die, sich im Canoe ohne Ruder dem Winde und den Wellen zu überlassen. So hieß es von einem Tschilkat-Indianer, der infolge eines Streites mit seiner Frau von dieser ganz zerkratzt worden war, und dann, nachdem er aus Scham und Aerger darüber, ohne ein Wort zu sprechen, die ganze Nacht im Hause des Händlers gesessen hatte, am frühen Morgen sich entfernte, um sich das Leben zu nehmen. In diesem Falle blieb es jedoch bei dem Vorsatz. Nach Einbruch der Dunkelheit kehrte der bereits tot Geglaubte wieder zurück und ließ sich auch ohne große Mühe wieder mit seiner Frau versöhnen.

Sowie ein Tlinkit gestorben ist, erheben seine Verwandten ein lautes Klagegeheul. Der Leichnam wird von den Weibern ausgeputzt und an der Hinterwand des festlich geschmückten Hauses, in sitzender Stellung, der Thür gegenüber, aufgestellt. — Vier Tage oder vielmehr Nächte hindurch, die jedoch nicht immer un-

[1] Lütke I, 202.

mittelbar auf einander zu folgen brauchen, dauern die Trauerfestlichkeiten, welche in Gesängen, die von rhythmischen Körperbewegungen begleitet werden, bestehen, sowie in einer Bewirtung und Beschenkung der Gäste, die stets zu einem anderen Stamme gehören als der Verstorbene.

Während unseres Aufenthaltes unter den Tschilkats wohnten wir einer solchen Feierlichkeit bei, welche für eine dem Bärenstamm angehörige Frau veranstaltet wurde. Ihre Verwandten bezeugten ihre Trauer dadurch, daß sie eine große Zahl von Zeugstoffen, wollenen Decken und dergleichen an den Rabenstamm verteilten. Auch der Witwer schenkte sein ganzes Vermögen fort, nur hatte er heimlich einige wollene Decken für seine zukünftige Frau, ein zwölfjähriges Mädchen, zurückbehalten, dieselben aber, damit seine Freunde nichts davon erführen, dem weißen Händler zur Aufbewahrung gegeben. Die Verteilung, sowie die ganze Feierlichkeit fand in einem neuen, kurz vorher erbauten Hause, dem größten der Ansiedelung, statt. Dasselbe war an den vier Abenden dicht gefüllt; um das Feuer herum hockten die Männer, an den Wänden die Frauen, während dicht an der Thür ein Raum für 10 bis 12 Personen des Bärenstammes freigelassen worden war, welche während des allgemeinen Trauergesanges lange Stäbe, die sie mit beiden Händen hielten, im Takt auf den Boden stießen. — Auch unter den Frauen hatten einige Stäbe in den Händen. Es waren dies nahe Verwandte der Verstorbenen, welche durch ihr kurz geschorenes Haar und ihre schwarzgefärbten Gesichter die Trauer auch äußerlich zur Schau trugen. Während des Gesanges erhoben sie sich mehrmals und begleiteten ihn durch eigentümliche, aber nichts weniger als schöne Bewegungen, die in einem Wiegen in den Kniegelenken und fast schraubenförmigen Windungen des Oberkörpers bestanden. — Nahe dem Feuer stand noch ein kleiner Knabe, der mit der wollenen Decke der Verstorbenen umhüllt war.

Ein alter Indianer leitete dann die Verteilung der Gaben, die von verschiedenen Seiten kamen und in voller Ausdehnung der ganzen Versammlung gezeigt wurden, durch einige Worte ein. Die Zeugstoffe, Stücke von 10 bis 20 m, wurden aufgerollt und durch eine Reihe von Händen nahe dem Feuer vorbeigezogen, wobei immer dafür Sorge getragen wurde, daß die

von derselben Persönlichkeit herrührenden möglichst ohne Unterbrechung folgten, indem nach dem Abwickeln eines Stückes an das Ende desselben gleich der Anfang des folgenden gehalten wurde. — Die Verteilung selbst ging außerordentlich schnell von statten. Sofort, nachdem die Zeuge in der beschriebenen Weise vorgeführt waren, immer unter derselben einförmigen Gesangbegleitung, wurden sie in Streifen zerteilt, wobei das Einschneiden nur nach dem Augenmaße erfolgte. — Jedem der Gäste wurde dann sein Anteil unter lautem Aufruf seines Namens zugeworfen, doch nicht alle erhielten gleich viel; der Häuptling Don-e-wak bekam stets den Löwenanteil. Dazwischen wurden die Gäste auch mit Beeren, Zucker und Tabak bewirtet; die Beeren gab man ihnen löffelweise, meist direkt in den Mund, den Tabak reichte man in großen, mit Schnitzfiguren versehenen Pfeifen herum, welche von den Gästen der Reihe nach ausgeraucht wurden. — In dieser Weise wurden an den vier Abenden Waren im Werte von mehreren hundert Dollars verteilt. — Der Schamane des Rabenstammes sprach dann zum Schluß jedem einzelnen der Geber in längerer Rede den Dank seines Stammes aus.

Die Verbrennung der Leiche findet meist noch vor Beendigung der viertägigen Feier statt, gewöhnlich am dritten oder vierten Tage nach dem Tode, bisweilen aber auch erst später. Nach Holmberg fahren arme Leute, die nicht im stande sind, die bedeutenden Kosten der eben beschriebenen Feier zu tragen, mit der Leiche hinaus und verbrennen sie in einem abgelegenen Sunde. — Sonst geschieht die Verbrennung gewöhnlich in nächster Nähe der Wohnung des Verstorbenen. — Die Verbrennung eines Tschilkat-Indianers, der wir beiwohnten, ging am frühen Morgen vor sich. Gleich hinter dem Hause, in welchem der Leichnam gelegen hatte, war ein Scheiterhaufen aus starken, etwa 2 m langen und regelmäßig über Kreuz gelegten Stammstücken aufgeführt worden, in dessen Mitte die zusammengekrümmte und von den Frauen in Tücher eingehüllte Leiche Platz fand. — Darauf wurde der Holzstoß angezündet. Männer und Frauen standen oder hockten dabei regellos herum bis auf einige Indianer, welche sich in eine Reihe gestellt hatten und unter einförmigem Gesang mit langen Stäben taktmäßig auf ein zu ihren Füßen

liegendes Brett aufstießen. Dann, als der Scheiterhaufen noch in hellen Flammen stand, gingen alle, Zuschauer und Leidtragende, ruhig auseinander. Erst nachdem der Holzstoß niedergebrannt und das Feuer ausgelöscht war, kamen wieder einige Frauen, um aus der Asche einzelne verkohlte Knochenstücke herauszusuchen. Dieselben wurden darauf in Tücher eingewickelt und in ein kleines Holzgefäß gethan, welches zur Aufbewahrung in einem Totenhäuschen bestimmt war. — Diese Einhüllung der Reste in Tücher oder wollene Decken geschieht nach der Meinung der Tlinkit in der Absicht, die Seele vor Kälte zu bewahren. — Die ganze Feier hatte einen durchaus würdigen Charakter; die Haltung der Zuschauer war eine ernste und ruhige.

Die Feierlichkeiten, welche bei dem Tode eines Häuptlings der Sitkas beobachtet wurden, schildert eine Korrespondenz des New York Herald vom 16. April 1881, der ich das Folgende entnehme. Der Leichnam wurde festlich geschmückt und in sitzender Stellung in der Mitte der hinteren Wand seines Hauses ausgestellt. Einen hölzernen Hut, auf dem Figuren, die einen Raben darstellten, geschnitzt waren, trug er auf dem Kopfe, sein Gesicht war bemalt, um seinen Körper war eine mit Knöpfen besetzte wollene Decke geschlungen. — Zwei hübsche Tschilkat-Decken lagen auf seinen Knieen und auf diesen das Paket von Empfehlungsbriefen, die ihm von den Kommandanten und anderen angesehenen Weißen ausgestellt worden waren, und ein Dolch in einer mit Schnitzfiguren verzierten Scheide. Auf der einen Seite von ihm lagen seine Schätze, die zum größten Teil in wollenen Decken bestanden, in mehrere Koffer verpackt; auf der anderen Seite stand seine Frau, eingehüllt in eine wollene Decke. Sie durfte nicht sprechen, und ebensowenig durfte sie jemand in den ersten 8 Tagen nach dem Tode ihres Mannes anreden. — Vor der Verbrennung wurde ein Teil der Hinterwand des Hauses herausgenommen und der Leichnam durch die so entstandene Oeffnung hinausgetragen, gefolgt von einem lebenden Hunde, der nach dem Glauben der Indianer jede Spur von Krankheit, welche den Tod verursacht hatte, hinaustragen sollte. — Der Scheiterhaufen, zu dem der Leichnam getragen wurde, war in der Weise aufgeführt, daß man 5 trockene Cederkloben auf den Boden neben einander gelegt und dann weitere Kloben an den Seiten des so

gebildeten Quadrates aufgeschichtet hatte, wodurch ein rechtwinkeliger Raum in der Mitte für den Leichnam freiblieb. Ueber denselben deckte man mehrere wollene Decken und schließlich auch seine Staatsdecke; dann wurde der Raum durch daraufgelegte Kloben vollständig geschlossen und der Scheiterhaufen angezündet. — Zehn trauernde Indianer, die sich den Anschein großen Kummers gaben, hockten auf dem Schnee; zehn oder mehr Männer stießen mit langen Stäben auf ein zu Füßen liegendes Brett im Takt zu einer feierlichen Weise, die keineswegs unangenehm klang. Die Familienglieder hockten auf dem Boden, indem sie dem Feuer den Rücken kehrten. — Alle hatten zum Zeichen der Trauer die wollenen Decken mit einem Strick um die Taillen gebunden.

Der Verbrennung folgte ein großer Potlatsch (d. i. Verteilung von Geschenken). Die Kosten der Verbrennung beliefen sich auf 50 bis 70 Dollars. Bei dem Potlatsch wurden wollene Decken im Werte von 500 Dollars von den Angehörigen zerrissen und verteilt. — Die Asche wurde in eine hübsche Tschilkat-Decke gesammelt und dann in ein kleines hölzernes Kistchen gelegt.

In einem anderen Bericht über eine Verbrennung in Sitka wird gesagt, daß der Scheiterhaufen in der Weise aufgeführt wurde, daß zuerst vier trockene Kloben neben einander auf den Boden und der Leichnam auf diese gelegt wurde, dann wurden weitere Kloben an den Seiten und Enden übereinandergelegt und mit eben solchen der Raum zugedeckt. Während der Verbrennung warf ein Weib mehrere Decken in das Feuer. Acht Leute sangen und stießen mit Stäben auf den Boden[1]).

Etwas abweichend ist die Schilderung, welche Simpson von der Verbrennung eines Sitka-Indianers, der er selber beiwohnte, giebt. Der Leichnam wurde, nachdem er aufs beste geschmückt zwei oder drei Tage lang im Staat gelegen hatte, auf einen Scheiterhaufen gelegt, um welchen sich die trauernden Hinterbliebenen, die ihre Gesichter schwarz bemalt, die Haare kurz geschnitten und das Haupt mit Adlerdunen bestreut hatten, aufstellten. Zwei- bis dreimal ging alsdann die Pfeife im Kreise herum; darauf wurde auf ein geheimes Zeichen der Holzstoß an mehreren Stellen angezündet, während Pauken und Klage-

---

[1]) Morris 80.

geschrei einen bedeutenden Lärm verursachten, bis der Scheiterhaufen verbrannt war. Schließlich sammelte man die Asche in ein verziertes Kistchen, welches auf ein Gerüst oder auf das obere Ende eines Pfahles gestellt wurde[1]).

Daß das Aschenkistchen, wie hier Simpson angiebt, mitunter nur auf die Spitze von Pfählen gestellt wurde, haben wir nie beobachtet, doch sind auch noch andere Zeugnisse hierfür vorhanden. — So sagt Ismailow von den Jakutats: „Ihre Toten begraben sie nicht in die Erde, sondern verbrennen sie; die Asche und die übrig gebliebenen Knochen legen sie hierauf in eine hierzu gefertigte Kiste und stellen sie auf abgehauene sogenannte Imilasaby“[2]).

Lisiansky giebt an, daß man die Asche zusammen mit den nicht verbrannten Knochen in hölzernen Gefäßen aufbewahrte, welche auf Säulen gestellt würden, die mit verschiedenen Figuren bemalt und je nach dem Reichtum der Verstorbenen mit Schnitzwerk verziert wären[3]). Desgleichen sah Malaspina auf dem Bestattungsplatz der Jakutats, der sich auf einer Insel befand, ein Monument in Gestalt einer großen und schrecklichen Figur, welche ein Gefäß, vermutlich das Aschenkistchen, in den Händen hielt[4]).

Die Trauer um einen Verstorbenen soll nach Lütke ein ganzes Jahr lang dauern.

Noch teile ich als ein Zeugnis aus älterer Zeit den Bericht von Schabelski über die Verbrennung eines Häuptlings mit. „Beim Tode eines Häuptlings,“ sagt er, „wird das Leichenbegängnis mit großem Ceremoniell begangen, und je mehr Sklaven seinem Schatten geopfert werden, desto glänzender ist es. Wenn ein angesehener Mann stirbt, errichtet man mit großer Sorgfalt und Regelmäßigkeit einen Scheiterhaufen und legt darauf den Leichnam. — Alle Freunde und Verwandte wohnen der Feierlichkeit bei. Die ersten Häuptlinge sind bei dieser Gelegenheit mit Stangen versehen, welche Lanzen ohne Spitzen gleichen, und die Gesichter fast aller Umstehenden sind geschwärzt. Der nächste

---

[1]) Simpson II, 208.
[2]) Pallas VI, 231.
[3]) Lisiansky 240.
[4]) Malaspina in Coleccion de documentos ineditos XV.

Verwandte zündet den Scheiterhaufen an, nachdem er ihn mit Oel begossen hat. Dann tritt ein Redner in die Mitte der Versammlung und hält eine Lobrede auf den Verstorbenen. Wenn dieser ein reicher Mann war und mehrere Sklaven hatte, so werden jetzt einige derselben mit gebundenen Händen und Füßen auf den Scheiterhaufen geworfen und mit ihrem Herrn verbrannt, damit sie ihm in der anderen Welt Dienste leisteten. Während der ganzen Ceremonie durchtönt ein schreckliches Klagegeheul die Luft, wobei sich besonders die Frauen hervorthun" [1]).

Ganz abweichende Ceremonien sind bei dem Tode eines Schamanen in Gebrauch. Wenn ein Schamane stirbt, so bleibt er die erste Nacht über in dem Winkel liegen, in welchem er gestorben ist; am folgenden Tage wird er in einen anderen gebracht, desgleichen am dritten und vierten, bis daß er in allen Winkeln des Hauses gewesen ist. Während dieser Zeit fasten alle Bewohner der Hütte. — Am fünften Tage findet die Beerdigung selbst statt. Der Leichnam wird, in die bunte Schamanentracht gekleidet, mit Handschuhen an den Händen und Mokassins an den Füßen auf ein Brett gelegt, das an den Seiten mit einigen Löchern versehen ist, und an dasselbe mit Riemen festgebunden. Von den beiden Knochenstäbchen, welche der Schamane bei der Ausübung seiner Kunst gebraucht, wird das eine durch die Nasenscheidewand gesteckt, das andere in das zusammengebundene Haupthaar; den Kopf aber bedeckt man mit einem großen aus Zweigen geflochtenen Korbe. Darauf legt man die Leiche in ein auf vier freien Pfählen ruhendes Totenhäuschen, welches stets an solchen Stellen errichtet wird, welche vom Wasser aus wahrgenommen werden. Jeder Tlinkit, der an dem Grabe eines Schamanen vorbeifährt, bringt ein kleines Opfer dar, indem er etwas Tabak oder ein kleines Stückchen getrockneten Lachses in das Meer wirft [2]).

Die Jakutats trennen nach Dixon den Kopf vom Körper [3]); „diesen wickeln sie in Felle ein, und legen ihn in eine längliche

---

[1]) Schabelski in Bull. géogr. II. Sér. 4, p. 209.

[2]) Weniaminow 69 bis 70. Holmberg 71.

[3]) Daß es sich hierbei nicht um die gewöhnliche Bestattungsweise handelt, geht aus den Angaben von Ismailow und Malaspina hervor, nach denen auch die Jakutats ihre Toten verbrennen.

Kiste, den Kopf dagegen in eine viereckige. An jedem Ende der Kiste, die den Körper enthält, wird ein dicker Pfahl schräg in die Erde geschlagen, so daß die oberen Enden zusammenstoßen, welche durch Stricke fest mit einander verbunden werden. Beide Pfähle werden dann noch etwa 2 Fuß unterhalb der Spitze durch ein schmales Querholz verbunden, das sehr sauber an jedem Pfahle befestigt wird. Auf dieses Querholz wird nun die Kiste gesetzt, die den Kopf enthält, und mit Stricken daran festgebunden. Die Kiste wird oft mit 2 oder 3 Reihen von kleinen Muschelschalen



Totenhäuser in Hūna. Nach einer Photographie.

oder zuweilen auch von Zähnen ausgeschmückt. Dieselben werden sehr sauber und mit vielem Geschmack in das Holz eingelegt; auch verschiedenfarbige Bemalung wird zur Verzierung angewandt. — Die Pfähle dagegen sind nur weiß angestrichen; bisweilen stehen dieselben auch aufrecht an jeder Seite des Körpers, der Kopf aber hat immer die vorhin beschriebene Stellung“ [1]).

---

[1]) Dixon bei Forster II, 116.

Nach Lisiansky wird nur bei den Leichnamen der im Kampfe Erschlagenen

Die Form der Totenhäuschen, sowohl derjenigen, welche den Körper der Schamanen beherbergen, wie derjenigen, in welchen die Asche der verbrannten Tlinkit aufbewahrt wird, ist sehr verschieden. Im allgemeinen zeigen sie die Gestalt eines kleinen, viereckigen Häuschens mit steilem Giebeldach, doch sind die Schamanengräber dadurch von den übrigen unterschieden, daß sie meist auf vier freien Pfählen ruhen. Arme Familien desselben Geschlechts benutzen ein gemeinsames Aschenhaus, für einen Häuptling oder reichen Tlinkit wird dagegen ein besonderes erbaut und in verschiedenartigster Weise ausgeschmückt [1]. Bald wird die



Totenhäuser in Klokwan. Nach einer Photographie.

Vorderseite desselben mit bunten Malereien versehen oder auch mit den in Holz geschnitzten Wappentieren des Toten, bald auch wird seine bunte, aus der Wolle der Bergziege gewebte Tanzdecke vorgehangen. Mitunter stehen auch Wappenpfähle neben

---

der Kopf vom Rumpfe getrennt und in einem besonderen Holzgefäß aufbewahrt, neben demjenigen, das die Asche und die Knochenreste des Rumpfes enthält. (Lisiansky 241.)

[1]) An einigen Totenhäuschen sind auch Fenster angebracht, durch die man in das Innere hineinsehen kann; dieselben pflegen durch ein oder mehrere Glasscheiben verschlossen zu sein. (Vgl. auch Morris 76.)

den Gräbern; in neuerer Zeit werden gern, in Nachahmung europäischer Sitten, Flaggenstangen mit kleinen Wimpeln bei den Gräbern der Vornehmen aufgestellt. — Gerätschaften werden den Toten in der Regel nicht mitgegeben; nur bei einem Grabe der Hūnas sahen wir ein altes Canoe liegen. Ebendaselbst waren auch Fichtenkränze an den benachbarten Bäumen aufgehängt.

Die Leichname der Sklaven werden nicht verbrannt, sondern ohne jede Ceremonie den Fluten des Meeres übergeben [1].

Infolge der Bemühungen der christlichen Missionäre sind die Indianer an einigen Orten, besonders in Sitka und Wrangell, auch schon zu einer Beerdigung der Toten vermocht worden, doch ist die Verbrennung derselben noch immer die übliche Bestattungsweise. — Auch bei der Handelsstation Tschilkut war auf Veranlassung des Missionärs ein Indianerkind im Herbst des Jahres 1881 beerdigt worden. Als aber im folgenden Winter, besonders in den Monaten Februar und März, anhaltend schlechtes Wetter herrschte und heftige Winde und Schneegestöber Jagd und Fischfang erschwerten, sodaß ein Notstand unter der Bevölkerung eintrat, da glaubte man allgemein, daß die verabsäumte Verbrennung der Kinderleiche die Schuld an der ungünstigen Witterung trage, und eifrigst bemühte man sich, den Fehler wieder gut zu machen. Mächtige Feuer wurden am Strande angezündet und Puppen verbrannt, um dadurch symbolisch die Beerdigung zu sühnen; da jedoch auch dies nicht half, bestürmte man den Missionär mit dem Verlangen, die Grabstelle zu zeigen. Diesem Verlangen gab derselbe allerdings nicht nach, doch überließ er es den Indianern, mit Hülfe anderer Zeugen den Ort zu finden, was bei der starken, 2 bis 3 m mächtigen Schneedecke, welche überall den Boden bedeckte, nicht leicht war. Mehrere Tage lang waren nun Frauen und Männer um die Auffindung und Ausgrabung der Leiche bemüht, durch deren nachträgliche Verbrennung sie die Gunst des Himmels wieder zu erlangen hofften.

Die Hinterlassenschaft eines verstorbenen Tlinkit geht auf den Sohn seiner Schwester über, oder wenn ein solcher nicht vorhanden ist, auf den jüngeren Bruder. — Da die Kinder stets der Mutter folgen, der Neffe also stets zu demselben Geschlecht

[1]) Holmberg 43.

wie der Oheim mütterlicherseits gehört, so bleibt auf diese Weise das Familienvermögen dem Stamme erhalten. Der präsumtive Erbe ist auch, wie wir gesehen haben, bereits im Knabenalter dem Oheim zu unentgeltlichen Dienstleistungen verpflichtet, wofür ihm die Aussicht auf die dereinstige Erbschaft Entschädigung bietet. Er ist auch nach dem Tode des Oheims gezwungen, die hinterbliebene Witwe zu heiraten, selbst wenn er bereits eine Frau besitzt. Wenn aber kein Schwestersohn oder jüngerer Bruder vorhanden ist, so hinterbleibt das Vermögen, wie Weniaminow angiebt, den Verwandten, und der Witwe wird nur ihre Aussteuer gelassen.

9. Kapitel.

Friedens- und Kriegsgebräuche.

Die Feste: Bewirtung und Beschenkung der Gäste, Tänze, Festschmuck, Festhäuser. — Die drei großen Feste, die Verbrennungsfeier, die Erinnerungsfeier und das Fest für die Kinder. — Kleinere Festlichkeiten. — Begrüßungsceremonien.

Streit und Kampf: Ursachen der Zwistigkeiten; Blutrache; Ueberfälle; friedliche Beilegung des Streites; Scheingefechte; Zweikämpfe.

Rüstungen und Waffen. — Behandlung der Besiegten. Das Skalpieren; Stellung von Geiseln.

Die Geißelungen der Tlinkit am Morgen und am Abend.

Der lange Winter ist die Zeit der Feste, welche eine wichtige Rolle in dem Leben eines Tlinkit spielen, und denen er sich mit Leidenschaft hingiebt. — Feste werden bei den verschiedensten Gelegenheiten gefeiert; Geburt und Tod geben dazu ebensowohl Anlaß, wie die glückliche Beendigung eines Jagd- oder Kriegszuges, oder Versöhnung zwischen zwei streitenden Parteien oder Vollendung eines neuen Hauses. Diese Feste beginnen stets erst nach Sonnenuntergang, dauern aber mitunter die ganze Nacht hindurch und werden bisweilen mehrere Tage hintereinander fortgesetzt. Sie bestehen im wesentlichen in der Aufführung von Tänzen und in einer Bewirtung und Beschenkung der Gäste, welche stets zu einem anderen Stamme als die Gastgeber gehören. Die scheinbare Freigebigkeit der Wirte, welche mit dem sonstigen selbstsüchtigen Verhalten der Indianer in starkem Widerspruch steht, erklärt sich dadurch, daß bei nächster Gelegenheit die Gäste

mindestens gleichwertige Gaben auszuteilen haben. Die Bewirtung geschieht jetzt gewöhnlich mit Gebäck, Beeren, Zucker, getrocknetem Lachs und Fett, welche Speisen den um das Feuer herumgelagerten Gästen von den Freunden des Gastgebers zum Teil direkt in den Mund gesteckt werden; auch Tabak wird, bereits in Pfeifen gestopft und angeraucht, herumgereicht. Die Geschenke bestehen größtenteils in bunten Zeugstoffen und wollenen Decken, die mit einer gewissen Feierlichkeit erst in ihrer ganzen Länge der Versammlung gezeigt werden, ehe man sie in Stücke zerreißt; der Wert der an einem Abend verteilten Gaben beträgt nicht selten mehrere Hunderte von Dollars. — Die Tänze werden bald nur von Männern, bald von beiden Geschlechtern aufgeführt; auch Kinder nehmen mitunter an ihnen teil. Taktmäßige Bewegungen des Körpers, die von einem ausdrucksvollen und keineswegs unmelodischen Gesange begleitet werden, machen das Wesen dieser Tänze aus. Die tanzenden Personen schmücken sich mit einem bunten Festesstaate; die Gesichter werden bunt bemalt oder durch groteske Masken verhüllt, die Haare mit weißen Dunenfedern bestreut, gleichsam gepudert, in den Händen werden hölzerne Klappern, geschnitzte Stäbe oder die blendendweißen Schwänze oder Flügel des weißköpfigen Adlers gehalten. Auch Hermelinfelle werden zum Kopfputz und zur Verzierung der Kleidung öfters angewandt.

Größere Feste werden jetzt seltener wie früher gefeiert; auch haben wir nirgends mehr besondere Festhäuser, gleich den Kaschimen der nördlichen Eskimo-Völker, wahrgenommen, wiewohl solche nach dem Zeugnis von Malaspina, Erman und Holmberg ehemals auch bei den Tlinkit existierten. Diese Festhäuser waren den Winterhäusern durchaus ähnlich, nur weit größer. (Vergl. Kap. IV, S. 129.)

Nach Weniaminow giebt es nur drei große Feste, die Verbrennungsfeier, „ukech atasch'ich“, d. h. Speisung der Verstorbenen genannt, ferner das Erinnerungsfest, „kchataschi“, wörtlich „Aufrichtung der Verstorbenen“, und drittens das Fest für die Kinder, „gischtaschigi“. Jedes Fest soll seine bestimmten Gesänge haben [1]).

---

[1]) Weniaminow 100.

Da diese Feste jetzt kaum noch in der Ausdehnung wie früher gefeiert werden, und wir selber auch nicht Gelegenheit hatten, ihnen beizuwohnen, so gebe ich eine Schilderung derselben nach Weniaminow, der ihren Verlauf am ausführlichsten und zuverlässigsten beschreibt.

Das erste Fest, das der Verbrennungsfeier, wird bei der Bestattung eines verstorbenen Häuptlings oder eines vornehmen



Hūna-Häuptling und Frau im Festschmuck (mit Tanzmaske). Nach einer Photographie.

Mannes von seinen Verwandten gegeben. Es ist keine bestimmte Frist für dieses Fest festgesetzt, dasselbe beginnt vielmehr, wenn die Festgeber dazu vorbereitet sind, was bisweilen erst dann der Fall ist, wenn der Leichnam, der bei diesem Feste verbrannt wird, schon fast völlig verwest ist. Die Verbrennung des Leichnams erfolgt in Gegenwart der Verwandten und Bekannten, aber

alle Zurüstungen zu derselben werden von den Angehörigen des befreundeten Stammes gemacht, während die nächsten Verwandten die Klage um den Verstorbenen anstimmen; viele sengen auch zum Zeichen ihrer Trauer ihre Haare ab, indem sie den Kopf in das Feuer stecken.

Nachdem der Leichnam verbrannt ist, begeben sich alle Gäste nach der Wohnung des Verstorbenen und setzen sich daselbst im Kreise nieder, mit ihnen der Gatte oder die Gattin des Verstorbenen, da sie zu demselben Geschlechte gehören, wie die Gäste. Wenn alle Gäste versammelt sind, dann begeben sich auch die Angehörigen in die Hütte, mit abgesengten oder abgeschnittenen Haaren und die Gesichter mit Ruß beschmiert. In den Händen halten sie Stäbe, und nachdem sie sich mit niedergesenkten Häuptern in der Hütte des Wohnraumes hingestellt haben, beginnen sie die Klage über den Toten und singen Lieder, welche auch die Gäste begleiten. — Vier [1]) Abende hindurch wird nach erfolgter Verbrennung diese Klage erhoben. — Während derselben schlachten die Verwandten des Verstorbenen, wenn sie wollen, 1 bis 2 Sklaven, damit sie den Toten im Jenseits bedienen; dieselben werden aber nicht aus der Zahl der Sklaven des Toten, sondern aus der ihrer eigenen genommen. Diese Sklaven sollen stets denselben Tod erleiden, wie der Verstorbene; sie werden ertränkt, wenn dieser seinen Tod in den Wellen gefunden hat, wenn er aber an einer Krankheit gestorben ist, so werden sie durch einen über ihren Hals gelegten Balken erdrückt [2]). — Nachdem am

---

[1]) Die Zahl 4 spielt bei den Gebräuchen der Tlinkit eine hervorragende Rolle.

[2]) Nach Simpson wurden bei einer Feier in Sitka 6 Sklaven in der Weise umgebracht, daß sie, mit ihren Hälsen über eine scharfe Felsenkante gebeugt, neben einandergestellt wurden, während ein Balken, der an jedem Ende durch einen Indianer beschwert war, ihre Nacken niederdrückte.

(Simpson I, 243.)

Die Leichen der bei der Verbrennungsfeier getöteten Sklaven wurden nach Lisiansky zugleich mit denen ihrer Herren verbrannt, dagegen sollten die Leichname der bei einem Hausbau geopferten begraben werden. (Lisiansky 241.)

Mertens wieder, der Begleiter Lütkes, fand die Leiche eines getöteten Sklaven unbeachtet im Waldesdickicht liegen. (Kittlitz I, 216.)

Nach Weniaminow wurden gewöhnlich nur solche Sklaven zum Opfertode bestimmt, welche krank und schwächlich waren. Gelang es denselben zu

vierten Abende die Totenklage ihr Ende erreicht hat, waschen die Verwandten des Gestorbenen ihr Gesicht, bemalen sich mit frischer Farbe und beschenken die Gäste, besonders diejenigen, welche bei der Verbrennung des Leichnames geholfen haben. Darauf erfolgt die letzte Bewirtung, mit welcher die ganze Feier ein Ende nimmt [1]).

Das zweite große Fest, das Erinnerungsfest, „kchataschi", zum Andenken an die verstorbenen Verwandten, wurde bereits zu Weniaminows Zeiten der großen, damit verbundenen Unkosten wegen nur sehr selten gefeiert. Gäste werden dazu von nah und fern eingeladen, und die bei dieser Gelegenheit ausgeteilten Geschenke erschöpfen nicht nur das eigene Vermögen des Wirtes, sondern auch die Mitgift seiner Frau. Daher sollen die Tlinkit, wenn sie einen verarmten Menschen sehen, die Redensart haben, „du hast wohl die Kchataschi gefeiert".

„Das für die Feier bestimmte Haus wird aufs beste gereinigt oder auch ein neues aufgeführt, das man mit den Familienattributen des Festgebers schmückt. Nachdem dann die Gäste angelangt sind, beginnt das Fest gewöhnlich mit Gesängen und Tänzen, die bis zum Morgengrauen währen. Hierauf folgt die Bewirtung, an der aber nur die Gäste teilnehmen, welche außerdem das Vorrecht haben, die Feier zu beginnen. Mehrere Tage hindurch werden diese Tänze und Gesänge, nur von Beköstigungen unterbrochen, fortgesetzt, oder vielmehr so lange als der Besitzer des Hauses oder der Anrichter des Festes imstande ist, seine Gäste zu befriedigen. Am Abend vor dem Ende der Feierlichkeit entfernt sich der Wirt, der gewöhnlich Häuptling ist, von einem Sklaven begleitet, nach einer Seitenabteilung der Wohnung, und schmückt sich dort mit einer, nur bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen, geerbten Kleidung seiner Familie. Diese Kleidung ist sehr verschieden bei den verschiedenen Geschlechtern und besteht aus Teilen des Tieres, das dem Geschlecht den Namen gegeben oder stellt auch oft das ganze Tier vor. Außerdem wird sie gelegentlich mit allem Möglichen geschmückt, wie z. B. mit Skalpen,

---

entfliehen — und manche Häuptlinge gaben absichtlich dazu Gelegenheit —, so durften sie nach Beendigung der Feierlichkeit ruhig zurückkehren, ohne für ihre Flucht bestraft zu werden. (Weniaminow 111. Holmberg 51. Lütke I, 196.)

[1]) Holmberg 43 bis 45. Weniaminow 100 bis 101.

Menschenzähnen, Bändern, Riemen, Hermelinfellen u. dgl. Der Sklave, der den Herrn zu diesem Feste ankleidet, erhält stets seine Freiheit und wird schon früher von demselben dazu auserlesen."

„In demselben Augenblicke, als der Wirt dermaßen geschmückt und von einer Menge Sklaven umgeben seinen Versteck verläßt, wird von außen ein Geschrei des Tieres vernommen, dessen Namen die Familie führt. Nach der Beschaffenheit dieses Geschreies, das schon früher verabredet worden, und von einem Mitgliede der Familie ausgeführt wird, sollen ein oder mehrere Sklaven oder auch keiner geschlachtet werden. Nachdem nun dieses zum Vorteil oder Nachteil der armen Schlachtopfer beschlossen und bewerkstelligt worden, stimmen die Wirte ihre Familienlieder an, die zuerst den Ursprung der Familie und darauf die Thaten der verstorbenen Ahnen besingen. Hierauf setzt sich der Wirt des Festes, und die zu Geschenken bestimmten Sachen werden hervorgetragen und verteilt. Hiebei geschieht es doch nicht, daß alle Gäste gleiche Geschenke erhalten, den Reichen und Angesehenen werden sie in größerer Anzahl und teurer gegeben als den Armen. So erhalten z. B. die ersteren auch Sklaven. Hiermit nimmt die Feierlichkeit ein Ende, wird aber am folgenden Tage ganz auf ähnliche Weise in einer anderen Jurte, u. s. w. in den nächstfolgenden erneuert, im Fall mehrere Familien oder auch die ganze Ansiedlung an der Anrichtung des Festes teilnahmen. Der Wirt hat, wie schon früher erwähnt wurde, bei solchen Gelegenheiten das Recht, den Namen eines verstorbenen Ahnherrn väterlicher Seite anzunehmen" [1]).

Ein seiner bedeutenden Kosten wegen gleichfalls nur selten gefeiertes Fest ist nach Weniaminow und Holmberg dasjenige, welches den Kindern Ansehen verschafft. Bei diesem Feste sollen nie Sklaven getötet werden, im Gegenteil so viele derselben, als Kinder vorhanden sind, die Freiheit erhalten. Für die Feier wird stets ein neues Haus erbaut, und alle diejenigen, welche bei der Arbeit geholfen haben, sowohl Gäste wie Leute des eigenen Stammes, erhalten bei der Verteilung der Gaben Geschenke. Im übrigen ist das Fest dem vorhin beschriebenen ähnlich, nur daß

---

[1]) Holmberg 47 bis 49. Weniaminow 103 bis 106.

zum Schluß noch die Kinder, eins nach dem andern dem Alter nach, vorgeführt werden, und die Ceremonie des Durchbohrens der Ohrläppchen an ihnen vorgenommen wird. Diese Operation wird stets von einer Frau ausgeführt, die der Vater der Kinder selbst ausgesucht hat und durch reiche Geschenke belohnt. Mit einem Dorn wird das Ohrläppchen durchbohrt und darauf ein Faden hindurchgezogen. Während dessen stoßen alle Anwesenden den Laut „ssss“ aus, wie Holmberg meint, um den Schmerz zu betäuben. Darnach werden die Geschenke verteilt und die Gäste bewirtet [1]).

Nach Weniaminow werden die Indianer mit durchbohrten Ohren „angaschi“ d. h. Adlige, genannt, und die gleiche Ehre sollen auch ihre Nachkommen genießen, selbst wenn sie nicht das Vermögen haben, diese Auszeichnung zu erwerben. Die Zahl der Löcher könne bis auf 8, d. h. in jedem Ohr 4, steigen, doch wäre kaum ein Kolosche im Stande, dies zu erreichen, da dazu 8 Feste gefeiert werden müßten. Die auch sonst, namentlich in Sitka, üblichen Durchbohrungen der Ohrmuschel bei den gewöhnlichen Koloschen gäben aber kein Anrecht auf den Adel [2]).

Im Gegensatz zu den eben erwähnten großen Festen finden kleinere Festlichkeiten, welche mitunter nur in Tänzen und Gesängen bestehen, sehr häufig statt. Im Winter von 1881 zu 82 hatten wir Gelegenheit, mehreren derselben unter den Tschilkats beizuwohnen; da sie alle den gleichen Charakter zeigen, so genügt es, den Verlauf eines derselben zu schildern. — Kurz vor dem Aufbruch zu einem Handelszuge in das Innere führte der Bärenstamm in Klokwan einen Tanz auf. Mit einbrechender Dunkelheit begannen die Vorbereitungen zur Toilette, die jeder der Mitwirkenden mit Hülfe seiner Freunde und Angehörigen in der eigenen Wohnung vornahm. Mittelst Kohle und Zinnober wurden die Gesichter bunt bemalt und unter Benutzung von Spiegeln verschiedene Zeichnungen auf denselben sehr sorgfältig hervorgebracht. Mittlerweile füllte sich das für die Feier bestimmte Haus mit Zuschauern; die Frauen hockten an den Wänden nieder, während die Männer den inneren Raum, um das Feuer herum,
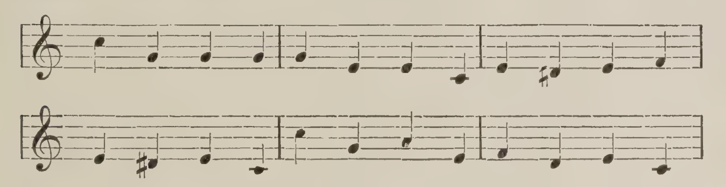
---

[1]) Holmberg 49 bis 50. Weniaminow 106 bis 108.

[2]) Weniaminow 108.

einnahmen, indem sie nur auf einer Seite, der rechten vom Eingange her, einen Platz für die Tanzenden frei ließen. Wohl 80 bis 100 Personen, Männer, Weiber und Kinder, mochten hier versammelt sein. — In der Mitte des Raumes brannte ein mächtiger Holzstoß, der aus fußdicken Stammstücken aufgeführt war. — Die Tänzer, unter denen sich die ersten Häupter des Ortes befanden, vor allem der alte Tschartritsch, der angesehenste Häuptling nicht nur unter den Tschilkat-Indianern, sondern unter dem ganzen Tlinkit-Volke, hatten sich unterdessen außen versammelt und stimmten daselbst einen lebhaften und ausdrucksvollen Gesang an, in welchen die Versammlung unter begleitenden Paukenschlägen einstimmte. Einer nach dem anderen tanzte nun in den Raum hinein, der erste, nachdem er mehrmals den Kopf zur Thür hereingesteckt und dann wieder zurückgezogen hatte, als ob er sich erst davon überzeugen wollte, daß keine Gefahr vorhanden war. Unter beständigem Hin- und Herhüpfen begaben sie sich dann auf den freigelassenen Raum zur Rechten des Feuers, woselbst sie in einer Reihe Aufstellung nahmen. Es waren dieses Mal nur 8 Tänzer und nur Erwachsene; der eine führte eine Lanze, der zweite ein Gewehr, der dritte ein Ruder und so fort. So verschieden wie der Aufputz waren auch die Bewegungen, die, nachdem die Tänzer die eben erwähnte Aufstellung eingenommen hatten, noch eine Weile auf der Stelle fortgesetzt wurden. Heftige Arm- und Fußbewegungen, Ausfallstellungen, verschiedene Wendungen und Biegungen des Körpers machten den Inhalt derselben aus. Nach kurzer Zeit waren die Teilnehmenden ziemlich erschöpft. Zum Schluß hielt dann einer der Tänzer eine laute Ansprache, in der er verschiedene Freundschafts- und Dankesbezeugungen ausdrückte, auf die einer aus der Versammlung, der vorher hinausgegangen war, von außen her antwortete. Darnach zerstreute sich sogleich die Gesellschaft; der Festputz wurde abgelegt, in den Truhen verwahrt und das bemalte Gesicht wieder rein gewaschen.

Unter den Tschilkats sahen wir zweierlei Arten von Tänzen, welche als die der Haidas und die der Gunanas, der Indianer des Innern, unterschieden wurden und bis auf die begleitenden Gesänge und vielleicht auch etwas verschiedenen Aufputz denselben Charakter trugen. Bei den Gunana-Tänzen wirkten nur Männer

und Knaben mit, während an den anderen auch Mädchen teilnahmen. Die Melodie der Gunana-Tänze war etwa folgende:



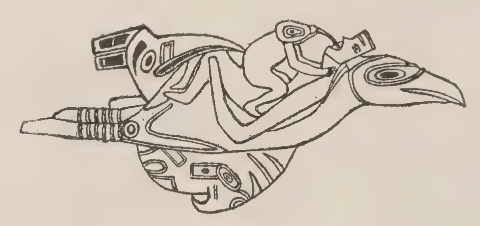
Stets kamen die Tänzer, wie es vorhin beschrieben wurde, einzeln zur Thür herein, stellten sich dann in einer Reihe auf und während die Zuschauer, Männer, Weiber und Kinder, den Chorgesang anstimmten, vollführten sie noch einige Zeit lang die heftigsten Arm- und Beinbewegungen. Diese Chorgesänge klingen durchaus nicht unangenehm; sie überraschen im Gegenteil den Fremden durch häufige Variationen und durch ausdrucksvollen Wechsel des Tempos. — Ein Text ist bei den Chorgesängen nicht immer vorhanden; mitunter werden einzelne Strophen von einem Vorsänger gesungen und dann ein Refrain, welcher aus den Silben „hi-ha“ in verschiedener Weise zusammengesetzt ist, von dem Chore angestimmt.



Hölzerne, ca. 1 m hohe Pauke, ā-niáti gau (Häuptlingspauke), mit geschnitzter Vorderwand und bemalten Seitenwänden, aus Hūna. Nach einer Zeichnung der Verfassers.

Die Tänzer führen ihre Bewegungen genau nach dem Takte der Gesänge aus, der noch durch begleitende Paukenschläge, durch Aufstampfen mit den Füßen oder durch

Aufstoßen eines Stabes auf ein hölzernes Brett verstärkt wird. Die Pauken bestehen aus einer oft mit Schnitzwerk und Malerei geschmückten Holzkiste oder gleichen auch unseren Tambourins; sie werden mit der Hand oder kleinen Stäben geschlagen. Außerdem werden bei den Aufführungen noch die erwähnten hölzernen Klappern oder Rasseln benutzt, welche aus zwei Stücken gearbeitet sind, die einen mit kleinen Steinchen gefüllten Hohlraum einschließen, ferner Reifen, an denen eine große Zahl von Alkenschnäbeln lose angebunden sind, sodaß sie bei der Bewegung an einander schlagen und ein klapperndes Geräusch verursachen; auch an dem Kopfputz und der übrigen Festkleidung werden häufig klappernde Gegenstände, wie Alkenschnäbel, Holzstäbe, getrocknete Beeren und dergleichen angebracht.



Tanzklapper der Tlinkit. Kopie nach Lisiansky.

Die Teilnahme der Zuschauer bei diesen Festen ist eine sehr lebhafte, wenn sie sich auch nicht in lauten Freuden- oder Beifallbezeigungen ausspricht. Bis zum letzten Platz pflegt der Raum gefüllt zu sein; die Ausdünstungen dieser Menge, sowie die Glut und der Qualm des bei solchen Gelegenheiten stärker als gewöhnlich angerichteten Herdfeuers erzeugen eine Athmosphäre, die für einen civilisierten Menschen fast unerträglich ist. Trotzdem sieht man die Zuschauer mit großer Aufmerksamkeit dem Spiele bis zu Ende folgen, und von außen schauen noch andere, die nicht hineinkonnten, durch die Ritzen oder klettern auf das Dach, um durch die Rauchöffnung einen Blick in das Innere zu thun. Besonders eifrig sind natürlich die Kinder dabei, denen auch die Tänze selbst sehr frühzeitig beigebracht werden. So hatte ein drei- bis vierjähriger Knabe, der trotz seines Alters noch an der Mutterbrust saugte, all die verschiedenen Bewegungen des Gunanatanzes auf das beste gelernt, und man durfte nur die Melodie summen oder den Takt angeben, um ihn

mit dem größten Eifer und einem possierlichen Ernste tanzen zu sehen.

Zum Schluß jeder Feier wird von einem der Tänzer eine aus kurzen Sätzen bestehende laute Ansprache gehalten, die durch einen aus der Versammlung, welcher vorher hinausgegangen ist, von außen her und zwar aus verschiedenen Richtungen mit einzelnen Worten beantwortet wird. Wir konnten nur so viel erfahren, daß es sich hierbei um Freundschafts- oder Dankesbezeugungen handle, welche die Glieder des einen Stammes denen des anderen erweisen; die nähere Bedeutung dieses Gebrauches jedoch blieb uns unklar.

Es ist hier der Ort, im Anschluß an die Schilderung der innerhalb geschlossener Räume gefeierten Festlichkeiten auch von den Ceremonien und Gesängen zu sprechen, welche bei Gelegenheit der Begegnung mit Fremden zur Begrüßung und zur Versicherung friedlicher Gesinnung im Gebrauch sind. Diese Ceremonien werden jetzt nicht mehr so häufig wie früher begangen, namentlich den weißen Besuchern gegenüber, wohl infolge der geringen Beachtung, welche diese ihnen schenkten; aber wenn ein Stamm den anderen mit der Absicht, Handel zu treiben, oder aus anderen Gründen besucht, dann werden die Formalitäten, von denen uns fast alle älteren Reisenden, wie Dixon, Malaspina, Vancouver u. a. berichten [1], noch sorgfältig gewahrt. Vor dem Landen wird Halt gemacht; die Häupter legen ihren Feststaat an und stimmen, aufrecht stehend und in der Hand eine Klapper haltend, den ausdrucksvollen Friedensgesang an, welchen der Chor durch Vorstrecken der flachen Hände und durch taktmäßige Ruderschläge begleitet; von Zeit zu Zeit fällt er aber auch in den Gesang der Führer ein. — Zum Schluß der Feier werden gewöhnlich weiße Dunenfedern in die Luft geblasen.

Dergleichen Begrüßungen waren auch den Europäern gegenüber Sitte, solange noch ein großes Schiff eine seltene Erscheinung in diesen Gewässern war. Teils zur Befriedigung der eigenen Schaulust, teils zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen mit den Eingeborenen pflegten die den Hafen von Sitka besuchenden

[1] Forster II, 163; Vancouver II, 389; Coleccion de documentos ineditos XV, 268.

russischen und fremden Kriegsschiffe den Tlinkit ein Fest zu geben. Bei solcher Gelegenheit pflegten die Indianer alles gewohnte Ceremoniell zu entfalten. In phantastischen Putz gekleidet fuhren sie singend und gestikulierend um das Schiff herum, ehe sie sich an Bord desselben begaben. Hier wurden sie dann bewirtet, gewöhnlich mit Reis und Melasse, auch wohl mit stark verdünntem Grog (sogenannter Sitkamischung im Verhältnis von 4 zu 1), wonach sie durch Aufführung von Tänzen den Gastgebern ihren Dank ausdrückten[1]).

Eine nicht minder wichtige Rolle als die Feste, die als Ausdruck friedlicher Gesinnungen anzusehen sind, spielen in dem Leben eines Tlinkit die fast unaufhörlichen Feindseligkeiten der Einzelnen wie der Stämme und Geschlechter gegen einander. — Ein ruhiges, friedliches Dasein kann der Indianer nicht lange ertragen. Bei seiner großen Empfindlichkeit und seinen strengen Eigentumsbegriffen ist Ursache zum Hader immer vorhanden. Für jede körperliche Verletzung, für jede Schädigung an Hab und Gut, für Eingriffe in fremde Jagd- oder Handelsgebiete wird volle Sühne verlangt oder mit Gewalt erzwungen. Eheliche Untreue, Spiel und Trunkenheit geben gleichfalls häufigen Anlaß zum Streite. Ein friedlicher Ausgleich ist freilich die Regel. Nach vielen Drohungen und nach langen Verhandlungen einigt man sich über die zu leistende Buße, wobei der Grundsatz der gleichwertigen Entschädigung fest gehalten wird. Ein Versöhnungsfest, bei welchem die büßende Partei Geschenke verteilt, beschließt dann die Episode[2]). Oefters ist es sogar bei dem

---

[1]) Belcher I, 100.

[2]) Als ein Häuptling der Stakhins, Fernandeste genannt, der zu einem Verhör nach Portland geführt werden sollte, sich während der Reise das Leben genommen hatte, weil er, wie es hieß, über sein Schicksal beunruhigt worden war, verlangten die Angehörigen im Jahre 1875 vom General Howard Entschädigung, indem sie anführten, daß sie von den anderen Indianern Feiglinge gescholten würden, weil sie für den Tod keine Rache genommen hätten. Um die Stakhins zu beruhigen, zahlte Howard 100 „blankets" und lieferte den Leichnam Fernandestes aus. — Die Versöhnung wurde in der darauf folgenden Nacht durch ein großes Fest gefeiert, bei welchem, wie Howard berichtet, die Wegführung, der Tod und die Wiederbringung Fernandestes, sowie der Besuch des Kriegsschiffes und die Beilegung des Streites symbolisch dargestellt wurden. (Congressional Papers. H. o. R. 44. Congr. 1. Sess. Ex. Doc. 83.)

ganzen Handel nur auf einen Erpressungsversuch abgesehen, namentlich ängstlichen Weißen gegenüber werden oft die übertriebensten Forderungen gestellt, aber auch ruhig fallen gelassen, wenn eine entschiedene Ablehnung erfolgt[1]).

Wenn der beleidigte Tlinkit ernstlich nach dem Leben seines Gegners trachtet, dann genießt er weder Speise noch Trank, bis daß er seine Absicht vollführt hat. Aber sofort sind die Verwandten des Getöteten bereit, den Tod zu rächen, und bis nicht auf beiden Seiten gleich viel Blut geflossen ist, oder entsprechende Entschädigungen gezahlt worden sind, wird der Kampf fortgesetzt. Aber nicht nur die Menge des vergossenen Blutes, auch die Qualität desselben wird in Betracht gezogen; ein vornehmer Mann, ein Häuptling, gilt das Doppelte oder Dreifache eines gewöhnlichen, und da über die Wertschätzung eines Getöteten die beiden Parteien verschiedener Meinung sein können, so entsteht daraus eine neue Schwierigkeit, welche wieder erst durch lange Unterhandlungen gehoben werden kann. — Diese aus dem Gesetze der Blutrache sich entwickelnden Kämpfe sind aber in der Regel nicht Kämpfe in unserem Sinne, sondern nur eine fortlaufende Reihe von Mordthaten, die von dem lauernden Gegner aus sicherem Versteck verübt werden. Der offene Kampf wird überhaupt möglichst vermieden; auch wenn ein Stamm den anderen bekriegt, so geschieht es meist durch Legung eines Hinterhaltes oder durch nächtlichen Ueberfall, und trotz der scheinbaren Kampfeswut und gewaltiger Vorbereitungen genügen gewöhnlich schon geringe Verluste, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Nach Lütke werden die Vorbereitungen zu einem solchen Ueberfall möglichst geheim gehalten, namentlich auch den Frauen gegenüber, welche ja unter den Feinden ihre Eltern und Geschwister haben. Wenn dieselben dann beendigt sind, begeben sich die Männer in ihren Canoes nach dem feindlichen Dorfe, woselbst sie bei Anbruch des Tages landen. — Vor dem Angriff ziehen sie einen aus hölzernen Stäben gefertigten Panzer an, der ihre Brust und ihren Rücken schützt; das Gesicht bedecken sie mit Masken, welche die Gestalt von Tierköpfen haben, und auf den

[1]) Von dem Händler in Tschilkut wurde sogar Entschädigung verlangt für eine Frau, die nach dem Verlassen des Handelshauses unterwegs gestorben war.

Kopf setzen sie eine hölzerne Kopfbedeckung, die mit ebensolchen Figuren verziert ist. — All diese Teile werden durch starke Sehnen zu einer Rüstung verbunden. — Dann fallen sie plötzlich über den Feind her und töten alle Männer, denen es nicht gelingt, zu entkommen, ohne Mitleid; die Frauen und Kinder aber führen sie in die Gefangenschaft. Nun wechseln die Rollen, und jetzt kommt die Reihe an die Besiegten, eine Gelegenheit zum Ueberfall zu suchen und den Tod der ihrigen durch Ermordung einer gleichen Zahl von Feinden zu sühnen[1]).

Den persönlichen Mut, einer offenbaren Gefahr entgegen zu gehen, besitzen die Tlinkit nicht, und um so höher achten sie denselben bei den Weißen. Ein gutes Beispiel davon, wie sehr ihnen die Nichtachtung der Gefahr imponiert, giebt eine von Weniaminow erlebte Episode, die er folgendermaßen erzählt. „Während meines Aufenthalts in Sitka," sagt derselbe, „im Jahre 1824, als die Koloschen ihrem ursprünglichen Zustande noch näher waren, entstand bei einer Gelegenheit ein Streit zwischen Russen und Koloschen, welcher so bedeutend war, daß alle Russen zu den Waffen griffen, und die russische Fregatte Kreißer, welche sich gerade im Hafen aufhielt, bereit war, beim ersten Signal aus dem Fort das Feuer zu eröffnen. Die Koloschen aber, die schon vorher die Waffen ergriffen hatten, ließen sich auf den umliegenden Felsen und Holzstümpfen nieder, während einige von ihnen ihren Weg auf ein an der Stadtgrenze befindliches Haus nahmen, in welchem gewöhnlich die Unterhandlungen und Märkte stattfanden. Da ging nun ein Beamter der Compagnie, namens Nossow, ebenfalls dahin, um mit dem Koloschen-Häuptling zu unterhandeln, ohne Begleitung und nur mit einem Säbel bewaffnet. Ein frecher Kolosche aber, der sich auf demselben Wege befand, legte mit der Flinte auf ihn an, vermutlich nicht um ihn zu schießen, sondern nur um ihn in Furcht zu setzen. Nossow jedoch ging, ohne sich daran zu kehren, auf den zielenden Koloschen los und gab ihm eine solche Ohrfeige, daß er mit der Flinte in den Schmutz fiel; darauf setzte er, ohne sich umzuwenden, seinen Weg ruhig fort. Der Kolosche aber, so unangenehm ihm auch die Beleidigung sein mußte, zumal da alle Beamten der

[1]) Lütke I, 197 bis 198.

Compagnie ihn auslachten, wagte nicht, etwas gegen seinen Feind und Beleidiger zu unternehmen“ [1]).

In den Kämpfen mit den Russen haben die Tlinkit allerdings, wie wir gesehen haben, mitunter große Tapferkeit bewiesen (vorausgesetzt, daß die russischen Berichte nicht durch Uebertreibung der Tapferkeit des Gegners die eigene erhöhen wollten), doch mag auch die Unbekanntschaft mit den Machtmitteln des Gegners ihr trotziges und kühnes Auftreten veranlaßt haben. Wie rasch im übrigen Feindseligkeiten unter den Eingeborenen zum Ausbruch kommen, wie schnell sie aber auch beigelegt werden können, ersieht man aus der folgenden charakteristischen Schilderung, welche G. Simpson als Augenzeuge von einem im Jahre 1842 unter den Sitka-Indianern ausgebrochenen Streit giebt.

In dem Dorfe der Eingeborenen, unmittelbar unter den Kanonen des Forts, waren ein hoher Häuptling und ein vornehmer Mann, der aber von geringerem Range war, bei einem Trinkgelage mit einander in Streit geraten, infolge dessen ersterer den letzteren mit seinem Dolche erstach. Die Partei des Ermordeten, etwa 1000 Männer stark, zog sofort mit schrecklichem Geheul aus, den Tod zu rächen, alle in der abschreckendsten Weise bemalt und mit jeder Art von Waffen, Speeren, Knütteln, Dolchen und Feuerwaffen, versehen, während die Frauen, womöglich noch wilder als die Krieger, die lärmende Bande durch boshaftes Geschrei und durch Gesten zu Gewaltthätigkeiten anreizten. — Der Einbruch der Nacht verhinderte den Ausbruch der Feindseligkeiten. — Am folgenden Tage versammelten sich mehrere Tausende verschiedenen Alters und Geschlechts, von denen die meisten bewaffnet und durch die eigene Rachsucht und die Beschwörungen der Schamanen in Dämonen verwandelt waren. — Das Leben des Häuptlings wurde als Sühne gefordert, aber von seiner Partei verweigert, weil es höheren Wert hätte als das des erschlagenen Mannes. Jetzt traten jedoch auch der russische Gouverneur und der Bischof für den Häuptling ein, da er durch die Taufe ein Glied der christlichen Kirche geworden war; zugleich wurden die Geschütze des Forts in Bereitschaft gesetzt. — Dies führte zu einer Verständigung; mit lautem Geschrei gingen die

[1]) Weniaminow 125 bis 126.

beiden Parteien auf einander los, und ein oder zwei Minuten lang hörte man das Zusammenschlagen der Waffen. Als sich dann beide Parteien gleichzeitig zurückzogen, sah man die Leichname zweier Sklaven, die an Stelle des Häuptlings geopfert worden waren [1]).

Dergleichen Scheingefechte wurden nach Lütke und Weniaminow auch in Scene gesetzt, wenn sich nach erfolgter Verständigung die Parteien der Geiseln, welche als Bürgschaft für den Frieden gegeben werden sollten, bemächtigten. — Lütke beschreibt den Hergang folgendermaßen: „Beide Parteien, Männer und Frauen, begeben sich auf einen freien Platz. Die vordersten, welche sich der Geisel bemächtigen sollen, die immer unter den angesehensten Persönlichkeiten ausgewählt wird, geben sich den Anschein, als ob sie den Kampf beginnen wollen, indem sie ihre Lanzen und Dolche lebhaft hin- und herschwingen. Endlich stürzen sie sich unter lautem Geschrei auf die Mitte der Gegenpartei, ergreifen die zur Geisel bestimmte Person, die sich in der Menge versteckt, und tragen sie auf ihren Armen unter Freudengeschrei auf ihre Seite. — Dasselbe thut man auf der anderen Seite. Durch ein Fest wird alsdann die Feierlichkeit beschlossen. Die Geiseln werden in die Wohnungen ihrer neuen Freunde geführt, und nachdem sie dort ein Jahr oder länger zugebracht haben, kehren sie wieder zu den ihrigen zurück, während durch neue Feste das Bündnis befestigt wird“ [2]).

Streitigkeiten zwischen Geschlechtern und Familien wurden häufig, wie Lütke und Holmberg angeben, durch Zweikämpfe entschieden. Auch hierbei stellen sich beide Parteien in Schlachtordnung auf; die erwählten Kämpfer werden mit dicken Panzern aus gegerbten Elentierhäuten bekleidet, während der Kopf durch einen hölzernen Helm, welcher mit dem Wappenzeichen des Stammes versehen ist, geschützt wird. Als Waffe wird nur der Dolch benutzt; durch Tänze und Gesänge, die sich nach dem Verlauf des Kampfes richten, begleiten die Zuschauer denselben [3]). — In neuerer Zeit scheint jedoch die Sitte der Zweikämpfe völlig aufgegeben zu sein. Durch den allgemeinen Gebrauch der Feuer-

---

[1]) Simpson II, 204 bis 205.

[2]) Lütke I, 198 bis 199.

[3]) Holmberg 42. Lütke I, 196.

waffen sind auch insofern Aenderungen in der Kampfweise eingetreten, als die alten Rüstungen, welche wohl gegen Dolche und Pfeile, aber nicht gegen Flintenkugeln schützen, kaum noch angelegt werden. Sie werden jetzt nur noch als alte Reliquien in den Truhen aufbewahrt oder auch den Händlern als Merkwürdigkeiten verkauft. — Außer den erwähnten Lederpanzern, welche die Gestalt eines Wamses hatten und über der linken Schulter und unter dem rechten Arm getragen wurden, waren auch noch Brustpanzer aus hölzernen Stäben im Gebrauch, welche letztere mittelst Sehnen sehr sauber zusammengefügt waren und mitunter in mehrere, durch Lederbänder mit einander verbundene Teile zerfielen (s. S. 109).

Von den alten Waffen hat sich nur noch der Dolch im Gebrauch erhalten. Die Form der Dolche ist nicht immer dieselbe; häufig haben sie zwei Blätter, ein oberes und ein unteres, von denen das eine jedoch nur etwa ein Viertel der Länge des anderen hat. Die Klingen stecken in ledernen Scheiden, welche an einem Lederriemen um den Hals getragen werden. Auch der Griff ist mit Leder umwickelt, welches in einen langen Riemen ausläuft, der nach Holmberg beim Kampfe um die Hand gebunden wird, nach Dixon an seinem Ende mit einem Loch für den Mittelfinger versehen ist[1]). Ehemals hatte man auch kupferne Dolche; Erman sah nur solche bei den Eingeborenen in Sitka. „Diese waren gegen 1½ Fuß lang, 4 bis 5 Zoll breit, in eine Spitze auslaufend und teils säbelförmig mit konvex gekrümmter Schneide, teils gerade und zweischneidig nach Art der alten römischen Schwerter. Ueber der dünner gehaltenen Handhabe endigten sie entweder in einen Knopf, dem dann sehr zierlich die Gestalt eines Vogelkopfes oder dergleichen gegeben war, oder in eine zweite kürzere Klinge; auch war das Ganze stets blank und schien sorgfältigst poliert"[2]).

Bogen und Pfeile sieht man fast nur noch in der Hand der Kinder. Nach älteren Beschreibungen[3]) und nach dem zu urteilen, was man heute noch vorfindet, waren dieselben nicht

---

[1]) Holmberg 28. Forster II, 167.
[2]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 386.
[3]) La Perouse I, 169.

besonders kunstvoll. Die Pfeile hatten Spitzen von Stein, Knochen, Kupfer oder Eisen, die mitunter sägeartig eingeschnitten waren.

Beim Spannen wird der Bogen horizontal gehalten.

Außer Bogen und Pfeil wurden beim Kampfe noch lange Wurfspeere mit eiserner Spitze benutzt. Dagegen sind über den Gebrauch der Streitäxte, aus Stein oder Knochen, welche man jetzt noch vereinzelt unter dem alten Hausrate findet, keine Nachrichten überliefert. — Das Skalpieren der erschlagenen Feinde scheint, wenn auch nur in einzelnen Ausnahmefällen, früher geübt worden zu sein. — Nach Lisiansky ließen sich die Eingeborenen gegen gefallene Feinde, besonders gegen Europäer, die in ihre Hände fielen, die größten Grausamkeiten zu Schulden kommen. „Männer, Frauen und Kinder fallen dann zugleich über den Armen her; einige machen Wunden in sein Fleisch, andere stechen oder brennen ihn, andere schneiden einen Arm oder ein Bein ab und andere skalpieren das Haupt. Letzteres geschieht auch bei einem Feinde, der tot auf dem Schlachtfeld bleibt. Es wird von dem Schamanen gemacht, indem er erst die Haut rund um den Kopf herum durchschneidet und dann den Skalp bei den Haaren abzieht. Der Kopf wird abgeschnitten und weggeworfen oder auch irgendwo als Merkzeichen aufgesteckt [1]).

Auch Holmberg sagt, daß man die gefangenen Feinde zu Sklaven mache, die getöteten skalpiere und den Skalp als Kriegstrophäe aufbewahre, um ihn bei festlichen Gelegenheiten als Beinschmuck zu benutzen [2]).

Jetzt ist der Gebrauch des Skalpierens gänzlich aufgegeben worden. — Als Merkwürdigkeit wurde es uns mitgeteilt, daß ein Tschilkat-Häuptling unter seinen Trophäen einen Skalp besitze.

Allgemein dagegen war die Sitte, einen Friedensschluß oder eine Versöhnung durch Stellung von Geiseln zu sichern. Nach Weniaminow und Holmberg durften diese mehrere Tage lang nur mit der linken Hand essen, da die rechte während des Kampfes die Waffen geführt hatte. Zu jeder Geisel wurden

---

1) Lisiansky 238 bis 239.

2) Holmberg 42.

noch zwei Stellvertreter gestellt, welche sie zugleich zu bewachen hatten [1]).

Um sich kriegstüchtig zu machen, sollen die Koloschen ehemals die Sitte regelmäßiger Geißelungen gehabt haben, doch bereits zu Weniaminows Zeiten fanden dieselben nur noch selten statt. Wie der genannte Autor berichtet, wurden die Geißelungen immer zur Winterszeit, während des strengsten Frostes, am frühen Morgen vorgenommen. Der Aelteste des Stammes stellte sich, nachdem er sich geschmeidige Ruten hatte bringen lassen, am Strande auf, während die jungen Männer, die begierig waren, ihren Mut zu zeigen, erst ein Bad in den Meeresfluten nahmen, dann aber sich vor ihn hinstellten, und so lange von ihm geißeln ließen, bis sie es nicht länger ertragen konnten, oder andere sie von der Stelle drängten. Dieses soll manchen noch nicht genügt haben; mit spitzen Steinen zerfleischten sie sich Brust und Hände, bis sie von Blut überströmt waren; dann wieder setzten sie sich ins Meer und blieben darin, bis sie beinahe erstarrten. Darauf begaben sie sich in ihre Hütten und streckten sich auf Matten am Feuer aus.

Außer diesen am Morgen stattfindenden Geißelungen am Meeresstrande wurden auch solche am Abend in der Hütte selbst bei brennendem Herdfeuer vorgenommen, welche wegen der größeren Empfindlichkeit der Haut weit schmerzhafter waren, als jene. Weniaminow erzählt, daß, wenn alle um das Feuer herum versammelt sind, auf ein geheimes Zeichen dem Aeltesten kahle Zweige gebracht werden, von denen er einige auswählt, während die Hausinsassen sich entkleiden und dann, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen, ja ohne auch nur die Miene zu verziehen, sich von ihm auf das heftigste geißeln lassen. Niemand soll sich dieser Geißelung, wenn er nicht den Ruf der Feigheit erlangen will, entziehen dürfen, während die Geißelungen am Meeresstrande in dem Belieben eines jeden stehen. Ein Grund dafür, daß besonders die abendlichen Geißelungen seit der näheren Berührung der Tlinkit mit den Russen nur noch sehr selten stattfanden, war nach Weniaminow die Ueberzeugung, daß die auf diese Weise erlangte Kriegstüchtigkeit den Schußwaffen der Europäer gegenüber ohn-

---

[1]) Weniaminow 97 bis 99. Holmberg 43.

mächtig sei. — Doch scheint der Gebrauch der Geißelungen auch heute noch nicht ganz aufgegeben zu sein; von den Tschilkat-Indianern hörten wir wenigstens, daß sie an kalten Wintermorgen sich an den Meeresstrand begeben und dort zu zweien mit entblößtem Oberkörper niederhocken. Mit einer Erlenrute beginnt dann der eine den andern zu schlagen, darauf giebt er diesem die Rute und bietet auch seinen Leib den Streichen dar.

---

10. Kapitel.

Mythen der Tlinkit.

Die Geburt Jēlchs. — Jēlchs Erziehung und Jugend. — Die Nachstellungen und Anschläge des Onkels auf sein Leben.

Die große Flut. — Darstellung dieser Sage bei Weniaminow und Lütke. — Jēlch entwendet das süße Wasser von Kanūk; Ursprung der Seeen und Flüsse. — Jēlch befreit die Himmelslichter, Sonne, Mond und Sterne; Ursprung der Tiere auf dem Lande, in der Luft und im Wasser. — Jēlch holt das Feuer. — Jēlch bringt die Möwe mit dem Kranich in Streit und erlangt den Fisch ssag. — Jēlch und die Fischer. — Jēlch fängt den Lachs und betrügt seine Vettern, die Dohlen. — Jēlch und das Baumharz. — Jēlch geht mit dem Bären auf den Lachsfang, reißt dem Kormoran die Zunge heraus, tötet den Bären und seine Weiber durch arglistige Ratschläge.

Wie Weniaminow die Persönlichkeiten Jēlchs und Kanūks deutet. — Jēlch als Gottheit. — Parallelen mit biblischen Erzählungen. — Die Ursache der Völkerverschiedenheit nach dem Glauben der Tlinkit. — Der Mythus vom Donner und seiner Schwester. — Der Berg Edgecumbe. — Die Sage über den Ursprung von Sonne und Mond nach Weniaminow. — Sagen über Verwandlungen von Menschen in Tiere. — Sagen vom Kuschta- (Landotter-) Volk. — Sage von Jehuchklanē und den Walfischen. — Sage über den Ursprung der Sitka-Indianer nach Lisiansky. — Erzählung von dem eifersüchtigen Gunana-Weib. — Sagen über den Aufenthalt und das Leben der Geister.

Die Mythologie der Tlinkit dreht sich um die Erlebnisse und Thaten Jēlchs, des Raben, über den eine große Anzahl von Sagen im Munde des Volkes verbreitet sind. Dieselben sind, wie Weniaminow angiebt, für den Tlinkit die einzigen Dogmen und die Richtschnur seines Lebens; sein Grundsatz ist: „So

wie Jēlch [1]) handelte und lebte, so müssen auch wir leben" [2]). Am ausführlichsten berichten Lütke und Weniaminow über dieselben; fast alle späteren Mitteilungen, so auch die Holmbergs, sind nur aus diesen Quellen geschöpft [3]). In der folgenden Darstellung halte ich mich getreu an die Aufzeichnungen, welche wir während unseres Aufenthalts in der Handelsstation Tschilkut machten. Dieselben geben zum größten Teile die Erzählungen eines alten, erblindeten Indianers, mit Namen Kaschkoé, wieder, welcher an den Winterabenden die Faktorei zu besuchen pflegte und dort einen Kreis von Indianern, Männern und Frauen, damit unterhielt. Aufmerksam lauschten die Zuhörer, und oftmals unterbrach lautes Gelächter den Erzähler, wenn er von den listigen Streichen und den derben Späßen Jēlchs berichtete.

Einst, so hörten wir, lebte ein mächtiger Häuptling, der eine junge Frau hatte, auf welche er sehr eifersüchtig war. Er hatte aber auch eine Schwester [4]), deren zehn Söhne er, einen nach dem anderen, tötete, damit sie nicht einst nach dem Brauch der Tlinkit seine Frau als Erbe erhielten. Aus Gram über den Tod ihrer Söhne ging die Schwester in den Wald, um sich selbst zu töten; hier begegnete ihr ein alter Mann, welcher sie nach der Ursache ihres Kummers fragte und ihr, nachdem er dieselbe erfahren hatte, folgenden Rat gab: „gehe zur Ebbezeit an den Meeresstrand, suche einen runden Kieselstein, mache ein großes Feuer und erhitze ihn darin; dann nimm ihn heraus und verschlucke ihn ohne Furcht; er wird dir keinen Schaden thun" [5]). Die Frau that alles nach dem Rate des Alten, und da sie schwanger wurde, baute sie sich an demselben Orte eine Hütte, in der sie einen Sohn gebar, welcher zu einem schönen Knaben heranwuchs. Dieser war aber Jēlch. Einen Stein, den sie von

---

[1]) Weniaminow schreibt Элъ = El.

[2]) Weniaminow 37 bis 38. Holmberg 42.

[3]) Pinart, der die Sage von Jēlch als selbst vernommene wiedergiebt, bringt hier und an anderen Stellen nur eine fast wörtliche Uebersetzung von Weniaminow, dessen Namen er nur einmal nebenbei erwähnt.

[4]) Von Weniaminow „kitchu ginsi, d. h. Tochter eines Meertieres", genannt.

[5]) Weniaminow sagt, daß Kitchuginsi an den Strand ging, und daß ein Walfisch ihr den Rat gab.

dem Greise erhalten hatte, legte sie unter seine Kehle und machte ihn dadurch unverwundbar, auch badete sie das Kind, wie es ihr geheißen war, täglich zweimal in der Lagune, wodurch sein Wachstum beschleunigt wurde.

Als der Knabe etwas größer geworden war, machte ihm seine Mutter Bogen und Pfeile, mit welchen er erst kleine Vögel erlegte, deren Bälge die Mutter zu Decken zusammennähte, dann Hasen, Füchse, Wölfe, Bergschafe und andere Tiere. Der glückliche Jäger sorgte dafür, daß stets große Vorräte in der Hütte vorhanden waren; die Mutter aber nähte immer die Felle aller erbeuteten Tiere zu Decken zusammen [1]).

Einst fragte Jēlch, da er herangewachsen war, seine Mutter, wo ihre Freunde und Verwandten wären. Sie aber antwortete ihm, sie habe keine, und als er weiter in sie drang, da sie doch nicht aus nichts habe entstehen können, gab sie an, daß sie schon alle gestorben wären. Eines Tages jedoch kamen zwei Sklaven des Oheims, welche von diesem ausgeschickt waren, die Gebeine seiner Schwester zu suchen, und auch schon einen Kasten für dieselben mitbrachten. — Sie fanden aber die Hütte mit Vorräten angefüllt, während sonst überall Mangel herrschte. Dies berichteten sie nach ihrer Rückkehr dem Oheim und erzählten ihm auch, daß die Schwester einen sehr schönen Sohn hätte. Der Oheim sandte sie sogleich nochmals aus, damit sie diesen Sohn, seinen Neffen, einladen sollten, ihn zu besuchen. Als aber die Sklaven diese Einladung überbrachten, warnte die Mutter ihren Sohn davor, dieselbe anzunehmen, indem sie ihm zugleich erzählte, daß ihr Onkel bereits zehn seiner Brüder getötet hätte. Jēlch erklärte jedoch, er würde dennoch gehen, sie aber möchte unbesorgt sein. Darauf folgte er den Sklaven, indem er eine Fuchsdecke, eine Marderdecke und eine Renntierschürze mit sich nahm; seine Mutter aber ging ihm nach. — Als Jēlch in die Hütte seines Oheims eintrat, sah er die Frau desselben, welche ihm sehr wohl gefiel.

---

[1]) Einst erlegte er, wie Weniaminow berichtet, einen großen, einer Elster gleichenden Vogel, Kuzgatúli, d. h. Himmelsvogel, mit langem Schwanz und sehr langem, spitzem, glänzendem Schnabel. Diesem zog er den Balg ab, durch welchen er die Fähigkeit des Fliegens erlangte. Ein anderes Mal tötete er eine große Ente und gab den Balg derselben seiner Mutter, welche dadurch in den Stand gesetzt wurde, im Meere zu schwimmen. (Weniaminow 41.)

Der Oheim aber war so eifersüchtig auf seine Frau, daß er dieselbe, wenn er wegging, in einen Kasten einschloß, welchen er an einem Dachbalken aufhing, indem er den Knoten in einer besonderen Weise schürzte, sodaß er immer erkennen konnte, ob irgend jemand ihn aufgeknüpft hatte [1]).

Der Häuptling forderte nun seinen Neffen auf, sich neben ihm niederzulassen und ließ dann von seinen Sklaven das Brett holen, auf welchem er die anderen Brüder abgeschlachtet hatte und das sägeartige Messer, dessen Schneide aus Glas (Obsidian?) bestand. Dann ließ er seinen Neffen sich auf das Brett legen und bemühte sich, den Hals desselben zu durchsägen. Aber alle Zähne der Säge brachen ab, und der Jüngling blieb unverletzt. Darauf sagte der Häuptling, daß ihm kalt wäre, und er verlangte von seinem Neffen, daß er einen hinter der Hütte befindlichen Baum fälle und mit dem Holz desselben Feuer anmache. Die Mutter aber warnte ihn davor, dies zu thun, da er unter dem Baume die Gebeine seiner Brüder finden würde. Doch Jēlch ging hinaus und fing an, den Baum, neben dem die Gebeine seiner Brüder lagen, umzuhauen. Da fielen gläserne Splitter auf sein Haupt, denn der Baum bestand aus Glas; Jēlch aber achtete ihrer nicht, und alle zerschellten auf seinem Kopfe, ohne ihn zu verletzen. Nachdem er den Baum gefällt hatte, haute er noch das Holz vor der Hütte klein und trug es dann auf seinen Schultern in den Wohnraum, woselbst er ein mächtiges Feuer damit anzündete, sodaß der Oheim schon fürchtete, daß sein Haus abbrennen würde.

Darauf sprach der Häuptling zu Jēlch: „Komm' mit mir, und hilf mir, mein Canoe auszuspreizen". Trotz der Warnung seiner Mutter folgte der Jüngling auch dieses Mal dem Oheim, und auf das Geheiß desselben kroch er unter das Canoe, um es weiter auszudehnen. Da nahm der Häuptling schnell die Querhölzer weg, sodaß die Seiten zusammenschlugen, und ging dann, in der Meinung, daß sein Neffe sich nicht wieder aus dem Canoe befreien werde, nach Hause. — Jēlch aber zerbrach mit Leichtig-

[1]) Nach Weniaminow wurde die Frau auch noch von 4 oder 8 kleinen roten Vögeln, „kun" genannt, beständig bewacht, welche sie sofort verließen, sowie sie sich einem anderen Manne zuwandte. (Weniaminow 38 bis 39.)

keit das Canoe, dann nahm er beide Hälften auf seine Schultern, trug sie zu seinem Oheim und warf sie ihm vor die Füße. — Nun sagte der Häuptling, daß er gern einen Tintenfisch essen möchte. Jēlch machte sich heimlich ein kleines Canoe, das er unter seiner Decke verbarg, dann fuhr er in einem Canoe mit dem Oheim auf den Fang des Tintenfisches aus. Als Jēlch nun, der an der Spitze des Bootes stand, den Tintenfisch fangen wollte, brachte der Oheim das Canoe ins Schwanken, sodaß der Jüngling in das Wasser stürzte; dann kehrte er, in dem Glauben, daß der Neffe ertrunken wäre, nach Hause zurück. Da es bereits dunkel geworden war, hatte er nämlich nicht sehen können, wie Jēlch sein kleines Canoe hervor nahm und dasselbe unter sich that. — Jēlch fing noch erst den Tintenfisch und ruderte dann an den Strand. Darauf brachte er den Tintenfisch seinem Oheim und warf ihn ihm zu Füßen. Da schwoll der Tintenfisch auf und wurde größer und größer, bis daß er das ganze Haus erfüllte. Zugleich stieg das Wasser, die Flut drang herein und alle Menschen kamen um. Jēlch aber zog seinen Vogelbalg an und gab einen zweiten seiner Mutter, welche ihn auch anlegte; dann erhoben sie sich beide in die Luft. Jēlch flog so hoch, daß er mit seinem Schnabel in den Himmel stieß und zehn Tage lang an demselben hängen blieb; die Flut aber stieg so hoch, daß sie ihm bis an die Füße reichte. Als nach dieser Zeit das Wasser sich wieder verlief, ließ er los, um auf die Erde herabzukommen. Er fiel aber gerade auf einen Haufen Tang herunter[1]).

Die Fabel über den Ursprung Jēlchs finden wir zuerst bei Lütke[2]), der sie den Aufzeichnungen Chliebnikows entnommen hat. — Wiewohl dieselbe hier weniger vollständig wiedergegeben ist, lasse ich sie doch auch in dieser ältesten Fassung einiger besonderer Züge wegen folgen.

---

[1]) Weniaminow führt an, daß nach Aussage der Stakhins Jēlch auf die Königin Charlotte-Inseln gefallen sei, und von dort, nachdem er einen Zweig der Ceder, „tschaga“ genannt, in den Schnabel genommen habe, auf die benachbarten Inseln geflogen sei. Ueberall nun, wo er ein Stückchen dieser Ceder fallen ließ, wächst jetzt dieser Baum. (Weniaminow 44.)

Eine wörtliche Uebersetzung der Weniaminowschen Version von dem Jēlch-Mythus findet sich bei Erman. (Ztschr. f. Ethn. II, 372 bis 374.)

[2]) Lütke, Voyage autour du monde. Partie hist. Bd. I, S. 189.

„Kitkh-oughin-si (französische Schreibung), der erste Bewohner der Erde, hatte von seiner Schwester mehrere Kinder, welche er tötete, damit das Menschengeschlecht sich nicht vermehrte. Seine Macht erstreckte sich über alle Bewohner der Erde, und er bestrafte sie für ihre Vergehen durch eine Flut. Doch konnte er nicht alle verderben, weil sie sich in Booten auf die Gipfel der Berge retteten, woselbst man noch die Ueberreste dieser Boote sieht und der Seile, mit denen sie festgemacht waren.“

„Die Schwester des Kitkh-oughin-si trennte sich während der Flut von ihrem grausamen Bruder und begegnete am Meeresstrande einem großen und schönen Manne, der, als er die Ursache ihrer Flucht erfuhr, sie einen kleinen, runden Stein herunterschlucken ließ, indem er ihr versprach, daß sie darnach eines Sohnes genesen würde, den niemand würde töten können. Die Folge davon war die Geburt Elkhs. Seine Mutter erzog ihn mit Sorgfalt; jeden Morgen badete sie ihn im Meere, und sie lehrte ihn, Vögel zu schießen. Elkh tötete zuerst eine große Menge Kolibris, um davon seiner Mutter ein Kleid zu machen. Dann tötete er einen großen, weißen Vogel, zog seine Haut an und in der Freude darüber, Flügel zu haben, empfand er den brennenden Wunsch, wie ein Vogel fliegen zu können. Und sogleich erhob er sich in die Lüfte; aber da er seine Flügel noch nicht regieren und vor Müdigkeit auch nicht weiter konnte, schrie er mit reuevollem Tone: „Ich hätte besser daran gethan, bei meiner Mutter zu bleiben“. Sowie er dies gesagt hatte, sah er sich wieder in seiner Hütte. — Als er groß geworden war, bat er seine Mutter um die Erlaubnis, Kitkh-oughin-si aufzusuchen, um ihn für seine Bosheit zu bestrafen. Er fand die Wohnung seines Onkels, setzte sich auf das Dach und wartete, bis derselbe in das Haus zurückkehrte. Nachdem er ihn darauf in demselben eingeschlossen hatte, hieß er den Gewässern zu steigen, um den Bösewicht zu ertränken; er selbst aber erhob sich mit seinen Flügeln in die Luft. Er flog lange Zeit; endlich, als seine Kräfte erschöpft waren, fiel er auf einen Stein herab, wobei er sich großen Schaden that, sodaß er längere Zeit bewußtlos liegen blieb. — Dies ist die Ursache von allen Krankheiten der Menschen. — Als er wieder zu sich gekommen war, hörte er eine Stimme, welche ihn rief, aber er sah niemanden. Dann nahm er alle seine Kräfte

zusammen und ging an den Meeresstrand, woselbst er Fischottern bemerkte, welche an der Oberfläche des Wassers spielten. Eine von diesen sagte zu ihm: „setze dich auf mich, ich werde dich dahin tragen, wo man dich ruft“. — „Aber du wirst mich ertränken“, antwortete Elkh. „Fürchte nichts, schließe die Augen und setze dich auf mich“. Elkh setzte sich auf die Fischotter und erblickte ein Gestade, an welchem sich viele Menschen befanden. Hier traf er auch seine Mutter und seinen Onkel, welche sich wahrscheinlich schon versöhnt hatten, und hier lernte er auch den Raben kennen, von dem er die Macht erhielt, der Stammvater des Koloschen-Geschlechts zu werden“.

Soweit Lütke. Nach der uns mitgeteilten Version ging Jēlch, nachdem er auf den Tang heruntergefallen war, ans Land, fand aber nirgends süßes Wasser, bis er an das Haus eines Mannes, mit Namen Kanuk, kam. Dieser hatte Wasser in einem kleinen Kasten, den er immer verschlossen hielt und auf dem er selbst zu sitzen pflegte. — Kanuk gab zwar dem Jēlch etwas zu trinken, aber doch nicht genug. Jēlch wandte nun eine List an, um mehr Wasser zu bekommen. Als Kanuk eingeschlafen war, legte er Hundekot unter seine Renntierdecke, weckte ihn dann auf und sagte: „Freund, du träumst, du hast dein Bett verunreinigt; gehe hinaus und wasche es“. Kanuk befolgte auch wirklich diesen Rat, Jēlch aber trank, sowie Kanuk hinausgegangen war, so viel Wasser, daß es ihm bis zur Kehle stieg. Dann flog er davon und setzte sich auf einen Harzbaum. Der erzürnte Kanuk aber sammelte alles Pechholz unter dem Baume und zündete ein großes Feuer an. Von dem Rauch desselben wurde Jēlch schwarz, während er bisher weiß gewesen war. — Dann flog er davon auf alle Berge, und spie auf jeden derselben ein wenig Wasser aus. Seit dieser Zeit kommen die Bäche und Flüsse von den Bergen.

Nach Weniaminow ist Kanuk eine geheimnisvolle Person ohne Anfang und Ende, älter und mächtiger als Jēlch selbst. — Er hatte seinen Wohnsitz auf einer baumlosen Insel, „Tekinu“, d. h. Seefestung, welche im Osten von der Insel Schitka bei dem Vorgebirge Schigliutu, d. h. Vorgebirge von Schitka, lag. Auf dieser Insel soll sich ein steinerner Brunnen befunden haben, der mit einem steinernen Deckel verschlossen war. Das Wasser

in dem Brunnen verschwand sofort und erschien am Strande des Meeres, sowie ein Unreiner seine Hände in demselben wusch. Noch zu Weniaminows Zeit soll das Wasser „Kanuk-hin", d. h. Wasser des Kanuk, genannt worden sein. Kanuk hatte über dem Brunnen seine Hütte erbaut und schlief auf dem steinernen Deckel selbst. Weniaminows Darstellung der Art und Weise, wie Jēlch sich des Wassers bemächtigte, ist von der oben gegebenen etwas abweichend, auch ausführlicher, sodaß ich sie hier folgen lassen will.

„Eines Tages begegnete Kanuk, da er in einem Boote auf dem Meer herumfuhr, dem Jēlch und fragte ihn: „Wie lange bist du schon in der Welt?" Jēlch antwortete ihm, daß er damals in der Welt geboren wurde, als die Erde noch nicht stand. „Wie lange aber lebst du in der Welt?" fragte ihn ebenfalls Jēlch. „Seit der Zeit," erwiderte Kanuk, „als von unten die Leber herauf kam" [1]. „Dann," sagte Jēlch, „bist du älter als ich". Indem sie so sprachen, entfernten sie sich vom Ufer. Kanuk, der seine Macht und seine Ueberlegenheit über Jēlch zeigen wollte, nahm seinen Hut ab und legte ihn hinter sich. Sogleich breitete sich ein so dichter Nebel auf der Oberfläche des Wassers aus, daß, wer hinten im Boot saß, nicht die Spitze desselben sehen konnte; Kanuk aber entfernte sich zugleich von seinem Gefährten. Jēlch fing nun an Kanuk zu rufen: „Achkani, Achkani," d. h. mein Freund, mein Freund; dieser aber schwieg. Nachdem Jēlch lange Zeit vergeblich gerufen hatte und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, bat er endlich seinen Gefährten unter Thränen, doch zu ihm zu kommen. — Da näherte sich ihm Kanuk und sagte: „was schreist du?" Bei diesen Worten setzte er seinen Hut wieder auf, und sogleich verschwand der Nebel. Jēlch aber sagte zu ihm: „Jetzt sehe ich, Achkani, daß du mächtiger bist als ich". Darauf lud Kanuk den Jēlch zu Gaste ein, und sie fuhren nach der Insel Tekinu, woselbst Kanuk unter anderem Jēlch auch mit süßem Wasser bewirtete. — Dem Jēlch aber schmeckte das Wasser sehr gut, ohne daß er aber seinen Durst stillte, und gern hätte er noch mehr gefordert, aber er schämte sich. — Nach dem

---

[1]) Was es für eine Bewandtnis mit dieser von unten heraufkommenden Leber hat, vermag Weniaminow nicht anzugeben.

Essen begann Jēlch von seinen Thaten zu erzählen und von der ganzen Geschichte der Welt. Kanuk hörte anfänglich mit Aufmerksamkeit zu, aber endlich, wie interessant auch die Erzählungen Jēlchs waren, fing er an einzuschlummern und verfiel in einen festen Schlaf auf dem Deckel des Brunnens. Da nahm Jēlch Hundekot und legte ihn heimlich neben Kanuk. Darauf entfernte er sich etwas und begann zu rufen: „Achkani, steh' auf und sieh' nach, du scheinst nicht gesund zu sein". Kanuk erwachte, und indem er den Worten Jēlchs Glauben schenkte, begab er sich sogleich ans Meer, um sich zu waschen. Jēlch aber beeilte sich, den Deckel vom Brunnen aufzuheben und so viel Wasser aus ihm zu trinken, als er konnte. Nachdem er getrunken und noch den Mund voll genommen hatte, verwandelte er sich sogleich in den Raben und flog nach der Rauchöffnung. Hier aber wurde er durch irgend etwas aufgehalten. Da machte Kanuk Feuer an, um seinen Gast zu räuchern, soviel er konnte; dadurch aber wurde Jēlch und mit ihm auch der Rabe schwarz, vorher aber war er weiß gewesen. Endlich ließ Kanuk nach, und Jēlch flog davon auf seine Erde und ließ aus seinem Schnabel Wassertropfen auf das Land fallen; und wo kleine Tropfen hinfielen, da sind jetzt Quellen und Bäche, wo aber größere fielen, da entstanden Seen und Flüsse". (Weniaminow 53 bis 55.)

In der Darstellung der Mythe über die Gewinnung der Himmelslichter und des Feuers folge ich gleichfalls Weniaminows Bericht.

„Die Himmelslichter waren bei einem reichen und mächtigen Häuptling in drei Kisten, welche sorgfältig verschlossen waren, und denen sich niemand nähern durfte. Jēlch hatte davon gehört und faßte den Plan, sich ihrer zu bemächtigen. Der Häuptling hatte eine einzige Tochter, welche er sehr liebte und sorgsam behütete, sodaß er ihr nicht einmal erlaubte, zu essen oder zu trinken, ohne daß er Eß- und Trinkgeschirre vorher untersucht hätte; Jēlch, der einsah, daß er das Licht von dem Häuptling nur, wenn er sein Enkel wäre, erlangen könnte, faßte den Plan, sich von dieser Tochter gebären zu lassen. Die Ausführung dieses Entschlusses fiel ihm nicht schwer, da er das Vermögen hatte, jede beliebige Gestalt anzunehmen. So verwandelte er sich denn eines Tages in einen Grashalm und ließ sich dann auf den Rand

des Gefäßes herab, aus welchem die Häuptlingstochter trank. Als dieselbe nach vorgenommener sorgfältiger Untersuchung zu trinken begann, schlüpfte ihr Jēlch in die Kehle; sie aber merkte sofort, daß sie etwas verschluckt hatte, und versuchte es herauszubringen, aber dies gelang ihr nicht. — Die Folge davon war, daß sie schwanger wurde; als die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, ließ der Vater Biber- und andere Felle ausbreiten, aber die Tochter konnte nicht gebären. Endlich führte eine alte Frau das Mädchen in den Wald, und nachdem sie ihm daselbst ein Mooslager bereitet hatte, mußte es sich auf demselben niederlegen. Sogleich gebar die Häuptlingstochter einen Sohn, von dem aber niemand wußte, daß es Jēlch war. Der Großvater aber freute sich über die Geburt seines Enkels und liebte ihn fast noch mehr als seine Tochter. — Als Jēlch verständig zu werden anfing, weinte er eines Tages so sehr, daß nichts ihn beruhigen konnte. Alles, was man ihm gab, warf er fort, und indem er noch stärker als zuvor schrie, zeigte er mit der Hand nach dem Ort, an welchem die drei Kasten mit den Lichtern waren; diese aber durften ohne ausdrückliche Erlaubnis des Großvaters ihm nicht gegeben werden. Endlich willigte derselbe ein, einen der Kasten ihm zu geben. Sofort beruhigte sich Jēlch, als er den Kasten erhielt, und fröhlich begann er mit demselben zu spielen, ohne ihn aus den Händen zu lassen. Er ging mit dem Kasten zur Thüre heraus, und da er sich unbemerkt sah, öffnete er den Deckel, und sogleich erschienen die Sterne am Himmel, der Kasten aber war leer. — Der Großvater war zwar traurig über den Verlust seines Schatzes, zürnte jedoch dem Enkel nicht. — Durch dieselbe List erlangte Jēlch auch den anderen Kasten, in welchem der Mond verborgen war. Endlich versuchte er auch den letzten zu erhalten, den kostbarsten von allen, welcher die Sonne enthielt. — Aber hierbei wollte der Großvater dem Wunsche seines Enkels nicht nachgeben; Jēlch indessen hörte nicht auf zu schreien und zu weinen, verschmähte Speise und Trank und wurde schließlich krank, bis der Großvater ihm endlich auch den letzten Kasten gab, doch mit dem strengen Befehl, darauf acht zu geben, daß er ihn nicht öffne. Jēlch aber verwandelte sich, nachdem er zur Thür herausgegangen war, in den Raben oder nach anderen in einen erwachsenen Mann und verließ den Ort mit dem Kasten, um sich auf seine

Erde zu begeben. An einem Orte hörte er die Stimme von Menschen, aber er sah sie nicht, weil die Sonne noch nicht war. Da sprach Jēlch zu ihnen: „wollt ihr, daß bei euch Licht werde?“ Sie aber antworteten: „du betrügst uns, denn du bist nicht Jēlch, welcher allein das Licht bringen kann“. Da öffnete Jēlch, um die Ungläubigen zu überzeugen, den Kasten, und sogleich erschien die Sonne mit all ihrem Glanze am Himmel. Aber die von ihr beschienenen Menschen liefen auseinander, nach verschiedenen Richtungen, die einen in die Berge, die anderen in den Wald, andere in das Wasser, und davon entstanden die Tiere, die Vögel und die Fische.“

„Auch das Feuer befand sich noch nicht auf der Erde, sondern auf einer Insel im Meere. Jēlch flog dort hin und nachdem er einen Brand in seinen Schnabel genommen hatte, kehrte er eiligen Flugs zurück. So groß war aber die Entfernung, daß, als er die Erde erreichte, der mitgenommene Brand fast völlig verzehrt und sogar sein Schnabel zur Hälfte verbrannt war. Jēlch ließ sogleich die Kohle auf die Erde fallen, und die zerstreuten Funken fielen auf Steine und Holz; deswegen wird jetzt aus diesen auch das Feuer erlangt“. (Weniaminow 44 bis 48.)

Von den vielen Abenteuern und Thaten Jēlchs, welche so zahlreich sein sollen, daß ein Mensch sie nicht alle wissen kann, sind uns noch einige unter den Tschilkats erzählt worden, die von Weniaminow nicht wiedergegeben sind, und die ich daher an dieser Stelle folgen lasse [1]).

Jēlch flog zur Möwe nach Jakutat und fragte sie, wann sie fischte. Sie sagte, gerade jetzt, im Monat Februar, finge sie den Hering, und, als Jēlch sich stellte, als ob er daran zweifle, flog sie hinaus, fing einen großen Fisch und verschluckte ihn. Jetzt begab sich Jēlch zum Kranich, der am Naß-Flusse sich aufhielt, und erzählte ihm, daß die Möwe schlecht von ihm spräche und ihn einen hochbeinigen, langhalsigen Gesellen schelte. Das solle er sich nicht gefallen lassen, sondern die Möwe niederschlagen und

---

[1]) Weniaminow erzählt nur, daß er an einem Orte die Möwe und den Reiher in Streit brachte, und dadurch den Fisch ssag erhielt.

(Weniaminow 44.)

Vgl. auch die gesuchte Erklärung dieses Mythus in Erman.

(Ztschr. f. Ethn. II, 376.)

mit dem Schnabel auf ihren Bauch stoßen, denn das wäre ihre empfindlichste Stelle. Dann flog er wieder zur Möwe und sagte ihr, der Kranich rede schlecht von ihr; und so hetzte er die beiden auf einander. Es kam zum Streite; der Kranich flog nach Jakutat, schlug die Möwe nieder und stieß ihr dann den Schnabel mit solcher Gewalt auf den Bauch, daß sie den Fisch von sich gab, dessen sich Jēlch sogleich bemächtigte. So hatte er durch seine List den Hering erlangt. — Jēlch beschmierte nun mit den Schuppen und Kiemen des Herings, welche er in kleine Stücke zerteilte, seinen Kopf, sein Canoe und all seine Geräte. Als er dann zu einem Fischer kam, erzählte er ihm, daß es jetzt viele Fische gebe. Der Fischer wollte es anfangs nicht glauben, aber seine Söhne sahen, daß Jēlchs Canoe voll von Schuppen war, und teilten dies ihrem Vater mit. Da verteilte dieser seinen ganzen Vorrat und fing an die Fische zu braten, um sie zu verzehren. Jēlch aber ging in den Wald, wie er sagte, um Tannenzweige zu holen, mit denen er sein Canoe dicht machen wollte. Statt dessen aber riß er die Bartflechten von den Bäumen ab und umwickelte sich mit denselben Haupt und Nacken, sodaß er wie ein Bär aussah. Dann stürzte er sich auf die Schmausenden, die erschreckt davon flohen, raffte alle Fische zusammen und schleppte sie in den Wald, woselbst er sie in Ruhe verzehrte. — Dann kehrte er zurück; den Fischern aber, die sich eine Keule für den Bären gemacht hatten, riet er, ihn damit nicht auf den Kopf zu schlagen. Als er nun das nächste Mal wieder als Bär verkleidet ankam, sprang einer der Männer auf ihn los und hieb auf Arme, Beine und Rücken, aber nicht auf den Kopf. Jēlch lief in den Wald zurück und legte daselbst seine Flechten ab; Arme und Beine waren aber ganz angeschwollen. Die Fischer aber fragten, als sie ihn wiedersahen, was ihm geschehen wäre. Darauf antwortete er, er wäre von einer Tanne gefallen, als er die Zweige derselben holen wollte.

Einst ging Jēlch mit seinen Vettern, den Dohlen, aus, um Lachse zu fangen. Sie sahen auch einen großen Lachs, der im Wasser herumspielte, und Jēlch rief ihm zu: „komm' heran an den Strand, wir wollen zusammen spielen“. Doch der Lachs sagte: „wir sind nicht erst gestern geboren, wir kennen deine Schliche,“ und er ließ sich nicht herbeilocken; mit einem Mal

aber schoß er auf Jēlch los und stieß ihn mit solcher Gewalt, daß er bewußtlos niederfiel. — Als Jēlch sich wieder erholt hatte, machte er mehrere Löcher am Strande; dann flog er weit weg. Sowie er sich entfernt hatte, kam der Lachs und sprang aus einem Loche in das andere, in dem letzten aber, nahe dem Strande, wurde er von Jēlch, der heimlich zurückgekehrt war, gefaßt und getötet. — Jēlch machte nun ein großes Feuer, um den Lachs zu braten; seine Neffen jedoch schickte er weg, um Blätter zu holen, welche als Teller dienen sollten. Sie wollten dieselben aus der Nähe bringen; da sagte Jēlch: „nicht von hier, meine Freunde, denn hier habe ich mein Weib verbrannt; jenseits der Berge müßt ihr sie suchen“. Während sie nun dahin flogen, verzehrte Jēlch den ganzen Lachs bis auf den Schwanz, welchen er versteckte; darauf steckte er rings um das Feuer Stäbe in die Erde, und legte sich dann schlafen. Als nun die Neffen zurückkamen und ihn aufweckten, fragte er sie: „wo habt ihr denn den Lachs gelassen, ihr habt ihn ja verzehrt“, und mit verstelltem Zorne warf er Asche auf sie; davon wurden die Dohlen schwarz, während sie vordem weiß gewesen waren.

Einst kam Jēlch zum Baumharz, welches sein ganzes Haus voll von Heilbutten hatte. Jēlch fragte es, wo es dieselben fange. „Hier, gleich hinter dem Felsvorsprunge,“ antwortete das Baumharz. „Komm' mit mir, lieber Freund,“ sagte Jēlch, „zeige mir die Stelle“. Das Baumharz hatte zwar keine Lust dazu, aber endlich ließ es sich doch bereden, und sie fuhren zusammen hinaus. — Es war ein heißer Sommertag; das Baumharz wurde immer weicher und seine Stimme immer schwächer, bis daß es schließlich ganz zerschmolz. — Jēlch kehrte darauf in das Haus zurück und labte sich an den reichen Vorräten von getrockneten Heilbutten. —

Ein anderes Mal ging Jēlch zum braunen Bären, der zwei Weiber hatte, und forderte ihn auf, mit ihm auf den Fang der Heilbutten auszufahren; er wüßte eine Stelle, wo sie dieselben in großer Menge erlangen würden. Der Bär wollte auf den Vorschlag nicht eingehen; er hätte keinen Köder, sagte er. Jēlch aber versprach ihm zu zeigen, wie man einen Köder erhalten könne. Schließlich willigte der Bär ein, mitzukommen. Sie machten sich Leinen aus Fichtenzweigen und als sie an die von

Jēlch bezeichnete Stelle gekommen waren, warfen sie dieselben aus. In kurzer Zeit fing Jēlch, welcher etwas Lachsfleisch, das er unter den Federn verborgen gehalten hatte, an der Leine als Köder heimlich befestigt hatte, fünf Heilbutten; der Bär aber, der keinen Köder hatte, erlangte nichts. — Da sagte Jēlch zu ihm, er sollte sich etwas Fleisch vom Bein abschneiden, und indem er sich so stellte, als ob er es ihm vormachte, schnitt er ein Stück von dem unter seinen Federn verborgenen Lachsfleisch ab. Darauf machte er das Messer recht scharf und gab es dem Bären, mit dem Rate, nur ja kräftig und schnell zu schneiden; dann thäte es nicht weh. Der Bär befolgte auch diesen Rat und machte einen so tiefen Schnitt in das Bein, daß er laut aufschrie und auf drei Beinen davonlief. Dann sprang er in das Canoe, um Jēlch zu verfolgen, doch dieser flog hin und her, bis der Bär endlich ermattete und von Schmerz gepeinigt starb.

Jūk', der Cormoran, der mit Jēlch in dem Canoe war, hatte alles mit angesehen und war nun begierig, es den Weibern des Bären zu erzählen. Deshalb forderte er Jēlch auf, schnell ans Land zu fahren; dieser aber sagte zu ihm: „o, Freund, eine große Laus ist auf deinem Kopfe; gieb ihn her, ich will sie dir abnehmen". Der Cormoran legte auch seinen Kopf in Jēlchs Schoß; dieser fing die Laus und sagte dann zu seinem Gefährten: „stecke deine Zunge heraus, ich will dir die Laus geben". „Gieb sie mir in meine Krallen," erwiderte der Cormoran. Doch Jēlch sagte: „Nein! sie hat dich gebissen, nun beiße sie auch wieder; stecke nur deine Zunge recht weit heraus". Jūk' that dies; Jēlch aber riß ihm die Zunge mit Gewalt heraus und forderte ihn dann auf, zu sprechen. Jūk' versuchte es auch, aber er konnte nur noch unverständlich lallen. „So," sagte Jēlch, „haben deine Vorfahren auch gesprochen". Als Jēlch nun zu den Weibern des Bären kam, gab er ihnen die Blasen der Heilbutten; sie sollten sie ganz verschlucken, sonst könnte er keine Heilbutten mehr fangen. Die Weiber ließen sich auch dazu bereden; darauf riet Jēlch ihnen Wasser zu trinken. Auch diesen Rat befolgten sie; indem aber die Blasen anschwollen, trieben sie ihre Leiber so auf, daß sie barsten.

Weniaminow sieht in Jēlch und Kanuk die beiden Stammväter des Tlinkit-Volkes, denen später göttliche Verehrung zu teil

wurde. Jēlch gilt nach ihm als der Schöpfer der Welt, der da war, ehe er geboren wurde, nie altert und niemals stirbt. — Er liebt die Menschen, sendet ihnen aber in seinem Grimm bisweilen Krankheiten und Unglück. Von Osten her, da, wo der Ostwind weht, soll er gekommen sein. Sein Wohnsitz, „Nass-schaki-jēlch“ genannt, befindet sich an der Quelle des Naß-Flusses und ist Menschen wie Geistern unzugänglich. Als Jēlch seine Thaten auf der Erde verrichtet hatte, soll er dorthin zurückgekehrt sein. Ein frecher Geist wagte es einst, bis zu seiner Wohnung vorzudringen; zur Strafe dafür wurde aber seine linke Seite versteinert, sodaß er sich nicht umwenden konnte, und das gleiche Wunder soll zu derselben Zeit an der Maske dieses Geistes, welche sich im Besitze eines Tschilkat-Schamanen befand, geschehen sein [1]). — Jēlch soll auch einen Sohn haben, der die Menschen noch mehr liebt, als Jēlch selbst, und öfters für sie beim Vater Fürsprache einlegt [2]); doch mag diese Angabe, für welche weitere Zeugnisse nicht vorhanden sind, aus dem Bestreben Weniaminows, in der Geschichte von Jēlch Parallelen mit neutestamentlichen Erzählungen zu finden, hervorgegangen sein. Auch das Wunder der Totenerweckung wird Jēlch zugeschrieben. Tote Knaben, die er einst an irgend einem Orte fand, soll er dadurch wieder ins Leben gerufen haben, daß er ihre Nasen mit den Haaren eines Mädchens kitzelte [3]). — Nach Holmberg führt Jēlch als Gottheit den Namen „Haschak hūn“, welche Benennung auch auf den Gott der Christen übergegangen ist [4]). — Weniaminow berichtet auch von einer Sage über eine große Flut, während welcher die Menschen sich auf ein großes, schwimmendes Gebäude retteten. Als das Wasser wieder fiel, blieb das Fahrzeug mitten auf einem Felsen sitzen, und, nachdem sich die Flut gänzlich verlaufen hatte, zerbrach es infolge seiner eigenen Schwere in zwei Teile. In der einen Hälfte blieben die Tlinkit, in der anderen alle übrigen Völker; dies ist der Grund für die Verschiedenheit der Sprachen unter den Menschen [5]).

---

[1]) Weniaminow 49. Holmberg 63.
[2]) Weniaminow 37. Holmberg 52.
[3]) Weniaminow 44.
[4]) Holmberg 63.
[5]) Weniaminow 81 bis 82. Holmberg 65 bis 66.

Auch den folgenden Mythus über die Entstehung des Donners und des Erdbebens gebe ich zunächst in der von Weniaminow mitgeteilten Form.

Einst lebte ein Geschwisterpaar, der Bruder „Chetl'“, d. h. Schall genannt, die Schwester „Agischanak'“, d. h. unterirdisches Wesen. Als sie sich aus irgend einem Grunde trennen mußten, sagte der Bruder zu seiner Schwester: „Niemals wirst du mich wieder sehen, aber, so lange ich lebe, sollst du mich hören“. Darauf legte er den Balg eines großen Vogels an und flog nach Südwesten, in die Wolken, oder dorthin, wo nach dem Glauben der Tlinkit die Kijēki wohnen, die Schwester aber stieg auf einen Berg bei Sitka (Edgecumbe) und ließ sich hier plötzlich in die Erde hinab. Von dieser Begebenheit zeugt auch heute noch eine deutliche Grube, welche sich auf dem Gipfel des Berges befindet[1]). Der Bruder, Chetl', kommt in jedem Jahr nach Sitka, um seiner in der Erde verborgenen Schwester Nachricht zu geben; Donner ist das Geräusch seiner Flügel, Blitz der Glanz seiner Augen. Wenn aber Chetl' zürnt, dann reißt er mit seinen riesigen Krallen ganze Bäume aus oder zerschmettert sie, und verbrennt die Wälder. Seine Lieblingsnahrung sind Walfische; einen oder auch zwei Walfische zu fangen ist für ihn keine schwierigere Aufgabe, als der Fang von zwei Heringen für einen Tlinkit. Er schleppt die Walfische in seinen Krallen auf hohe, im Norden gelegene Berge und verzehrt sie daselbst; nicht weniger als einen ganzen Walfisch gebraucht er zu einer Mahlzeit.

Die Schwester, Agischanak', ist für das Wohl der Menschheit weit thätiger. Seit der Zeit, daß sie unter die Erde ging, stützt sie die große Säule, auf welcher dieselbe ruht; sonst wäre die Erde längst umgestürzt und ins Wasser gefallen. Agischanak' liebt die Menschen, weil sie auf der Erde Feuer anmachen und sie selbst dadurch erwärmen. Sie ist unsterblich, schläft nie und so stark, daß sie von Jēlch selbst nicht bezwungen werden kann. Jēlch will manchmal aus Zorn über den Ungehorsam und über das Blutvergießen der Menschen dieselben vernichten und versucht dann Agischanak' von der Säule zu entfernen, doch kann er sie

[1]) Hiermit ist offenbar der Krater gemeint. Ueber die vulkanische Natur des Edgecumbe vgl. S. 79.

nicht bezwingen. Diese Kämpfe sind aber die Ursache der Erdbeben.

Eine Ergänzung oder Erweiterung des eben mitgeteilten Mythus giebt eine, von uns unter den Tschilkat-Indianern vernommene Sage, welche nach unseren Aufzeichnungen folgendermaßen lautet:

Ein mächtiger Häuptling hatte eine Tochter, die von vielen Männern zur Frau begehrt wurde; er aber war zu stolz, sie einem anderen, als einem Häuptlinge, zu geben. Er besaß aber einen häßlichen Hund; dieser ging in einer Nacht, in einen Mann verwandelt, zu der Tochter und fragte sie, ob sie ihn zum Mann nehmen wolle. Da er ein schönes Aussehen hatte, willigte das Mädchen auch ein; sie gebar nun aber lauter Hunde, acht an der Zahl. Der Vater geriet darüber in solchen Zorn, daß er zusammen mit seinem ganzen Volke die Tochter verließ, die Vorräte vernichten und das Feuer auslöschen ließ, um sie so dem Hungertode zu überliefern. Eine mitleidige Verwandte verbarg jedoch etwas Kohlen und Lebensmittel unter der Schwelle, sodaß die Häuptlingstochter sich ein Feuer anmachen und Speise verschaffen konnte, indem sie für sich und die Hunde Lachse fing. So lange sie vom Hause entfernt war, spielten ihre Kinder mit einander in menschlicher Gestalt, die sieben Knaben um das Feuer herum; das eine Mädchen aber achtete an der Thür auf die Rückkehr der Mutter. Sobald dieselbe zurückkam, nahmen sie sofort wieder Hundegestalt an. Einst schlich sich jedoch die Mutter heimlich herein und sah ihre Kinder in menschlicher Gestalt spielen, an den Wänden aber die Hundekleider hängen. — Da warf sie diese ins Feuer, und von nun an behielten die Kinder ihre menschliche Gestalt.

Der jüngste dieser Söhne hieß Chlkajágo, er war ein gewaltiger Jäger und tötete alle gefährlichen, großen Tiere auf dem Lande und im Wasser. — Einst beredete Chlkajágo seine Brüder, mit dem Ringe des großen Bären zu spielen. Dies war ein glänzender Reif mit haarscharfer Schneide, durch dessen Glanz jeder so angezogen wurde, daß er sich ihm wider Willen nähern mußte. Chlkajágo und seine Brüder wurden von diesem Ringe durchschnitten, nur der älteste nicht, der ein Schamane war. Er nahm den Ring, brach ihn in zwei Stücke und warf ihn an den

Himmel, woselbst er als Regenbogen zu sehen ist. — Dann sammelte er die Gebeine seiner Brüder und brachte diese wieder zum Leben.

Chlkajágo war in seine Schwester verliebt und wurde deshalb von seinen Brüdern, die ihn vergeblich davon abzubringen suchten, verspottet. Eines Tages beschmierten sie das Bett der Schwester mit Pech, und da sie am folgenden Tage die Lenden ihres Bruders damit beschmiert fanden, lachten sie ihn aus. Aus Scham darüber floh Chlkajágo auf den Gipfel eines hohen Berges bei Sitka (Edgecumbe) und sagte hier zu seiner Schwester: „Wir müssen uns trennen, aber du wirst meine Stimme hören". Die Schwester versank darauf in einer großen Höhle bis zum Grunde des Berges, der Bruder aber flog, in einen Vogel verwandelt, nach Westen, von wo aus er als Donner zu seiner Schwester spricht.

Eine etwas verwandte Sage teilt Weniaminow über die Entstehung von Sonne und Mond mit. Auch diese waren nach dem Glauben der Tlinkit Bruder und Schwester [1]). Da aber die Schwester einen Liebhaber hatte, beschämte sie der Bruder auf eine so empfindliche Weise, daß sie das Haus verließ. Sie wurde eins von den großen Himmelslichtern, der Bruder aber das andere. Doch auch dorthin folgte ihr die Schande; deshalb sucht sie stets sich von ihrem Bruder zu entfernen [2]).

Die Sonne wird für arm, der Mond für reich gehalten. Eine Mondfinsternis zeigt an, daß der Mond einen Verlust erlitten hat, weshalb reiche Tlinkit bei solcher Gelegenheit ihren gesamten Besitz aus dem Hause ins Freie tragen und so gleichsam dem Monde darbieten; wenn aber die Finsternis aufgehört hat, bringen sie alles zurück, bis auf eine kleine Gabe, welche sie dem Mond lassen. — Bei einer totalen Mondfinsternis aber glauben sie, daß sich der Mond verirrt habe. Dann gehen alle hinaus und singen besondere Gesänge, um den Mond wieder auf den richtigen Weg zu bringen [3]). — Die Flecken auf dem Monde sollen zwei Kinder bedeuten, welche der Mond einst, als

[1]) Wer aber der Bruder und wer die Schwester ist, vermag Weniaminow nicht zu sagen.

[2]) Weniaminow 84 bis 85.

[3]) Weniaminow 85.

sie beim Wasserholen über ihn spotteten, ergriffen und zu sich genommen hat.

Ein lokaler Mythus knüpft sich an einen Felsen im Dejé-Thale, der ein steinernes Weib darstellen soll, welches unter dem Namen Kanuga als Windbringerin angesehen wird. Als es in den Monaten Februar und März des Jahres 1882 besonders heftig stürmte, hieß es unter den Tschilkats, daß Kanuga den Weißen zürne, und der von den Indianern mit argwöhnischen Blicken angesehene Anemometer des Händlers sollte der Gegenstand ihrer Erbitterung sein.

Die Eisenten, Ja-á-une, gelten als verwandelte Kinder, die in einem Canoe hinausgefahren und dabei ertrunken sind. Sie rufen stets: „ha āni, ha āni“, d. h. unser Dorf! — Die kleinen Käuze sollen die Geister der neugeborenen, von der Mutter im Schlafe erdrückten Kinder sein.

Der braune Bär wird gleichfalls als ein verwandelter Mensch angesehen. — Nach einer von Weniaminow mitgeteilten Sage gingen an einem Herbsttage mehrere Tlinkit-Mädchen zur Beerenlese in den Wald, unter ihnen auch die Tochter des Häuptlings. Als sie eine Bärenspur kreuzten und daselbst die Losung des Bären sahen, begann die Häuptlingstochter, trotz der Abmahnungen ihrer Gefährtinnen, über den Bären zu spotten, indem sie ihn einen langsamen, dummen und blinden Gesellen nannte. Bei der Heimkehr aber entfiel ihr das Körbchen, in welches sie die Beeren gesammelt hatte, und diese wurden ausgeschüttet. Zwar halfen ihr die Gefährten, dieselben wieder einzusammeln, doch ließ sie es immer von neuem fallen, bis die Freundinnen endlich darüber ärgerlich wurden und die Häuptlingstocher zurückließen. Diese ging, nachdem sie die Beeren aufgesammelt hatte, den Gefährtinnen nach, verlor aber, da die Dämmerung bereits hereingebrochen war, den Weg; nach langem Umherirren legte sie sich ermüdet nieder und schlief bald ein. — Als sie plötzlich erwachte, sah sie einen hübschen, jungen Mann vor sich stehen, der sich erbot, ihr den Weg zu zeigen. Gern folgte sie ihm; da sie jedoch nicht sogleich auf den Weg kamen, wurde sie unruhig und fürchtete sich vor ihrem Begleiter, der sie vergeblich zu beruhigen suchte. Endlich langten sie vor einer Bärengrube an, und der Führer forderte das Mädchen auf, in dieselbe hinabzusteigen. Als diese

aber in die Höhle trat, sah sie zwei Bären in derselben; erschreckt wollte sie entfliehen, ihr Begleiter aber hielt sie zurück, indem er ihr sagte, daß sie sich nur getäuscht hätte. In der That sah sie, als sie zum zweiten Mal in die Höhle ging, an Stelle der Bären einen alten Mann und eine alte Frau, die sie freundlich zu sich riefen. Plötzlich aber nahm ihr Begleiter Bärengestalt an, und erklärte ihr, daß er sie hierher geführt habe, weil sie ihn verlacht und verspottet habe. — Trotzdem das Mädchen anfangs sehr traurig war, fand sie doch endlich an dem Bären Gefallen und wurde seine Frau. Als im Frühling aber ihre Landsleute zu der Grube kamen, töteten sie die Bären, und auch sie selbst, die damals Bärengestalt angenommen hatte, wäre von ihnen getötet worden, wenn sie sich nicht ihrem Bruder und ihren Verwandten, die unter den Jägern waren, hätte zu erkennen gegeben. Diese brachten sie mit sich nach Hause, woselbst sie wieder menschliche Gestalt annahm. — Wenn Frauen jetzt die Spuren eines Bären sehen, dann loben sie ihn und bitten ihn inständig, daß er ihnen nicht zürne und sie nicht zu sich nehme; die Männer aber schneiden von einem getöteten Bären, ehe sie das Fell abziehen, den Kopf ab, schmücken ihn mit Federn wie das Haupt eines Schamanen, und werfen ihn dann ins Feuer, indem sie besondere Gesänge anstimmen, damit ihnen künftig ein gleiches Jagdglück zu teil werde, doch wagen sie es nicht, etwas Schlechtes von ihm zu sagen, was sie „t'likass“ nennen [1]).

Eine wichtige Rolle spielen auch die Fischottern, das „Kuschta-Volk“, in dem Mythenschatz der Tlinkit. Von ihrer Bedeutung für die Schamanen wird in dem folgenden Kapitel die Rede sein; hier möge jedoch eine Erzählung folgen, die wir von den Tschilkats vernahmen.

In einem Dorfe der Kēkch-Indianer herrschte einst eine große Hungersnot. Ein Indianer aber, der sich ein Canoe baute, hatte sich in einiger Entfernung vom Dorfe, im Walde, eine Hütte gemacht und lebte hier mit seinem Weibe und seinen beiden Kindern. Alle Tage sammelte die Frau am Strande eßbare Seetiere, die Kinder aber Muscheln und Krabben. In der ersten

[1]) Weniaminow 86 bis 89.
Von den Tschilkats hörten wir, daß sie einem getöteten Bären zuerst die Augen ausreißen.

Zeit fanden sie noch genügende Nahrung, später aber immer weniger und zuletzt gar keine. Bereits war der Mann so schwach geworden, daß er kaum noch arbeiten konnte, als eines Tages, während er sorgenvoll mit dem Rücken gegen das Feuer gekehrt in der Hütte saß, die Thür sich öffnete, und eine Frau einen Korb mit allerlei Vorräten, Seehundsfleisch, Seehundsfett, Heilbutten und anderem, hereinreichte. Sie wäre seine Schwester, sagte sie ihm; als sie vor vielen Jahren bei einer Canoefahrt verunglückte, wäre sie von dem Kuschta-Volke gerettet worden. Jetzt sei sie verheiratet und Mutter von zwei Söhnen. Da sie von seiner Not gehört habe, sei sie gekommen, um ihm und seiner Familie Hülfe zu bringen. Sie sollten nur ruhig die Vorräte verzehren, welche sie mitgebracht habe. — Darnach verschwand sie, ohne in die Hütte einzutreten; nach drei Tagen aber, als alle Vorräte aufgezehrt waren, erschien sie wieder mit neuen Speisen, Seelöwenfleisch, Seehundsöl, Heilbutten u. a. — Nun forderte sie der Bruder auf, in die Hütte einzutreten; dies that sie auch, doch verhüllte sie ihr Gesicht mit einem Tuche. Als sie beim Feuer saß, sah sie neben demselben einen Krabbenpanzer liegen, den die Kinder am Strande gesammelt hatten. Sogleich fragte sie, woher derselbe komme; nichts habe bei dem Kuschta-Volke einen so hohen Wert, als die Panzer und Scheren der Krabben, denn aus diesen würden die Tanzklappern angefertigt. Deshalb suchte auch das Kuschta-Volk immer die ertrunkenen Indianer zu retten, in der Hoffnung, durch sie die Krabbenpanzer und Scheren zu erlangen. Der Bruder wollte der Schwester eine steinerne Axt, wie sie beim Canoebau gebraucht wurde, für ihren Mann zum Danke für die erhaltenen Geschenke mitgeben, doch diese schlug sie aus, dagegen nahm sie den Krabbenpanzer mit Freuden an. — Nach einigen Tagen erschien sie wieder, dieses Mal in Begleitung ihres Mannes und ihrer beiden Söhne, welche einen reichen Vorrat an Lebensmitteln mitbrachten, um dafür Krabbenpanzer und -Scheren einzutauschen. — Auch das übrige Kuschta-Volk ging zu dem Manne und kaufte ihm alle Panzer und Scheren ab, sodaß er sehr reich wurde und das ganze Dorf mit Lebensmitteln versorgen konnte. — Eines Tages lud die Schwester den Bruder ein, sie in ihrem Wohnort, „Kuschtakani“, d. h. Wurzelplatz genannt, zu besuchen. Er läge nicht weit ab, hinter

einem kleinen Hügel am Flusse. Der Bruder willigte auch ein, bat aber die Schwester, sie möge ihre beiden Söhne schicken, damit sie ihm behülflich wären, das Canoe ins Wasser zu schaffen. Dies versprach die Schwester, doch schärfte sie dem Bruder ein, ihren Söhnen bei der Arbeit nicht zuzusehen, sondern lieber in seine Hütte zu gehen. — Am anderen Tage kamen auch die beiden Neffen. Nachdem der Onkel sie noch gebeten hatte, sein Canoe recht in Acht zu nehmen, da er ein armer Mann wäre, ging er, wie es ihm die Schwester geraten hatte, in seine Hütte, die beiden Neffen aber verwandelten sich in Fischottern, steckten ihre Schwänze unter das Canoe und brachten es auf diese Weise bis an den sandigen Strand. Als sich jedoch der Onkel umdrehte, um zu sehen, was seine Neffen mit dem Canoe machten, verwandelten sich die Fischottern sofort wieder in junge Männer, und das Canoe, das sie mit ihren Schwänzen gehalten hatten, fiel zu Boden, ohne aber Schaden zu nehmen, da es bereits auf den Sand zu liegen kam. — Der Indianer fuhr nun mit seinen Neffen nach dem Dorfe des Kuschta-Volkes, in welchem er alles verwandelt, richtige Häuser und Menschen fand. Seine Schwester empfing ihn am Strande und führte ihn in das Haus ihres Mannes, woselbst er nebst seiner ganzen Familie aufs beste bewirtet wurde. — Als aber die Kuschta-Frau ihre kleine Nichte auf den Schoß nahm, wuchs derselben hinten ein langer Schwanz heraus. Das mochte die Mutter nicht leiden und nahm ihr Kind wieder zu sich, worauf der Schwanz wieder augenblicklich verschwand. — Nach einiger Zeit traten die Kēkch-Indianer wieder die Heimfahrt an. — Die Schwester gab ihrem Bruder noch den Rat, ja nicht zurückzudenken, sondern nur darauf bedacht zu sein, nach Hause zu kommen; aber, als sie bereits eine große Strecke zurückgelegt hatten, kam dem Bruder wieder das seltsame Kuschta-Volk in den Sinn, und augenblicklich wurde sein Canoe mit Gewalt an den Platz zurückgezogen, den sie soeben verlassen hatten. Seine Schwester, die ihn hier empfing, sagte ihm, daß dies die Folge davon sei, daß er an das Kuschta-Dorf zurückgedacht habe; er müsse nicht daran denken, sonst würde er immer wieder zurückgezogen werden. Dies that er denn auch nicht mehr, und gelangte so glücklich in sein Dorf, in welchem er seine Landsleute in großer Not antraf. Er aber veranstaltete ein großes Fest

und verteilte die reichen Vorräte, welche er mitgebracht hatte, wodurch alle vom Hungertode errettet wurden.

Alle Tlinkit-Mädchen scheuen sich davor, allein in den Wald zu gehen, aus Furcht, daß das Kuschta-Volk sie anfallen möchte. Ein junges Mädchen, das einst solche Begegnung im Walde gehabt hatte, kam ganz irrsinnig in das Dorf zurück; wütend fiel sie über jedermann her, schlug und biß jeden, der sie halten wollte, zerriß ihre Kleider und lief nackend herum. Selbst den Schamanen, der, um sie zu heilen, mit Trommel und Klapper vor ihr tanzte, warf sie mit einem Steine. Da machten ihre Landsleute eine Arznei aus der Wurzel eines giftigen Krautes, indem sie dieselbe unter Wasser zu einem feinen Mehle schabten. Dann wurden vier Einschnitte auf dem Kopfe der Kranken gemacht und mit der Arznei bestrichen. Sogleich wurde die Kranke ruhiger, aber erst allmählich erinnerte sie sich dessen, was sie im Walde erlebt hatte. Dann fiel sie in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie nach mehreren Stunden ganz gesund erwachte.

Die folgende Erzählung, die wir gleichfalls während unserer Reise notierten, stammt zwar von den Tschimßian-Indianern, ist aber doch für die Anschauungsweise der gesamten Küstenbevölkerung so charakteristisch, daß ich sie hier mitteilen will. —

In Matlakatla[1]) lebte ein als Jäger weit und breit berühmter Mann, Jehuchklanē genannt. Einst erlegte er eine weiße Seeotter, deren Fell er durch seine Frau zubereiten ließ. Da an der Schwanzspitze noch ein wenig Blut war, ging die Frau an den Strand, um hier das Fell abzuwaschen. Aber die Wellen rissen dasselbe fort, und während sie versuchte, ihm nachzugehen, wurde sie immer tiefer in das Wasser gezogen, bis plötzlich ein Walfisch kam, der sie auf seinem Rücken entführte. — Sogleich machte sich alles Volk auf, die Frau zu retten; nur ihr Mann beeilte sich nicht, sondern traf erst sorgfältig seine Vorbereitungen. Er wusch sich mit dem Giftkraut (Fatsia horrida), steckte Adlerfedern in sein Haar und bemalte sein Gesicht. Dann nahm er noch eine große Menge Tabak und Gift mit sich, bevor er den Genossen nacheilte. Schon war er dem Walfisch so nahe, daß er den Hülferuf seiner Frau hören konnte, als dieser in der

[1]) Dorf der Tschimßian-Indianer südlich von Fort Simpson.

Nähe des großen Felsenlochs am Nāß-Flusse untertauchte. Da band sich der Mann ein langes Tau um den Leib und befahl seinen Sklaven, ihn an demselben hinunterzulassen. In geringer Tiefe unter der Oberfläche des Wassers erreichte er eine Höhle, welche nicht vom Wasser erfüllt war. Hier sah er viele Gänse, die die Wurzeln des Seekrautes abweideten. Sie aber erhoben bei seiner Annäherung ein lautes Geschrei, indem sie riefen: „was ist das für ein sonderbarer Geruch, das riecht nach Menschen, das riecht nach Jehūchklanē." Da dieser erkannte, daß die Gänse blind waren, nahm er einer derselben die Wurzel weg, worauf sie mit ihren Nachbarn zu streiten begann. Jetzt bestrich aber Jehūchklanē ihre Augen mit der Wurzel, worauf sie alle sehend wurden und anfingen zu schreien: „die Augen sind geöffnet, die Augen sind geöffnet." Und so schreien sie auch heute noch. — Ihre Freude erhöhte noch Jehūchklanē durch eine Gabe von Tabak, den sie sofort zu kauen begannen. Hiervon rührt auch die braune Färbung unter dem Schnabel her. — Die Gänse berichteten nun dem Manne, daß der Walfisch vor kurzem mit der Frau vorbeigekommen wäre, und daß er ihnen aufgetragen hätte, Wache zu halten; sie aber dächten nicht daran, ihm etwas zu Leide zu thun. Doch werde er noch einen schlimmen Stand haben bei der großen Muschel, dem Einhornfisch und der Heilbutte. Wenn er aber zurückkäme, so solle er sich vor ihnen nicht fürchten; sie würden zwar zum Schein immer mit Stöcken auf ihn losschlagen, er solle aber nur schnell vorübergehen, dann würden sie immer hinter ihm her in den Sand hauen. — Jehūchklanē ging darauf weiter und kam bald zu der großen Muschel, der er etwas Tabakssaft in die geöffnete Schale spie. Daher schmeckt auch diese Muschel immer innen nach Tabak. — Die Muschel klappte aber, sowie der Tabakssaft hineinkam, schnell ihre Schalen zusammen, sodaß Jehūchklanē darüber hinweggehen konnte. Nun kam er zu dem Einhornfisch (Cottus sp.?), auf den er ebenfalls etwas Tabakssaft spritzte. Als dieser nun zwischen den Steinen herum hüpfte, trat er ihm auf den Kopf, wodurch derselbe ganz breit gedrückt wurde. Danach kam Jehūchklanē zur Heilbutte, die so schlüpfrig war, daß er nicht herübergehen konnte. Auch dieser gab er etwas Tabak, der ihr so gut gefiel, daß sie sich herumdrehte und die rauhe Seite nach oben

kehrte. — Dann kam er zum Kranich, der vor einer kleinen Zweighütte auf dem Bauche lag, dem Feuer zugewandt. Ihm blies er die Asche ins Gesicht, wodurch die graue Färbung am Bauche entstand. — Durch etwas Tabak machte er auch ihn sich zum Freunde; als er aber infolge des Rauches husten mußte, kam das Walfischvolk herbei und erkundigte sich nach der Ursache des Geräusches. Der Kranich aber nahm den Mann als eine kleine Laus unter die Flügel, und da die Walfische ihn suchten und sagten, daß sie ihn röchen, breitete er seine Flügel aus, um zu zeigen, daß er nichts verberge. — Nachdem die Walfische sich entfernt hatten, kroch Jehūchklanē wieder aus seinem Versteck hervor. Der Kranich sagte ihm nun: „Fürchte dich nicht vor mir, wenn du zurückkommst. Ich werde zwar nach dir stoßen, aber immer nebenbei.“ — Zum Danke dafür gab ihm der Mann noch einen schönen Scharbenknochen, aus dem er sich einen spitzen Schnabel machte, mit welchem er tief in das Wasser eintauchen konnte. —

Zuletzt kam Jehūchklanē zu dem riesigen Sklaven des Walfisches, der drei Rückenflossen hat. — Diesen fand er damit beschäftigt, eine Flosse für die von seinem Herrn geraubte Frau zuzurichten, zu welchem Zwecke er mit einem Beil einen Baumstamm spaltete. Der Mann kroch unter denselben und biß die Spitze des Keils ab. Als der Sklave dies merkte, nahm er einen anderen, doch auch von diesem biß Jehūchklanē die Spitze ab. Jetzt fing der Sklave an zu weinen; der Mann kam aber wieder unter dem Baumstamm hervor, trat auf ihn zu und erkundigte sich nach der Ursache seines Kummers. Da sagte der Sklave: „Mein Herr schlägt mich schon jetzt ohne Ursache, wenn er aber diese zerbrochenen Keile sieht, die ihm mehr wert sind als sein ganzes Volk, wird er mich sicher töten.“ — Darauf nahm der Mann die Keile in den Mund und setzte die abgebissenen Stücke wieder an. Hierdurch sowie durch ein Geschenk von Tabak machte er sich den Sklaven zum Freunde, der ihm nun versprach, ihm bei der Befreiung seines Weibes behülflich zu sein. Nachdem er einiges Pechholz geschlagen hatte, packte er den Mann hinein und trug ihn so in das Haus des Walfisches. Der Sklave hatte aber vier Frauen, Fischotter, Mink, Marder und Hermelin, vor denen er den Mann zu verbergen suchte, da ihm ihre Klatschsucht

bekannt war. Sie aber rochen ihn und eilten sofort nach, um es ihrem Herrn zu erzählen. Da sie aber auf eine Sandbank gerieten, reinigten sie ihren Mund mit Sand und vergaßen dabei ganz ihre Absicht. — Als Jehūchklanē endlich im Walfischhause ankam, fand er daselbst alle Walfische versammelt, um der Frau die Rückenflosse anzusetzen. Bereits waren die Steine im Feuer heiß gemacht worden. Gegenüber dem Feuer lag die Frau, den gekrümmten Rücken, auf welchen die Flosse angesetzt werden sollte, nach oben gewandt. Der Sklave ging nun hinaus, Wasser zu holen. Als er zurückkam, goß er dasselbe auf das Feuer, wodurch ein ungeheurer Qualm entstand. Diesen Augenblick nahm der Mann wahr, und nachdem er seine Frau ergriffen hatte, entfloh er eiligst mit derselben. — Sofort stürzte sich ihm das ganze Walfischvolk nach, aber der Sklave, dem der Mann noch ein Stück Tabak in den Mund warf, legte sich vor der Thür nieder und schwoll so mächtig auf, daß niemand vorbeikommen konnte. Dann nahm auch er an der Verfolgung teil, aber nur, um aufs neue ein Stück Tabak zu erlangen und den übrigen den Weg zu versperren. Als Jehūchklanē am Kranich vorbeikam, stieß dieser mit dem Schnabel nach ihm, aber ohne ihn zu treffen; desgleichen schlugen die Gänse, wie sie versprochen hatten, mit ihren Stöcken immer nebenbei in den Sand, wofür sie noch viel Tabak erhielten. — Endlich langten die Flüchtlinge an dem Tau an, welches vom Canoe heruntergelassen worden war. Auf das verabredete Zeichen wurden sie schnell heraufgeholt; dann ruderten sie eiligst nach dem Heimatdorfe zu. Da aber tauchten auch schon die Walfische auf und umringten das Boot von allen Seiten. Jetzt warf Jehūchklanē das Gift, welches er mitgenommen hatte, auf die Oberfläche des Wassers; davon starben die Walfische, einige sanken unter, andere blieben auf dem Wasser liegen, den Bauch nach oben gekehrt; einer liegt auch heute noch, in einen Stein verwandelt, bei Fort Simpson am Strande. Jehūchklanē erreichte nun glücklich die Heimat, seine Frau aber behielt den krummen Rücken, den ihr die Walfische gemacht hatten, und auch ihre ganze Nachkommenschaft bekam denselben. —

Hier möge auch noch eine von Lisiansky mitgeteilte Mythe über die Herkunft der Sitka-Indianer ihren Platz finden, wiewohl

sie durch ihre Anklänge an die alttestamentliche Paradiessage etwas verdächtig erscheint. — „In einer kleinen Bucht in der Nähe der alten Niederlassung der Sitkas," so hörte Lisiansky von einem Indianer aus Hoodsnoff (Chūtsinu), „lebten einst zwei Brüder, deren Abstammung nicht bekannt war. Sie aber hatten alles im Ueberfluß, bis eines Tages, als sie zusammen am Meeresstrande gingen, der jüngere von ihnen, der Chat hieß, ein Meergewächs, das wie eine stachliche Gurke aussah, fand, und dasselbe kostete. Als dies der ältere sah, sagte er ihm, daß er eine verbotene Frucht gegessen hätte, und daß infolge dessen der Ueberfluß, dessen sie sich gegenwärtig erfreuten, aufhören würde, und daß sie für ihren Unterhalt würden arbeiten müssen. Da fingen sie nun an ihr Unglück zu beklagen. Als bald darauf einige Einwohner von Stahin diesen Ort besuchten, wollten sie beide Männer zu Sklaven machen; aber diese stellten ihnen ihren elenden und hülflosen Zustand vor und baten um ihre Freiheit und um die Erlaubnis, einige Frauen ihres Landes heiraten zu dürfen, welche sie lehren könnten, sich in der Welt zu benehmen. — Diesem Wunsche willfahrten die Stahiner; die beiden Brüder aber bekamen viele Kinder und wurden die Stammväter des Sitkavolkes."[1])

Die folgende kleine Erzählung ist deshalb bemerkenswert, weil sie rein menschliche Verhältnisse behandelt und bis auf die Metamorphose am Schluß sich von der üblichen Verknüpfung mit Wunderbarem frei hält. Wir hörten sie in der Handelsstation Tschilkut.

Ein Gunana lebte mit seinem Weibe und seinem kleinen Sohne in einer Hütte am Fuße eines hohen Berges. Auf seinen Jagden kam er auch auf die andere Seite des Berges und hier fand er eines Tages in einer Hütte ein Weib, zu dem er sich so hingezogen fühlte, daß er mit ihr lebte und ihr seine ganze Jagdbeute brachte. Nur selten besuchte er noch seine erste Frau und sein Kind, die aus Mangel an Nahrungsmitteln in bittere Not gerieten. Als er wieder einmal nach langer Abwesenheit zu seinem Weibe kam und ihr etwas Fleisch brachte, gab diese es ihrem Söhnchen mit den Worten: „das ist alles,

---

[1]) Lisiansky 166.

was dir dein Vater gebracht hat.“ Dann folgte sie ihrem Manne heimlich nach; als sie sah, daß er in eine fremde Hütte trat, versteckte sie sich in der Nähe und wartete, bis er nach einiger Zeit mit neuen Kleidern herauskam und sich entfernte. Nun ging sie in die Hütte und tötete die Nebenbuhlerin mit ihrem Messer. Nachdem sie dann von den reichen Vorräten, soviel sie nur tragen konnte, an sich genommen hatte, steckte sie das Haus in Brand und kehrte mit ihrer Beute heim. Ihr Mann aber fand, als er seine Geliebte wieder aufsuchen wollte, nur noch einen Aschenhaufen vor. Da fing er an zu weinen und in trüber Stimmung begab er sich zu seinem Weibe. Diese fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit, ohne jedoch eine Antwort von ihm zu erhalten. Da nahm sie ihre Sachen und ihr Kind, um zu ihrem Vater zurückzugehen. Ihr Vater aber, der ein Schamane war, hatte seine Tochter bereits im Geiste in der Prairie herumirren sehen und lenkte nun ihre Schritte seinem Hause zu. Dort erzählte sie ihm die Ursache ihres Kummers; er aber verwandelte den Mann, der der Spur seines Weibes gefolgt war, in einen Elch.

Der Glaube an ein Leben nach dem Tode ist unter den Tlinkit allgemein verbreitet. Einst soll, wie wir vernahmen, ein Tlinkit, der bereits den Weg in das Geisterreich gewandelt hatte, zum Leben zurückgekehrt sein, und nun seinen Landsleuten das, was er erfahren und gesehen hatte, mitgeteilt haben. Gleich hinter seinem Hause fand er einen breiten und schönen Weg, der auf die andere Seite der Berge führte, woselbst sich die Geister der Gestorbenen aufhielten. Zuvor kam er jedoch an einen breiten Fluß, an dessen Ufer er eine Menge Seelen antraf. Es waren dies die Unglücklichen, welche drüben unter den Seelen der Verstorbenen keine Freunde hatten, die sie in ihren Canoes hätten herüberholen können. Wenn aber einer viele Freunde hat, so kommen sie auf seinen Ruf herbei und bringen ihn herüber; und sie fragen ihn nach den Neuigkeiten aus der anderen Welt, wie es ihren Bekannten gehe und ob sie nicht auch bald kämen. Von den Geistern, die diesseits des Flusses waren, wurde unser Mann gewarnt, hinüberzugehen, denn von dort könne er niemals mehr zurückkehren; er solle vielmehr, so lange es noch ginge, das heißt bevor sein Leichnam verbrannt worden wäre, zurückkehren.

Denn ihr Aufenthaltsort wäre ein schrecklicher, und sie führten ein elendes Leben, da sie Hunger und Durst leiden müßten. Als er aber auf den Fluß zeigte, der doch genug Wasser führte, sagten sie, daß dieses Wasser nicht zu trinken wäre und bitter wie Galle schmeckte. Nun sah er auch, daß die Fluten des Flusses grün waren, wie die Galle eines Tieres. Aber auch die glücklich auf das andere Ufer hinübergelangten Seelen sollten kein beneidenswertes Dasein führen, denn sie erhielten nur so viel Speise und Trank, als ihnen von ihren Freunden auf der Erde gespendet würde. Deswegen unterläßt es auch kein Tlinkit, bei der Mahlzeit der verstorbenen Freunde zu gedenken, indem er unter Anrufung ihrer Namen etwas von der Speise ins Feuer wirft.

Nur dann findet die Seele mühelos den Weg in das Schattenreich, wenn die Totenfeier von den Hinterbliebenen mit sorgfältiger Beobachtung aller althergebrachten Förmlichkeiten begangen wird. Sonst muß die Seele lange umherirren, ehe sie ihr Ziel erreicht. Die Seelen derjenigen Tlinkit, deren Leiber verbrannt worden sind, haben es, wie Weniaminow mitteilt, warm und hell, weil sie immer an das Feuer gehen können; diejenigen Seelen aber, deren Leiber nicht verbrannt sind, haben es kalt und dunkel, da sie immer hinter den andern stehen und nicht ans Feuer gelangen können. Alle Seelen müssen für sich arbeiten mit Ausnahme derjenigen, für welche Sklaven geopfert worden sind. Diese führen ein bequemes Leben, da die Sklaven alle Arbeit für sie thun[1]).

Weniaminow erzählt die folgende Sage, durch welche die Tlinkit den Gebrauch begründen, etwas Speise für die Toten ins Feuer zu werfen. „Als Jēlch noch unter den Menschen weilte, hatte er eines Tages die Seelen der Verstorbenen bei sich zu Gast versammelt und verschiedene Speisen ihnen vorgesetzt. Aber keiner der Gäste rührte sie an, trotzdem der Wirt dringend dazu aufforderte. Endlich sagte einer von den Geistern zu ihm: „Wirt, deine Gäste können nicht essen; wenn du aber willst, daß wir essen, so stelle die Speisen ans Feuer." Der Wirt that dies auch und sah nun, daß die Gäste zulangten und sehr befriedigt waren. Aber als sie weggegangen waren, zeigten

[1]) Weniaminow 58, Holmberg 65.

sich die Speisen noch unberührt. Deshalb, wenn jetzt die Koloschen den Gestorbenen Feste geben, so werfen sie nur wenig für die Toten ins Feuer, den Rest essen sie selber.“ [1])

Der Weg in das Schattenreich ist nach Weniaminow für diejenigen Seelen, deren Hinterbliebenen stark weinen, sumpfig und wässerig, für diejenigen aber, bei denen dies weniger geschieht, glatt und eben[2]).

Die Tlinkit glauben nach Weniaminow an eine Seelenwanderung; die Seelen der Gestorbenen sollen wieder auf die Erde zurückkehren und sich dann bei schwangeren Frauen ihres Geschlechts einfinden. Wenn daher ein Weib während ihrer Schwangerschaft irgend einen ihrer verstorbenen Verwandten im Traume sieht, so glaubt sie, daß seine Seele in sie eingezogen sei; und wenn das neugeborene Kind durch irgend ein Muttermal Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Verwandten hat, so wird es als dieser selbst angesehen, der auf die Erde zurückgekehrt sei, ihm auch derselbe Name gegeben. Daher sollen auch diejenigen Tlinkit, welche mit ihrer Lage unzufrieden sind, öfters den Wunsch äußern, bald getötet zu werden, damit sie aufs neue, unter günstigeren Verhältnissen, in dem Geschlechte irgend eines von ihnen beneideten Häuptlings geboren würden[3]).

---

[1]) Weniaminow 101, Anm.

[2]) Weniaminow 57, Holmberg 64.

[3]) Weniaminow 59, Holmberg 65.

11. Kapitel.

Schamanismus.

Wesen des Schamanismus. — Aeußeres des Schamanen. — Seine Wirksamkeit. — Vorbereitungen zur Erlangung der Schamanenwürde. — Die Geister des Schamanen. — Weniaminows Erzählung von den wunderbaren Thaten eines Schamanen in Sitka. — Die versteinerte Maske eines Tschilkat-Schamanen. — Herbeirufung der Fische. — Erzählung von dem großen Schamanen Kaká in Sitka. — Unvergänglichkeit des Schamanenleibes.

Die großen Schamanenfeste. — Die Tänze des Schamanen. — Masken, Trommeln und Klappern. — Die verschiedenen Klassen der Geister. — Die Auffindung der Hexen durch den Schamanen. — Die Bestrafung der Hexen.

Die Einführung eines neuen Schamanen in Klokwan. — Eine Krankenbeschwörung durch einen Hūna-Schamanen. — Hexenverfolgungen in Wrangell, Sitka und unter den Tschilkats. — Abergläubische Vorstellungen. — Wettermachen. — Holzfiguren in Klokwan.

Die Religion der Tlinkit geht im Schamanismus auf, d. h. in dem Glauben an Geister, die in das Leben des Menschen eingreifen, und deren Macht durch einzelne Wissende, die Schamanen, gebrochen werden kann. Der Schamane, „Ichta“[1]) genannt, ist durch sein wildes, schmutziges Aeußere und sein in Strähnen herabhängendes, oder hinten in einen Knoten gebundenes Haar, das weder durch Schere noch Kamm entweiht werden darf, gekennzeichnet. Bei der größten Trauer selbst schert er nur den vorderen Teil seines Hauptes[2]). — Die Schamanenwürde

[1]) íchet bei Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 322.

[2]) Die filzige Beschaffenheit des Haares erklärt sich hieraus wohl zur Genüge,

ist mit dem Besitz von allerhand Ausputz, geschnitzten Knochenstäben, Gesichtsmasken, Klappern, Trommeln und dergl. verbunden. Für jeden Geist besitzt der Schamane eine besondere Maske, deren er sich bedient, wenn er diesen Geist beschwören will. — Die Beschwörungen bestehen in einem wilden Tanze um das Feuer herum, bei dem die gewaltsamsten Umdrehungen des Körpers vorgenommen werden. — Der Schamane heilt Kranke, indem er die bösen Geister aus ihnen heraustreibt, macht gutes Wetter, läßt reichliche Fischzüge in die Gewässer aufsteigen und Aehnliches mehr[1]). Für seine Künste nimmt er jedoch gute Bezahlung und zwar stets im voraus. Haben die Beschwörungen nicht die gehoffte Wirkung, so ist er um eine Ausrede nicht verlegen; andere böse Geister sind hindernd dazwischen getreten, und ihre Austreibung erfordert wieder neue Beschwörungen und neue Bezahlung.

Ueber die Art und Weise, wie ein Tlinkit Schamane wird, giebt Weniaminow ausführlichen Bericht, dem wir bei der nachstehenden Schilderung in der Hauptsache folgen.

Die Schamanenwürde ist meistens erblich; sie geht mit all ihren Insignien, den Masken, Trommeln u. s. w. auf den Sohn oder Enkel über. Aber nicht jeder, der es wünscht, kann Schamane werden, sondern nur derjenige, der sich Geister verschafft und mit ihnen in Beziehungen tritt. So hörte Weniaminow von zwei Schamanensöhnen, von denen der eine Schamane werden wollte, es aber nicht konnte, da er keinen Geist sah, der andere dagegen, trotzdem er es nicht wollte, von den Geistern verfolgt und nicht in Ruhe gelassen wurde, selbst als er zu den Weibern ging, wodurch sonst die Geister sofort vertrieben werden, bis daß er sich endlich dazu entschloß. Er wurde dann ein sehr berühmter

---

ohne daß man, wie Erman vermutet, an die Anwendung künstlicher Klebemittel zu denken braucht. (Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 323.)

In dem so geschonten Haare eines Schamanen fand Eschscholtz einen eigentümlichen Käfer, einen Staphylinus, den er Staphylinus pediculus nannte, von dem es jedoch sehr zweifelhaft erscheint, ob er ein regelmäßiger oder nur ein zufälliger Bewohner des Hauptbaares ist.

[1]) Nach Weniaminov werden die Schamanenkünste auch zur Entdeckung von Diebstählen in Anspruch genommen. (Weniaminow 110.)

Schamane in Jakutat, dessen Einfluß man es zuschrieb, daß während der großen Blatternepidemie vom Jahre 1836 diese Krankheit nicht bis zu seinen Landsleuten gelangte.

Wer die Schamanenwürde erlangen will, begiebt sich in die Einsamkeit der Berge und der Wälder, und lebt hier abgeschlossen von jeder menschlichen Gemeinschaft ein bis zwei Wochen, mitunter aber auch mehrere Monate lang, während welcher Zeit er sich nur von den Wurzeln der in dieser Gegend häufigen Araliacee, Panax horridum, ernährt. Die kürzere oder längere Dauer seines Aufenthalts in der Wildnis hängt von dem früheren oder späteren Erscheinen der Geister ab. Wenn er diesen endlich begegnet, so sendet ihm der Vornehmste unter ihnen eine Fischotter entgegen, in deren Zunge das ganze Geheimnis des Schamanismus enthalten ist. Die Fischotter geht gerade auf den Schamanenlehrling los, der, sobald er sie sieht, stehen bleibt und sie durch den einzigen Laut „o", welchen er viermal hintereinander mit verschiedener Betonung ausstößt, tötet. Sowie die Fischotter diesen Laut hört, fällt sie auf den Rücken und stirbt, indem sie die Zunge hervorstreckt. Der Schamane aber reißt ihr dieselbe mit den Worten aus: „möge ich in meinem neuen Beruf tüchtig sein, möge ich gut zaubern und tanzen können u. a." und verbirgt sie in einem eigens dazu gefertigten Körbchen, welches er an einem unzugänglichen Orte versteckt; denn wenn ein Uneingeweihter diesen Talisman, der „kuschtaliute", d. h. Zunge der Fischotter, genannt wird, finden sollte, so würde er sofort den Verstand verlieren. Das Fell aber zieht er sorgfältig ab und verwahrt es als ein wichtiges Zeichen seiner Würde, während er das Fleisch in die Erde vergräbt. Infolge dieses Glaubens an die in der Fischotter verborgenen Kräfte soll vor der Ankunft der Russen auch kein Tlinkit gewagt haben, ein solches Tier zu töten, dann aber überwand Gewinnsucht und die Wahrnehmung, daß nichts Böses daraus erfolge, alle Bedenken.

Wenn dem Tlinkit, der sich in der Waldeinsamkeit zum Schamanenberuf vorbereitet, die Geister nicht erscheinen wollen, dann begiebt er sich zu dem Grabe irgend eines Schamanen, bringt eine Nacht bei demselben zu, nimmt auch der Leiche einen ihrer Zähne weg, oder schneidet die Spitze ihres kleinen Fingers ab und hält diese Dinge im Munde, um so leichter die Geister

und die Fischotter zu erlangen. Wenn ihm dies endlich geglückt ist, dann kehrt er, durch das lange Fasten ganz abgemagert, zu seinen Landsleuten zurück und beginnt sofort mit der Ausübung seiner Kunst[1]).

Der Ruf eines Schamanen hängt von der Anzahl der Geister ab, die er in der Gewalt hat, und welche ihm, wenn er ein guter Schamane ist, große Reichtümer verschaffen; wenn er aber nicht Enthaltsamkeit bewahrt, wird er von seinen eigenen Geistern getötet.

Jeder Schamane hat seine eigenen Geister, für welche besondere Namen und bestimmte Gesänge existieren. Die Geister der Vorfahren erbt er nur selten; doch erscheinen sie ihm bisweilen und dann pflegt der Schamane aus Freude darüber seine Gäste zu bewirten. Derselbe hat auch nach dem Glauben der Tlinkit die Macht, seine Geister in diejenigen zu werfen, welche nicht an ihn glauben; und diese fallen dann in Krämpfe und in Ohnmacht[2]).

Der Glaube an die wunderbare Macht und an die Worte des Schamanen, der jetzt einigermaßen wankend geworden ist, war früher unter den Tlinkit allgemein. Von einem berühmten Schamanen in Sitka, der vor kurzem gestorben war, erzählte man, wie Weniaminow berichtet, daß er sich einst habe ins Meer werfen lassen. Mit seinen Verwandten und Freunden fuhr derselbe hinaus in eine Bucht der Insel Tschistych (am Fuße des Berges Edgecumbe) und ließ sich daselbst von seinen Gefährten, welche anfänglich aus Besorgnis für sein Leben sich geweigert hatten, ihm zu gehorchen, in einer Matte, die mit Riemen aus dem Fell der Schamanenotter umwickelt war, unter viermaligem Aufschrei in die Tiefe herunterlassen. Schneller als ein Stein und schneller als ein angeschossener Walfisch ging er zu Grunde, sodaß der nachgelassene Riemen ihm kaum zu folgen vermochte. An das Ende dieses Riemens aber banden die Gefährten die Blase einer Fischotter; dann, nachdem sie noch eine Weile vergeblich auf irgend ein Zeichen gewartet hatten, begaben sie sich an den Strand, um ihren Freund zu beweinen. An den folgenden

[1]) Weniaminow 62 bis 65, Holmberg 69 bis 70.
[2]) Weniaminow 65 bis 66, Holmberg 71.

Tagen besuchten sie denselben Ort, ohne irgend etwas Auffälliges wahrzunehmen. Als sie aber am vierten Tage ebenfalls dorthin kamen, hörten sie einen Ton gleich dem einer Schamanentrommel, und, da sie ihm nachgingen, sahen sie an einem steilen Felsen den Schamanen hängen, ohne angebunden zu sein, mit blutüberströmtem Gesicht und den Kopf nach unten gekehrt, und umschwärmt von kleinen Vögeln. Mit Mühe brachten ihn die Freunde in ihr Boot, in welchem er sofort wieder seine Besinnung erlangte und nach Hause zu fahren begehrte. All diese Wunder waren aber die Folge davon gewesen, daß der Schamane einen neuen mächtigen Geist erlangt hatte.

Ein berühmter Schamane in Tschilkat soll die Maske eines Geistes besessen haben, deren linke Hälfte in Stein umgewandelt war, während die rechte Hälfte aus Erlenholz, aus welchem gewöhnlich die Masken gearbeitet werden, bestand. Auch ein Teil des Schamanenstabes und des Hermelinfelles, welches an demselben getragen wird, war versteinert worden. — Dieser Schamane hatte eine große Menge von Apparaten in verschiedenen Kisten, welche er alle im Walde verborgen hielt, und nur, wenn er sie brauchte, hervorholte.

Von einem der gegenwärtigen Tschilkat-Schamanen berichtete man uns das folgende Wunder: Vor zwei Jahren hatte das Erscheinen des Ssag, des Oelfisches, lange auf sich warten lassen, und große Not unter der Indianerbevölkerung war die Folge gewesen. Da fuhr der Schamane, nachdem er vier Tage lang gefastet hatte, in einem Canoe mit all seinem Geräte hinaus ins Meer und ließ sich hier an einem 20 Faden langen Tau auf den Grund sinken. Als er nach längerer Zeit sich wieder hinauf ziehen ließ und mit seinen Klappern und Schellen, die man bereits unter Wasser vernahm, über der Oberfläche erschien, verkündete er, daß der Ssag am folgenden Tage kommen werde. In der That wurden am nächsten Morgen viele Seehunde und Delphine gesehen, welche als sicheres Zeichen der Ankunft des Fischzuges gelten, und als man zum Flusse ging, traf man dort auch den Fisch in großer Menge an.

Auch um besseres Wetter herbeizuführen, geht der Schamane ins Meer; wenn sein Haar naß wird, soll Regen fallen.

Noch füge ich eine in Tschilkut vernommene Sage über den

großen Schamanen Kaká in Sitka bei, wenn auch einzelne Punkte derselben uns unverständlich geblieben sind:

In Sitka lebte einst ein Indianer, der zwei Weiber hatte, von denen die jüngere jedoch in einen anderen Mann verliebt war. Sie trachtete nun darnach, ihren Gatten aus dem Wege zu räumen, und steckte ihm deshalb zwei Ringe, die aus den Sehnen der Fischotter gefertigt waren, in die Ohren; dann ließ sie ihm durch Kuchtá, welcher im Norden wohnt und die Gestalt eines großen Affen hat, in eine Fischotter verwandeln. Kaká ertrinkt bei einer Canoefahrt, wird aber von den Fischottern gerettet und nach einer Insel geführt, woselbst er sich in die beiden Töchter des Häuptlings verliebt, bei dem er Sklavendienste thun muß. Eines Tages begegnet er seiner Tante, welche ihm den Rat giebt, die Sehnenringe aus den Ohren zu nehmen. Er thut dies und kommt nun zum Bewußtsein seiner traurigen Lage. Vorher war er fröhlich gestimmt, aber jetzt wird er traurig und verlangt nach der Heimat. Da versprechen ihm seine beiden Oheime, ihn zurückzuführen, doch solle er sich um nichts kümmern, was während der Reise vor sich gehe. Sie fahren nur zur Nachtzeit; einmal jedoch erscheint die Dämmerung, bevor sie das Land erreicht haben, und ein Sternbild, das einem Fische gleicht, erscheint am Himmel. Die Gefährten stimmen den Todesgesang an, das Canoe strandet und verwandelt sich in einen Rochen, sie selbst aber springen als Fischottern heraus. Sogleich reißt ihnen Kaká die Zungen aus, um durch ihren Besitz die Kraft eines Ichta zu erlangen; den Rochen aber bedeckt er mit Tang, damit ihn nicht die Raben fressen sollen. Nach Sonnenuntergang erschienen die Fischottern wieder als Menschen, und auch der Rochen hatte die Gestalt eines Canoes angenommen. So kam Kaká nach Sitka, woselbst er sogleich als ein großer Schamane gefeiert wurde. Die eine von seinen Frauen war ihm treu geblieben, die jüngste jedoch hatte einen anderen Mann geheiratet, und wollte nicht an ihn glauben, wiewohl alles Volk zu ihm strömte. Eines Tages aber fühlte sie sich so zu ihm hingezogen, daß sie ihm durch die Rauchöffnung zuschaute. Da ließ sie der Schamane mitten in den Wohnraum herunterfallen, worüber sie sich so sehr schämte, daß sie sich selber das Leben nahm.

Bei der Erkrankung eines Schamanen fasten seine Verwandten

mehrere Tage lang; wie wir gesehen haben, ist auch die Art seiner Bestattung von der aller anderen Tlinkit verschieden. Der Leib des Schamanen soll niemals verwesen, weil einer der ersten Geister immer bei ihm bleibt, sondern trocknen wie gedörrter Lachs; auch sollen die Zweige niemals auf das Grab eines Schamanen fallen, sondern immer daneben; die Pfähle aber, auf welchen das Grab errichtet ist, sollen zu derselben Zeit vermodern, sodaß sich das Grab gleichmäßig auf die Erde senkt, weder das Fuß- noch das Kopfende zuerst.

Die großen Schamanenvorstellungen werden nur zur Winterszeit, während des Neu- oder Vollmondes, aufgeführt. Die Schamanen rufen dabei feierlich ihre Geister herbei, damit sie in dem kommenden Jahre dem Dorfe, den Verwandten und ihnen selbst Glück zu teil werden lassen und Krankheiten von ihnen abwenden.

Von dem Morgen des für die Vorstellung bestimmten Tages bis zum nächsten Morgen darf niemand von den Verwandten des Schamanen, welche ihm bei der Ausübung seiner Künste behülflich sind, etwas essen noch trinken; tags zuvor reinigen sie sogar ihren Magen durch ein Brechmittel, indem sie Wasser trinken und dann durch eine Feder, die sie in den Schlund stecken, einen Brechreiz verursachen.

Wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, begeben sich alle in die für die Vorstellung bestimmte Hütte, welche möglichst gereinigt und um das Feuer herum mit neuen Brettern belegt worden ist. Sogleich beginnen die Gesänge, die von den Männern und Frauen zusammen gesungen werden, wobei der Takt auf einer Trommel, die sich stets zur Rechten vom Eingange aus befindet, angegeben wird. Nachdem der Schamane seine Festtracht angelegt hat, beginnt er um das Feuer herumzulaufen, und zwar immer in demselben Sinne wie die Sonne, krümmt seinen Körper in gewaltsamer Weise nach dem Takte der Trommel und der Gesänge, bis ihm schließlich die Augen, welche während der ganzen Zeit nach der Rauchöffnung gerichtet sind, ganz verdreht im Kopfe stehen. Plötzlich bleibt er stehen, richtet seinen Blick auf die obere Seite der Trommel und schreit laut auf. Sogleich verstummen Trommel und Gesänge, und aller Augen sind auf den Schamanen gerichtet; denn aus ihm spricht der Geist, der in ihn gegangen ist.

Nach Beendigung dieser Vorstellung erfolgt die Bewirtung der Gäste mit Tabak und allen möglichen Speisen, welche bis zum Beginn der Morgenröte währt[1]).

Erman war Zeuge eines großen Schamanenfestes, das am 12. November, dem ersten Tage nach Eintritt des Vollmondes, um 8 Uhr abends begann. In dem unteren Raume des Festhauses umstanden hunderte von nackten Männern ein in der Mitte des Fußbodens brennendes Feuer. Nur an einer der Längswände waren die oberen Bänke (vergl. S. 129) von bekleideten Männern und Frauen eingenommen. Die meisten der in dem unteren Raume befindlichen hielten einen der prachtvollen Dolche gebrauchfertig in ihrer Rechten; während sich die kleinere Zahl derselben im Kreise um das Feuer aufstellte, zogen sich die übrigen auf die unteren Bänke zurück, sodaß ein freier Ring entstand. Als der Gesang, der in eintöniger, anfangs langsamer und dann immer lebhafterer und lauterer Ausstoßung einzelner Silben bestand, anfing, hob sich nach einigen Paukenschlägen ein Vorhang, durch den das dem Eingangsloche gegenüber gelegene Ende des Hauptraumes von dem übrigen getrennt war. Der Schamane erschien in demselben mit fliegenden Haaren und allerhand buntem Behang seines Mantels, der sich aber jeder näheren Beschreibung entzog durch die außerordentliche Schnelligkeit, mit der er nun sogleich um das Feuer zu laufen anfing. Die Sänger schwangen ihre Dolche und schienen durch ihr leidenschaftliches Geschrei ihn hetzen und dann fangen zu wollen, während er durch künstliche Luftsprünge und Verdrehungen des Körpers diesen Verfolgungen auswich. Unter anderem zog er ein brennendes Holzscheit aus dem Feuer und warf es bis an das Dach des Hauses, wodurch der Enthusiasmus der Verfolger vermehrt schien. Sie kehrten bei der nächsten Deklamation ihre Dolche bald gegen die Alten und Vornehmen in den Logen, bald wieder gegen den rasenden Seher, den sie dann endlich mit einer Wurfschlinge fingen und banden. Er wurde mit einer Matte bedeckt und von einigen seiner Verfolger hinter den Vorhang geschleppt. Man hörte ihn stöhnen, während der an dem Feuer gebliebene Teil des Chores seinen Gesang wieder leiser und langsamer fortsetzte.

[1]) Weniaminow 70 bis 73. Holmberg 72 bis 73.

Derselbe Hergang wiederholte sich bei der zweiten und den folgenden Darstellungen des Schamanen, nur mit dem Unterschiede, daß er jedesmal eine andere Gestalt annahm. Sein Kopf war nun immer in eine ringsum geschlossene Maske gesteckt, welche das erste Mal den Kopf eines reh- oder schafartigen Tieres darstellte, dem auch das Fell, welches ihn bekleidete, zu gehören schien. In diesem umkreiste er das Feuer ebenso schnell und geschickt wie früher, aber seiner Rolle gemäß auf allen Vieren, bis daß er wieder gebunden und röchelnd und stöhnend hinter die Scene geschleppt wurde. Als er zum letzten Mal entsprungen war, trug er dagegen ein Raubtier- oder vielleicht auch verzerrtes Menschengesicht von blauer und roter Färbung, mit weißen Zähnen in dem offenen Rachen. Er lief nun teils aufrecht, teils wiederum auf Händen und Füßen, bald rückwärts, bald vorwärts. Nach der darauf folgenden Ueberwältigung und Fortschaffung verstummte der Gesang vollständig. Alle Zuschauer in den Logen, die bis dahin in gewisse Teile des Chorgesanges eingestimmt hatten, geberdeten sich höchst erwartungsvoll, während der Ichet (Ichta) sich hinter dem Vorhange zuerst durch das frühere Stöhnen, dann aber in abgestoßenen Sätzen einer prophetischen Rede vernehmen ließ, deren einige der Dolmetscher folgendermaßen erläuterte: „ich sehe den Jek — er ist auf dem Meere — sein Boot kommt zu mir“; während er anderes nicht auf russisch wiedergeben zu können erklärte [1]).

Die Geister oder „jēk’“ (nach Holmberg jēkh, plur. jēkch), mit welchen der Schamane in Verbindung tritt, zerfallen nach Weniaminow in drei Klassen, in die „kijēk’“, d. h. die oberen Geister, von dem Worte „kina“ oben, in die „takijēk’“ oder Landgeister und in die „tekijēk’“ oder Wassergeister. Die „kijēk’“, welche dem Schamanen immer als Krieger erscheinen, sind die Seelen der im Kampfe erschlagenen Personen; sie haben ihren Wohnsitz am nördlichen Himmel, der sich bei der Aufnahme neuer Seelen öffnet, was von denen, welchen ein baldiges Ende bevorsteht, gesehen werden kann.

Die „takijēk’“ oder Landgeister erscheinen dem Schamanen immer in Gestalt von Landtieren; sie sind die Geister der eines

---

[1]) Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 324 bis 326.

gewöhnlichen Todes verstorbenen Tlinkit. Ihr Wohnsitz, der im fernen Norden liegt, heißt „Takanku".

Die „tekijēk'" oder Wassergeister erscheinen in der Gestalt von Seetieren und sollen nach einigen auch die Geister dieser Tiere selbst sein.

Jeder Tlinkit hat auch seinen eigenen Schutzgeist, den „tu kinajēk'" (tu = sein, kina = oben, jēk' = Geist); aber einen schlechten und unreinen Menschen verläßt sein Geist oder tötet ihn auch wohl.

Alle Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern. Deswegen muß ein Schamane, der die Geister herbeirufen will, drei bis zwölf Monate lang Enthaltsamkeit üben, und die Hütte, in welcher die Beschwörung vor sich gehen soll, muß sorgfältig gereinigt und Gesänge und Tänze genau nach dem Takt der Trommeln ausgeführt werden[1]).

Die Schamanen behaupten, daß sie bei ihren Produktionen eine Anzahl verschiedener Geister aus verschiedenen Klassen und mit verschiedenen Gesichtern sehen, die aber nicht auf einmal, sondern einer nach dem andern, ohne bestimmte Reihenfolge, erscheinen. Der Schamane legt stets die Maske desjenigen Geistes an, welchen er vor sich sieht, auch wechselt er seinen Schmuck je nach der Tracht dieses Geistes.

Außer bei den großen Schamanenfesten übt der Schamane seine Kunst auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten aus, bei welchen keine oder nur geringe Bewirtung stattfindet. Namentlich besteht seine Aufgabe auch darin, Hexen zu entdecken, d. h. solche Personen, welche andere Menschen durch Zauberei zu verderben suchen und als die Urheber vieler Krankheiten gelten.

Die Hexen, männliche und weibliche, werden „nakutsati" [2]) genannt, und sollen ihre Künste von Jēlch gelernt haben, der sie dieselben lehrte, als er auf der Erde weilte. Wenn sie jemanden zu verderben trachten, so suchen sie irgend etwas von ihm zu erlangen, sei es seinen Speichel, oder sein Haar oder etwas von seiner Speise oder den Schmutz von seinem Körper, den die Tlinkit oft abkratzen statt abzuwaschen. Damit begeben sie sich

[1]) Holmberg 63 bis 64. Weniaminow 56 bis 57.

[2]) Bei Weniaminow nākŭzáti, von dem Worte nāku, Arznei, Medizin.

auf den Begräbnisplatz und legen es hier unter allerlei Verwünschungen auf einen nicht verbrannten Leichnam, oder in die Asche eines verbrannten oder auf den Leichnam eines Hundes.

Nach Verlauf einiger Zeit, und, wie es heißt, gerade dann, wenn der Leichnam, auf welchen die genannten Dinge gelegt sind, verwest, wird der Mensch, von dem sie genommen sind, krank und zwar gerade an dem Teile des Körpers, von welchem sie herrühren. Wenn der Kranke glaubt bezaubert zu sein, schickt er einen Boten zum Schamanen, der durch die Thür der Schamanenhütte die Worte: o! igukchuáti, d. h. für dich, ruft. Diese Worte läßt der Schamane viermal hintereinander wiederholen, weil er in der Stimme des Boten die Stimme desjenigen erkennen soll, welcher den Kranken bezaubert hat; dann entläßt er den Boten mit der Antwort, daß er am folgenden Tage kommen werde. Am nächsten Tage aber besucht der Schamane mit seinen Verwandten und Freunden die Hütte des Kranken, die vorher sorgfältig gereinigt worden ist. Hier legt er seinen Ornat an, und während die Gefährten singen und mit Stäben den Takt schlagen, begiebt er sich zu dem Kranken und verzerrt und krümmt seinen Leib auf die gewöhnliche Weise. Wenn dann die Gesänge aufhören, geht er auf einen der Verwandten des Kranken zu und bezichtigt ihn der Hexerei, womit seine Aufgabe gelöst ist[1]).

Die beschuldigte Person aber wird, wenn sie nicht durch mächtige Verwandte beschützt wird, ergriffen und, nachdem ihr die Hände auf dem Rücken, mit den Handflächen nach außen, zusammengebunden worden sind, in eine leere Hütte geschleppt, woselbst sie ohne Speise und Trank zu erhalten so lange gefangen gehalten wird, bis sie ihre Schuld eingesteht oder infolge der Martern, die bisweilen noch dadurch erhöht werden, daß man

---

[1]) Der Glaube, daß der Schamane die Hexen, die vermeintlichen Urheber der Krankheit, entdecken könne, macht ihn zu einer wichtigen und zugleich gefährlichen Persönlichkeit, indem er ihm Gelegenheit giebt, seine persönliche Rachsucht zu befriedigen. Schabelski erzählt, daß ein Schamane in Sitka ein Mädchen, welche seine Liebesbewerbung zurückgewiesen hatte, beschuldigte, die Erkrankung des Häuptlings verursacht zu haben. Sogleich stürzte der eigene Bruder auf sie los und verwundete sie mit dem Dolche; nur die Dazwischenkunft der Russen rettete ihr das Leben. Als aber der wahre Sachverhalt später bekannt wurde, mußte der Schamane auf einige Zeit sich von dem Orte entfernt halten. (Schabelski in Berghaus, Hertha, Bd. XII, S. 182.)

ihr Salzwasser zu trinken giebt, stirbt. — Aber wenn der vermeintliche Zauberer geständig ist, dann wird er an den Ort geführt, wo er die dem Kranken abgenommenen Gegenstände verborgen haben will. Dieselben aber sollen immer unversehrt bleiben, selbst wenn der Leichnam, auf welchem sie liegen, schon völlig verwest ist. — Sobald der Zauberer, der dabei von seinen Fesseln befreit, aber streng bewacht wird, diese Gegenstände gefunden hat, legt er sie in Baumrinde, oder in ein Blatt oder in eine Falte seines Mantels und zeigt sie den Umstehenden, welche nicht wagen, sie zu berühren; dann, wenn diese sich überzeugt haben, daß dieselben in der That dem Kranken gehören, rennt er in Begleitung seiner Wächter an den Meeresstrand und geht bis zu den Knieen in das Wasser hinein. Dort bleibt er stehen und wendet sich viermal langsam nach der Sonne, indem er mit beiden Händen die erwähnten Gegenstände vor sich hält; beim vierten Mal aber taucht er sie ganz in das Wasser, geht noch weiter, bis zum Hals, in dasselbe hinein und taucht auch selber viermal unter, indem er ausruft, daß der Kranke ebenso gesund und rein werden solle, wie er jetzt aus dem Wasser gehe.

Bisweilen sollen auch die Verwandten denjenigen töten, der in dem Verdacht eines Hexenkünstlers steht, um einen so verhaßten Menschen nicht in ihrer Gemeinschaft zu haben. — Wenn aber jemand aus vornehmem Geschlecht der Hexerei bezichtigt wird, dann gehen die Verwandten heimlich in der Nacht zu ihm und bitten ihn inständig, den Kranken zu heilen, aber wagen es nicht ihn zu ergreifen und zu binden.

Die Tlinkit glauben, daß die Hexenmeister auch fliegen können; sie sollen mitunter aus der Hütte, in der sie gefangen gehalten wurden, mit Zurücklassung ihrer Fesseln entflohen sein, indem sie durch den Rauchfang davonflogen. — Zur Zeit der Morgendämmerung sollen sie sich gern zu den Begräbnisplätzen begeben, woselbst sie mit den Verstorbenen verkehren [1]).

Ich komme jetzt zu dem, was wir selbst unter den Tlinkit vom Schamanismus und Hexenglauben zu beobachten und zu erfahren Gelegenheit hatten. — Der Glaube an die Kraft und an die Kunst der Schamanen ist auch jetzt noch, trotz der Belehrungen seitens der Missionäre, überall herrschend, und selbst solche,

[1]) Weniaminow 74 bis 80.

die sich äußerlich zum Christentum bekennen, nehmen in Krankheitsfällen oder bei anderen Gelegenheiten noch immer zum Schamanen ihre Zuflucht.

Als wir im Januar 1882 Klokwan, das Hauptdorf der Tschilkats, besuchten, war gerade vor wenigen Wochen der alte Schamane des Rabenstammes gestorben und unter den oben beschriebenen Ceremonien bestattet worden. Während unserer Anwesenheit wurde nun die Einführung des neuen Ichta gefeiert. Alle erwachsenen Angehörigen des Rabenstammes hatten vier Tage lang zu fasten, die Kinder nur zwei, der neue Schamane dagegen acht Tage lang, jedoch mit der Erlaubnis eines Imbisses am Morgen des fünften Tages. Der ganze Stamm war in dem Hause des verstorbenen Schamanen versammelt, und an den Abenden wurden feierliche, von Gesängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kloben aufgebauten Holzstoßes aufgeführt. Rings um das Feuer herum standen die Teilnehmer am Tanze, Männer und Knaben, die Knaben dem Feuer zunächst, alle in festlicher, sauberer Kleidung, geschmückt mit frischen Tannenzweigen, die um den Hals geschlungen waren. Im Hintergrunde und an der linken Seitenwand vom Eingange her hockten die Frauen mit ihren kleinen Kindern, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt stehenden Zuschauern eingenommen. Zur Rechten vom Eingange her stand auf einem etwas erhöhten Platze der Leiter der Feier, der den Takt zu den Gesängen angab, wobei er jedoch auch von einigen anderen alten Indianern unterstützt wurde. — Auf Stangengerüsten in seiner Nähe hingen die Attribute des Schamanen, der mit Zähnen, Schnäbeln und anderen klappernden Gegenständen besetzte Reif, welcher um den Nacken getragen wird, der Kopfschmuck mit den über den Rücken fallenden Hermelinfellen, die Tanzschürze, aus der Wolle der Bergziege gewebt, verschiedene Masken und anderes mehr. — Zwei ältere Schamanen, kenntlich an ihrem langen, aufgelösten Haar und dem phantastischen Kopfschmuck, waren ebenfalls anwesend. — Die Gesänge wurden im Chor gesungen und durch Paukenschläge und Aneinanderschlagen von zwei Holzstäben begleitet. Als Pauke diente ein bunt bemalter, hölzerner Kasten, dessen eine Seite mit einem Fell überzogen war; die Schläge wurden mit dem Fuße erteilt. — Von Zeit zu Zeit wurde der

Gesang durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen; dann rückten wieder alle Teilnehmer mit wilden Geberden, indem sie die geballten Fäuste vorstreckten und mit den Füßen auf den Boden stampften, gegen das Feuer vor und wieder zurück. — Alle diese Bewegungen wurden außerordentlich taktmäßig und mit großer Präzision ausgeführt. Nur kurze Erholungspausen gönnte man sich zwischen den einzelnen Gesängen, deren im ganzen vier mit großem Ernste und unter andachtsvoller Aufmerksamkeit der Versammlung gesungen wurden. Beim dritten Gesange wurden zwei hölzerne Truhen, die Hinterlassenschaft des verstorbenen Schamanen, durch die Rauchöffnung in den Raum heruntergelassen und die in ihnen enthaltenen Masken, Klappern, Trommeln u. s. w. einzeln ausgepackt. Jede Maske wurde eine Zeit lang von einem Indianer gegen das Feuer gehalten, während der Gesang ununterbrochen fortdauerte.

Der vierte Gesang hatte ein lebhafteres Tempo. Während des wildesten Lärms durchbrach plötzlich ein junger Indianer, der sich vorher unter den Zuschauern verborgen gehalten hatte, in höchster Aufregung die Reihen der Tänzer, stürzte beinahe durch das Feuer hindurch auf die Holzpauke zu und fiel nach einigen krampfhaften Zuckungen scheinbar bewußtlos neben derselben nieder, nachdem ihm noch von einem der Nächststehenden der Schamanenkranz über den Nacken geworfen worden war. — Es war dies der neue Schamane. — Einige Zeit lang blieb er hier anscheinend bewußtlos liegen, während der Gesang ruhig fortgesetzt und die Störung scheinbar nicht beachtet wurde. Als er sich wieder erholt hatte, zog er sich unbeachtet in die Reihen der Zuschauer zurück, und bald darauf hatte auch die Feier ihr Ende.

Die Schamanen-Gerätschaften, welche in den Truhen enthalten gewesen waren, wurden nun wieder auf demselben Wege, auf welchem sie in den Raum gekommen waren, nämlich durch die Rauchöffnung, aus demselben entfernt und zum Schluß weiße Dunenfedern, die vorher gleichfalls durch die Rauchöffnung heruntergelassen worden waren, in die Luft geblasen. Darauf verließen die Zuschauer den Raum, während der Rabenstamm, Männer, Frauen und Kinder, zu gemeinsamem viertägigen Fasten versammelt blieb. — Am Abend des dritten Tages führte auch der neue Schamane, nur mit einer bunten Tanzdecke bekleidet und

ein spitzes Messer in der Hand haltend, einen Tanz um das Feuer aus. — Der vierte Abend, der letzte der Feier, wurde im wesentlichen mit denselben Ceremonien, wie der erste begangen; doch bemerkten wir eine große Abspannung und Ermüdung der Teilnehmenden, und einige der jüngeren Knaben schienen bereits aus den Reihen derselben ausgetreten zu sein.

Ich füge hier noch die Schilderung einer Krankenbeschwörung hinzu, welcher mein Bruder im September 1882 in einer temporären Niederlassung der Hunas am Lynn-Kanal beiwohnte. Aus einer Hütte tönte Gesang; als er eintrat, fand er dieselbe gedrängt voll von Personen beiderlei Geschlechts, die hier als Zuschauer oder aktive Teilnehmer der Ceremonie versammelt waren. Auf einer Matte neben dem Feuer saß ein kranker, etwa fünfjähriger Knabe, ihm zur Seite der Schamane, eine hünenartige Greisengestalt, dem das bereits ergraute Haar in dicken Strähnen bis auf die Kniekehlen herabfiel [1]. Auf dem Haupte trug er eine Krone aus gebogenen, den Hörnern der Bergziege gleichenden Holzstäben, welche bei jeder Bewegung klappernd an einander schlugen; um den Nacken hing ein mit allerlei Zieraten besetzter Kranz. Bis auf die Lenden, welche mit einer bunten Tanzdecke umgürtet waren, war er völlig nackt. Auf den Knieen hockend bewegte er den Oberkörper unter konvulsivischen Zuckungen mit solcher Gewalt hin und her, daß er bald in heftigen Schweiß geriet. In der Hand hielt er eine hölzerne Klapper, welche die Gestalt eines Kranichs zeigte, und mit der er heftig gestikulierend seinen Gesang begleitete, den er öfters durch unartikulierte Laute, „uf, uf“, wildes Aechzen und Stöhnen unterbrach. — Auch benutzte er zwei etwa 3 dm lange Stücke von rundem Erlenholz, welche klammerartig gespalten waren und eine Stärke von etwa 3 cm hatten. — Mit diesen umklammerte er bald die Füße, bald den Kopf des Knaben. Nach einiger Zeit faßte er dann die Hände des Kranken, legte sie über seine Hüften und seinen Bauch, und indem er Namen von verschiedenen Tieren ausrief, führte er den Knaben bald in der einen, bald in der entgegengesetzten Richtung um das Feuer herum. — Einige Männer, welche in einem

[1]) Erman sah einen Schamanen, dessen Kopfhaare bis auf die Waden reichten. (Erman, Ztschr. f. Ethn. II, 323.)

Kreise hockend das Feuer umgaben, schlugen mit kleinen Stäben auf untergelegte Bretter und Ruderstangen den Takt zu dem einförmigen Gesange und gaben auch auf eingestreute kurze Fragen des Schamanen ebenso einsilbige Antworten. — Die Frauen verhielten sich während der ganzen Zeit als schweigende Zuschauer, ebenso der Vater des Knaben, der übrigens dem Schamanen für seine Dienste Waren im Werte von etwa 50 Mark im voraus bezahlt hatte. Dieser führte den Knaben noch einige Mal in verschiedener Richtung um das Feuer herum und erklärte dann nach ungefähr einstündiger Arbeit die Macht der bösen Geister für gebrochen und den Knaben für gesund [1]).

---

[1]) Doch nicht ausschließlich nehmen die Tlinkit in Krankheitsfällen zum Schamanen ihre Zuflucht; sie haben auch ihre besonderen Heilmittel, von denen hier einige nach der von Blaschke gegebenen Zusammenstellung erwähnt sein mögen.

Gegen katarrhalische und rheumatische Fieber bereiten sie ein Lager von heißen Steinen auf vermodertem Fichten- oder Cedernholz, das jeden vierten Tag erneuert wird.

Bei katarrhalischen Brustentzündungen wird ein Aufguß von Asplenium, bei Lungenentzündungen ein Aufguß von Coptis macrosepala und Cornicularia Richardsonii gebraucht.

Gegen Husten dient ein warmer Aufguß von Osmorrhyza brevistyla.

Gegen Brustfellentzündung gebraucht man eine Varietät von Artemisia vulgaris, entweder innerlich als Aufguß, oder äußerlich bei den Dampfbädern. Dieselbe Anwendung macht man von Pyrus sambucifolius.

Gegen Hämoptysis dient ein Aufguß von den Wurzeln von Spiraea Aruncus.

Bei Kopfschmerzen hält man das eine Ende von dem hohlen Stamme des Riesentanges (Nereocystis Lütkeana) gegen das Ohr, während das andere auf heiße Steine gelegt wird, sodaß die sich entwickelnden Dämpfe in das Ohr gelangen.

Gegen Durchfall wird der frische Saft von Pinus canadensis, gemischt mit dem Talg der Wildziege verwandt.

Gegen Kolik dient ein Extrakt aus den Wurzeln einer Oxytropis-Art.

Gegen Syphilis werden Aufgüsse aus den Sprossen und Rinden von Pinus inops, Ledum palustre, Thuja excelsa innerlich gebraucht, und äußerlich werden die Geschwüre mit dem Harz von Pinus Mertensiana und Sitchensis, gemischt mit dem Kraut von Claytonia alsinoides und der Rinde von Taxodium sempervirens behandelt. Zur Heilung von offenen Geschwüren wendet man Marchantia mit Haifischfett an, gegen Gonorrhoea die Dämpfe von Urin, gegen Orchitis Heuchera divaricata.

Bei Hautkrankheiten wäscht man sich mit einem Aufguß von Kalmia

Hexenverfolgungen sind bis in die neueste Zeit hinein von den Tlinkit in Scene gesetzt worden, trotzdem die amerikanischen Behörden sowohl wie auch die Missionäre ihnen möglichst zu steuern suchen. In den uns bekannt gewordenen Fällen sind immer nur weibliche Personen der Hexerei beschuldigt worden. Im Jahre 1878 wurden in Wrangell zwei Mädchen als Hexen verdächtigt und grausamen Martern unterworfen. Man schleppte sie bei den Haaren an den Strand, tauchte sie unter Wasser und hielt sie so lange unter demselben, bis sie beinahe erstickten; dann legte man sie nackend auf heiße Asche und dergl. mehr. Durch die Bemühungen der Missionärin konnte nur ein Mädchen vom Tode errettet werden, während das andere in der darauf folgenden Nacht erhängt wurde [1]).

Im Sommer 1882 wurden zwei Tschilkat-Frauen aus Klokwan der Hexerei angeklagt. Um sie zum Bekenntnis ihrer Schuld zu bewegen, von der sie übrigens selber überzeugt zu sein schienen, hatte man sie gefesselt und zwar der Art, daß man den hinten herabhängenden Zopf mit den Händen, welche auf dem Rücken zusammengebunden worden waren, verknüpfte, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wurde. Dann wurden sie mit Fichtenzweigen und den stachligen Ruten der Fatsia horrida gegeißelt [2]). Es gelang den Unglücklichen noch, zu dem Missionär zu entfliehen, der sie einige Zeit lang verborgen hielt, bis sie mit dem Dampfer nach Süden gehen konnten.

Selbst in Sitka, unter den Augen der amerikanischen Behörden, versuchten im Winter von 1881 bis 1882 die beiden

---

glauca; Frauenmilch mit Cladonia bellidiflora ist ein Heilmittel gegen Augenkrankheiten; Geschwüre werden mit Nardosmia palmata, der Wurzel von Boschniakia glabra und der Asche von Panax horridum behandelt.

Gegen Zahnschmerzen gebraucht man erwärmten Samen von Pinus Mertensiana und Sitchensis. (Blaschke 71 bis 74.)

Bei äußeren Verletzungen, Schußwunden und dgl. werden, wie wir selbst sahen, feste Verbände angelegt, und Arme und Beine durch Bretter geschient.

[1]) Wright 132 bis 133.

[2]) Die Bestrafung der Hexen wird auch öfters bei den Skulpturarbeiten dargestellt. So brachte uns ein Tschilkat-Indianer eine kleine, aus Alabaster geschnitzte Figur in hockender Stellung, der die Arme auf dem Rücken zusammengebunden und durch einen Strick mit dem Haar im Nacken verbunden waren.

Schamanen, das Volk zu einer Hexenverfolgung aufzureizen. Die Schamanen wurden deshalb mehrere Tage lang im Wachthause gefangen gehalten und schließlich vor ihrer Freilassung ihres langen Kopfhaares beraubt, welches als Wahrzeichen am Wachthause aufgehängt, doch in einer Nacht von den Indianern wieder gestohlen wurde.

Die Freiheit des Handelns, welche der durch die äußeren Verhältnisse wenig eingeschränkte Tlinkit in ausgedehntem Maße besitzen könnte, wird durch zahllose abergläubische Vorstellungen und Befürchtungen in enge Schranken gezogen. Jede Abweichung von den herkömmlichen Gebräuchen, jedes Außergewöhnliche wird als „chlakáss“ bezeichnet und als die allgemeinste Ursache für jedes Mißgeschick, für Unwetter, Krankheit, Jagd- und Kriegsunglück angesehen. — So glaubten die Tschilkats, daß das anhaltend schlechte und stürmische Wetter in den ersten Monaten des Jahres 1881 davon herrührte, daß im vorhergegangenen Herbst auf Betrieb des Missionärs zwei Kinder begraben und nicht verbrannt worden waren. Dann wieder fand man die Schuld darin, daß die Abschließung eines Mädchens während der Entwicklungsperiode unterlassen worden war. Andere Gründe für das schlechte Wetter waren, daß ein Mädchen ihr Haar außerhalb des Hauses gekämmt, und daß der Missionär die Schneeschuhe innerhalb des Hauses angelegt hatte, daß die Schulkinder beim Spielen das Geschrei wilder Gänse nachgeahmt, und daß wir selber das Fell einer Bergziege im Meerwasser abgespült und ein getötetes Stachelschwein über den Schnee gezogen hatten. — Das letztere zu thun, weigerte sich bei einem anderen Jagdausfluge unser indianischer Begleiter ganz entschieden, indem er angab, daß starker Wind die Folge davon sein würde, und lieber nahm er das Tier, trotzdem es besonders schwer war, auf den Rücken, um es nach dem Lagerplatz zu tragen.

Von den Mitteln, die der Tlinkit kennt, gutes Wetter herbeizuführen, haben wir die folgenden beobachtet. Bei Canoefahrten spritzt er, um günstigen Wind zu bekommen, das Wasser nach vorn, indem er mit dem flachen Ruder mehrmals auf die Oberfläche schlägt. — Als einmal das Wetter für den folgenden Tag sich zu verschlechtern drohte, ergriff unser indianischer Begleiter beim Lagerfeuer einen Feuerbrand, schwang ihn unter wieder-

holtem Ausruf von „göss, göss“ mehrmals um sich und warf ihn dann weit hinter sich. Als darauf am folgenden Tage nebliges Wetter eintrat, raffte er Pflanzen und Erde vom Boden auf und warf sie in gebückter Stellung durch die gespreizten Beine hinter sich.

In einem Gehölze bei Klokwan, etwas abseits vom Wege, standen an einen Baumstamm gelehnt drei in Holz völlig ausgearbeitete männliche Figuren, eine größere, welche den rechten Arm wie zum Speerwurf erhoben hatte, in der Mitte und zwei kleinere Figuren neben ihr. Man schien diese Bilder hier beiseite geschafft zu haben und sie zu fürchten. Wer sich ihnen näherte, sollte dem Tode verfallen sein, und in der That wagte aus einer großen Kinderschar, die uns begleitete, nur ein halbwüchsiges Mädchen bis in die Nähe derselben zu gehen. Rings herum waren die Vaccinien-Sträucher mit Früchten dicht besetzt, während sonst die Beeren größtenteils schon eingesammelt waren. Man sagte uns, daß die Tschilkats in Zeiten der Not ein Feuer jenseits des Flusses, den Holzbildern gegenüber anzündeten, angeblich, um den Zorn derselben zu besänftigen.

12. Kapitel.

Die Nachbarvölker.

Die Haidas. — Wohnorte und Stämme. — Physische Beschaffenheit. — Entartung durch den Verkehr mit den Weißen. — Kleidung, Bemalung und Tätowierung. — Der Lippenpflock und andere Verzierungen. — Jagd und Fischfang. — Die Canoes. — Handel mit den Tschimssians. — Anbau der Kartoffel. — Die einheimische Tabakpflanze. — Häuser und Wappenpfähle. — Die Macht des Häuptlings. — Einfluß der Schamanen. — Bestattung eines Schamanen.

Die Feste der Haidas. — Das Stäbchenspiel. — Die Hochzeitsgebräuche. — Einschließung der Mädchen. — Namengebung. — Sklaven. — Trauer- und Bestattungsfeierlichkeiten. — Erbfolge. — Einteilung in Geschlechter. — Werteinheiten beim Handel. — Mythen der Haidas über den Ursprung der Dinge und über die Thaten des Raben Ne-kil-stlas.

Die Abnahme der Haida-Bevölkerung.

Die Tschimssians. — Wohnsitze und Stämme. — Geschicklichkeit in Holz- und Steinarbeiten.

Die Bilballa. — Wohnsitze und Stämme. — Das Fort Mc. Loughlin. — Der Lippenpflock. — Canoebau. — Die Hametze. — Uebler Ruf der Bilballas.

Aelteste Nachrichten über die Völker des Innern, die Gunana. — Bericht aus dem Schiffsjournal der Atuhualpa; die Angaben Weniaminows und Lütkes.

Die Koltschanen oder Galzanen. — Wohnsitze. — Handelsbeziehungen. — Die Ugalenzen und Atnaer. — Die Kenayer und Tschugatschen.

Den Tlinkit am nächsten verwandt sind ihre südlichen Nachbarn, die Haidas und Tschimssians, mit denen sie nicht nur durch vielfache Handelsbeziehungen, sondern auch durch eine fast vollständige Uebereinstimmung in der Lebensweise, in den Sitten und Gebräuchen verbunden sind. Außer geringen physiognomischen

Unterschieden ist es besonders die Verschiedenheit der Sprache, welche diese Völker scharf von einander trennt, und welche so groß ist, daß Buschmann kaum eine Aehnlichkeit zwischen den drei Sprachen erkennen konnte [1]).

Die **Haidas** [2]) haben ebenso lange wie die Tlinkit mit den Europäern Berührung gehabt, aber ihre Beziehungen zu denselben beschränkten sich auf den gelegentlichen Besuch von Handelsfahrzeugen; Faktoreien und Missionsstationen sind erst in neuerer Zeit unter ihnen errichtet worden. Daher sind die Nachrichten über sie recht spärlich und in einzelnen Reiseberichten zerstreut; eine etwas ausführlichere Schilderung finden wir nur in der Arbeit von Dawson: On the Haida Indians of the Queen Charlotte Islands, an die wir uns auch in der folgenden Darstellung in der Hauptsache halten.

Die Haidas bewohnen die Königin Charlotte-Inseln, nach Dawson von ihnen „Haida-kwēa" genannt, die kleinen Forrester-Inseln und den südlichen Teil der Prince of Wales-Insel. Die auf der letzteren Insel lebenden Haidas werden Kaigani [3]) genannt; der Tradition nach sollen sie erst vor etwa 150 Jahren dorthin eingewandert sein.

Die Gesamtzahl der Haidas scheint jetzt der der Tlinkit beträchtlich nachzustehen. Weniaminow rechnete noch für die Königin Charlotte-Inseln allein 8000 Seelen, für die Kaiganis inkl. der Bewohner von Tschassin 1350 Seelen. Zwischen den Jahren 1836 bis 1841 wurden durch John Work 6593 Haidas auf den Königin Charlotte-Inseln und 1735 Kaiganis gezählt [4]); der amerikanische Censusbericht von 1880 dagegen schätzte die Zahl der Kaiganis auf nur 788 Seelen, und die gegenwärtige Bevölkerung der Königin Charlotte-Inseln wird von Dawson auf nicht mehr als 1720 bis 2000 Seelen angenommen. — Daß dieselbe

---

[1]) Buschmann. Die Spuren der aztekischen Sprache. S. 678.

[2]) Andere Lesarten sind: Hyder, Hydah (Macfie), Haidah (Swan). Von den Tlinkit werden die Haidas „Dē-kī-na" genannt. (Tichmenew schreibt „Tekina", l. c. I, 119.)

[3]) Andere Schreibweisen sind: Kegarnie (Dunn), Ky Gargey (Schoolcraft), Kaiaganies, Ky-ganneis, Kliarakans (Scott), Kygany (Anderson), Kyganie (Scouler), Kaïgarny (Roquefeuil) u. a. m.

[4]) Dawson 172 B.

ehemals eine größere gewesen ist, scheint auch aus der großen Zahl der verlassenen Ortschaften und der geringen Bevölkerung der übrigen hervorzugehen. Dawson bemerkt, daß nicht eins der bewohnten Dörfer auch nur ein Zehntel der Bevölkerung enthält, für welche Häuser vorhanden sind. — Die Berührung mit den Weißen ist auch für dies begabte Volk verhängnisvoll gewesen, trotzdem die Beziehungen sich fast nur auf den Handelsverkehr beschränkt haben, und keine Einwanderung die Eingeborenen in dem alleinigen Besitze der von Natur außerordentlich begünstigten Insel gestört hat.

Ebenso wie die Tlinkit zerfallen die Haidas in verschiedene Stämme und Geschlechter, die als Wappenzeichen Tiere führen.

Die Namen der folgenden 12 Stämme erfuhren wir von der mehrfach erwähnten Frau Dickinson, welche längere Zeit unter den Haidas gelebt hatte:

Kaigani im Süden der Prince of Wales-Insel.

1. Ssokŏān hādē (Shaw-a-gan [1]); Shakan [2]).
2. Chlen-kŏ-ān hādē (Kliuquan [2]).
3. Hau-kan hādē (How-a-guan [1]); Howakan [2]).
4. Gu-ai-hendlas hādē (Qui-a-hanless [1]); Koianglas [2]).

Haidas auf den Königin Charlotte-Inseln.

5. Nē-kón hādē (Ne-coon [1]).
6. Māss hādē (Massette [1]).
7. Hā-jū hādē.
8. Kil-káit hādē.
9. Kĭt-kādūss hādē.
10. Kit-hai-uáss hādē.
11. Rchau-ŭ-tass hādē.
12. Kit-ŭītsach hādē.

Ueber die Kaigani teilt Radloff einige Nachrichten mit, die er den Aufzeichnungen und mündlichen Erläuterungen von Middendorffs, des mehrjährigen Direktors des magnetischen Observatoriums in Sitka, entnommen hat. Dieser hatte seine Angaben

[1]) Work bei Dawson 173 B.
[2]) Report of Census for 1880, p. 1429.

aus dem Munde eines aus dem Hafen von Kaigan gebürtigen Kaiganen, mit Namen Kŭkŭ, welcher etwas englisch verstand.

Sich selbst nennen die Kaiganen nach Middendorff Kaigáni oder Kaigani-hatl. Als generische Bezeichnung für Mensch oder Volk dient ihnen das Wort hátei, háttei, hátă, häta. Dieses hátei wird den einzelnen Namen nachgesetzt, so heißen die Bewohner der Königin Charlotte-Inseln (die stone pipe men Kuku's) hátla hattei; die Aleuten Kuttàks háttei, die Tlinkit Tlinkít hatei, unter denen nach ihren Wohnsitzen unterschieden werden die Stakhin hátei, Hudz-naū hatei, Heh hátei, Hénga hátei, Tschilkàt hatei, T'ak hátei u. a. Die Russen heißen Ljuschen-hátă, die Engländer Ingeln-hátei, die Amerikaner jèz háta, d. h. Eisenmänner [1]).

Die Haidas gelten als die stattlichsten und intelligentesten unter allen Indianern der Nordwestküste [2]). Etwas breitere Gesichtszüge unterscheiden sie von den Tlinkit; auch übertreffen sie wenigstens die südlichen Stämme derselben an durchschnittlicher Leibesgröße. Dawson schildert sie folgendermaßen: „In dem grob geschnittenen Mund, den breiten und hervorragenden Backenknochen und in dem im Vergleich zum Oberkörper etwas unverhältnismäßig großen Kopf sind die hauptsächlichsten Abweichungen von idealer Symmetrie zu finden. Nicht selten ist der Rumpf unverhältnismäßig lang und breit im Vergleich zu den Beinen, ein Umstand, der zweifellos damit zusammenhängt, daß die Leute sich fast immer in den Canoes aufhalten und nur selten Reisen zu Lande machen. — Das Haar ist schwarz und derb und nur bei den Medizin-Männern bemerkte ich, daß auch das männliche Geschlecht es lang wachsen ließ. Ein spärlicher Schnurr- und Kinnbart bekleidet mitunter die Oberlippe und das Kinn, namentlich bei alten Leuten, welche die Gewohnheit aufgegeben haben, das Haar auszureißen, sowie es emporsprießt. Häufiger als bei den anderen Küstenvölkern findet man unter ihnen sowohl Männer wie Frauen, die von einnehmender Gestalt sind und selbst nach europäischen Begriffen regelmäßige Gesichtszüge haben. Die allgemeine Physiognomie der Haidas deutet

[1]) Radloff, Bull. hist. phil. XV, 305—307.

[2]) Vgl. auch Poole: Queen Charlotte Islands p. 309.

auf eine höhere Intelligenz und leichtere Auffassungsgabe hin als bei den meisten Küstenvölkern, und eine nähere Bekanntschaft zeigt auch, daß der Schein nicht trügt."

Leider ist dieses begabte Volk durch den Verkehr mit den Europäern sehr demoralisiert worden. In der schamlosen Preisgebung ihrer Weiber und Töchter an die das Land besuchenden Goldsucher und Händler haben die Männer ein Erwerbsmittel gefunden, welches ihrer natürlichen Trägheit zusagt; ja sie gehen sogar bis nach Victoria und folgen den Weißen nach den Cassiare-Gruben, um hier von dem schnöden Handel zu leben.

Weit mehr als unter den Tlinkit hat unter den Haidas die europäische Kleidung Eingang gefunden; nur bei älteren Personen findet man noch die wollene Decke, den ärmlichen Ersatz der ehemaligen Seeottermäntel. Die Gesichter färben sie in derselben Weise und bei denselben Veranlassungen wie die Tlinkit; außerdem aber war unter ihnen bis vor wenigen Jahren noch eine Tätowierung üblich, indem oberhalb der Ellbogen- und Kniegelenke, mitunter auch auf der Brust, aber niemals im Gesicht durch Ritzen der Haut und Einführung von Kohlenpulver unter dieselbe regelmäßige blaue Zeichnungen hervorgebracht wurden, welche die erblichen Wappenzeichen des Trägers darstellten [1]).

Gleichfalls völlig außer Gebrauch gekommen ist die Verunstaltung des Gesichtes durch den Lippenpflock, welche unter den Haidas ebenso allgemein üblich war, wie bei den Tlinkit. Nur noch bei vereinzelten hochbejahrten Frauen ist dieser Schmuck zu finden; andere begnügen sich mit einem Silberstifte, die jüngeren aber haben die alte Mode gänzlich aufgegeben. Auch der Rand der Ohrmuschel und die Nasenscheidewand wurden ehemals durchbohrt, um Ringe und andere Zieraten aufzunehmen.

Jagd und Fischfang betreiben die Haidas in derselben Weise wie die Tlinkit, nur sind sie in noch höherem Grade wie diese ein Fischervolk, da sie in bezug auf ihren Unterhalt fast ausschließlich auf die Küsten angewiesen sind und daher dem Innern des Landes gar keine Aufmerksamkeit schenken. — Auch sind sie ihrer großen und kunstvoll gebauten Canoes wegen weit und

---

[1]) Vgl. Swan: Smith. Contr. XXI, 3.

breit berühmt [1]), und als kühne Schiffer wagen sie mit ihnen die Ueberfahrt nach der 60 km entfernten Prince of Wales-Insel und nach dem Festlande durch die breite Hecate-Straße. Einen Teil dieser Canoes, welche aus dem Stamm der Thuja gigantea angefertigt werden, verkaufen sie an die Tlinkit und Tschimssians, mit denen sie einen lebhaften Handel treiben. Ein wichtiges Einfuhrobjekt ist dagegen das Fett des „ssag“, Thaleichthys pacificus Gir., der von ihnen „tau“ genannt wird und an ihren Küsten nicht zu finden ist. Für eine Kiste, welche etwas über 100 Pfund von diesem Fett enthält, sollen sie 6 bis 10 wollene Decken, d. h. 12 bis 20 Dollars zahlen.

Den Kartoffelbau betreiben jetzt die Haidas in größerem Umfange als die Tlinkit; doch widmen sie ihm gleichfalls wenig Sorgfalt, infolge dessen nur kleine und schlechte Knollen erzielt werden. Ehemals betrieben sie die Kultur einer Tabakpflanze, des sogenannten Indianer-Tabaks. — Die Blätter dieser Pflanze, die nicht näher bekannt ist [2]), wurden über dem Feuer getrocknet und dann in steinernen Mörsern, die man noch jetzt fast in jedem Haushalt vorfindet, zerrieben, um schließlich durch Zusammenpressen Kuchen aus ihnen zu formen. Dieser Tabak wurde nicht in Pfeifen geraucht, sondern, gemischt mit dem Kalke von gebrannten Muscheln, gekaut und dann in den Backenhöhlen gehalten. — Infolge der Einführung des echten Tabaks ist aber der Gebrauch und die Kultur dieser einheimischen Tabakpflanze fast gänzlich aufgegeben worden.

Die Häuser der Haidas sind nach demselben Typus wie die der Tlinkit gebaut, doch zeichnen sie sich im allgemeinen durch ansehnlichere Größe, durch bessere Ausführung und reichere Ornamentierung aus. So ist auch die Zahl der Wappenpfähle eine viel bedeutendere, sodaß durchschnittlich mindestens zwei derselben

---

[1]) Poole beschreibt ein Canoe, welches außer einer Last von 2 Tonnen noch 37 Mann trug, 3 Masten und große Segel hatte.
(Poole, Queen Charlotte Islands p. 269.)

[2]) Diese wilde Tabakspflanze ist wahrscheinlich Nicotiana pulverulenta Reush, welche nach David Douglas auf freigelegten Plätzen in den Waldungen angebaut wird, nachdem die Baumstümpfe verbrannt und die Asche auf den Boden gestreut worden ist. (Mayne.)

auf jedes Haus kommen [1]). Man unterscheidet die vor dem Eingange des Hauses aufgestellten und „Kechen“ genannten von den zum Gedächtnis der Toten errichteten, die man „Chat“ nennt. Jetzt wird nur noch selten ein neuer Wappenpfahl errichtet; zahlreiche umgestürzte und morsche Säulen in den verödeten oder gänzlich verlassenen Dörfern sind ein beredtes Zeugnis von dem raschen Verfall einer bemerkenswerten und eigentümlichen Kultur.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling, doch die Machtbefugnisse desselben sind sehr geringe. Nach dem Tode eines Häuptlings geht die Würde auf den nächstältesten Bruder über, oder wenn ein solcher nicht vorhanden ist, auf seinen Neffen.

Größer ist der Einfluß des Schamanen oder Medizin-Mannes, der „Skā-ga“ genannt wird. Wer sich zu diesem Berufe vorbereitet, begiebt sich in die Einsamkeit der Wälder und nährt sich hier kümmerlich von bestimmten Kräutern, bis infolge der Entbehrungen sein Körper abmagert und sein Geist so zerrüttet wird, daß er Visionen wahrzunehmen glaubt. Wenn er dann zurückkehrt, erprobt er sogleich seine Kraft in der Heilung der Kranken, indem er die bösen Geister, die als die Ursache des Uebels angesehen werden, durch Trommeln, Klappern und Singen auszutreiben versucht. Zu den wesentlichsten Apparaten des Skā-ga gehört außer den gewöhnlichen Lärm-Instrumenten ein hohler, an beiden Enden offener Knochen, der auf der Außenseite mit verschiedenen Zeichnungen versehen und bisweilen mit Perlmutter ausgelegt ist. In diesen Knochen kann er den Geist, „Ka-tlun-dai“, wenn er eben den Körper verläßt, einschließen, indem er die Enden mit etwas Cedernbast verstopft.

Weder Schere noch Kamm darf das Haar eines Schamanen berühren. Wenn er stirbt, wird er an einem etwas abgelegenen Orte, den er selbst angegeben hat, bestattet. Ein von Dawson

---

[1]) Einige dieser Wappenpfähle, von Swan Totem oder Tomanawas genannt, sind über 15 m hoch. Sie pflegen aus einem einzigen Cederbaume gearbeitet zu sein, dessen hintere Seite zur Erleichterung des Gewichtes ausgehöhlt wird. Während sie bei den Tlinkit meist etwas zur Seite und etwas entfernt von der Thüröffnung aufgestellt werden, pflegen sie hier unmittelbar vor derselben zu stehen, sodaß der Eingang um sie herum oder durch ein in ihrer Basis befindliches rundes Loch stattfinden muß.

untersuchtes Schamanengrab bestand aus einer kleinen, einem viereckigen Kasten ähnlichen Hütte, deren von dem Wasser abgewandte Seite mit einer hübschen, aus Cederrinde gefertigten Matte bedeckt war. Gegen diese hatte man den Leichnam in sitzender Stellung mit bis zum Kinn angezogenen Knieen gelehnt. Eine rote, wollene Decke hüllte den Körper ein; das lange Haar war sorgfältig in einen großen Knoten auf dem Scheitel gebunden und ein Paar mit Figurenzeichnungen versehene Knochenstäbe waren hindurchgesteckt. Ein geschnitzter Stab stand in einer Ecke, und vor den Knieen lag eine viereckige, hölzerne Kiste, welche wahrscheinlich andere Insignien des Verstorbenen enthielt.

Die Feste, welche die Haidas feiern, gleichen denen der Tlinkit in jeder Beziehung. Tänze, Gesänge, Bewirtungen und Beschenkungen der Gäste machen den Inhalt derselben aus. Die meisten Gesänge werden in der Sprache der Tschimssians gesungen, was darauf schließen läßt, daß sie von diesen übernommen worden sind. Nach Dawson werden sechs verschiedene Arten von Tänzen unterschieden, die Skā-ga, Ska-dul, Kwai-o-guns-o-lung, Ka-ta-ka-gun, Ska-rut und Hi-atl heißen.

Das Stäbchenspiel ist unter den Haidas ebenso verbreitet, wie unter allen übrigen Indianern der Nordwestküste. Zwischen den Spielern, die im Kreise auf der Erde hocken, wird eine reine, aus Cederrinde gefertigte Matte ausgebreitet. Jedermann bringt nun sein Bündel sauber geglätteter Stäbchen hervor, deren verschiedener Wert durch besondere Merkzeichen angegeben ist. Sie werden zusammen in weicher Cederrinde gemischt und dann nach Belieben herausgezogen.

Ausführlicher wird das Stäbchenspiel von Poole (Queen Charlotte Islands p. 319) beschrieben, der es mit „odd or even" (gerade oder ungerade) vergleicht. „Jede Partei hat 40 bis 50 Stäbchen, die sauber poliert und durch schwarze oder blaue Ringe ausgezeichnet sind. Einer der Spieler nimmt nun eine Anzahl dieser Stäbchen und bedeckt sie mit einem Stück fein zerfaserter und wie Werg aussehender Rinde. Unter dieser Decke teilt er das Bündel in zwei Teile, die er dann aus einer Hand in die andere gehen läßt, indem er die Laute I-E-Ly-Yah murmelt. Wenn er damit aufhört, wählt sein Gegenüber das Bündel aus, in welchem er das rechte Stäbchen vermutet. Dann

kommt der Nächste an die Reihe, und so fort, bis ein oder der andere alle Stäbchen verloren hat, wodurch das Spiel entschieden wird“ [1]).

Die Hochzeitsgebräuche der Haidas sind ebenso einfach wie die der Tlinkit. Vielweiberei ist selten, nur die Häuptlinge haben bisweilen mehr als ein Weib. Auf die Keuschheit der Frauen wird jetzt kein sehr hoher Wert gelegt, nach den Angaben älterer Autoren jedoch scheinen früher strengere Sitten geherrscht zu haben.

Auch die Sitte der Abschließung der in der Entwicklungsperiode befindlichen Mädchen wird von den Haidas geübt, doch wird jetzt der alte Brauch nicht mehr so streng und allgemein wie früher beobachtet. Ehemals wurde ein besonderer Winkel in der Hütte für das Mädchen abgegrenzt und ein eigener Feuerplatz ihr gewährt. Durch eine besondere, in der Hinterwand des Hauses angebrachte Thür mußte sie ein- und ausgehen; bei der Begegnung mit Männern hatte sie schnell das Gesicht mit einem Zipfel ihrer wollenen Decke zu verdecken. Mehrere Monate oder selbst ein halbes Jahr lang dauerte diese Abschließung, während welcher sie auch ein besonderes Kleidungsstück trug, eine Art Kapuze von kegelförmiger Gestalt, aus Cederrinde gewoben, welche bis unter die Brust herabreichte und mit einer Oeffnung für das Gesicht versehen war.

Der erstgeborene Sohn erhält gewöhnlich den Namen des ältesten Bruders seiner Mutter, der zweite den des nächstältesten oder einen zweiten Namen des ersteren. Sind keine Brüder vorhanden, so wird auch wohl der Name eines verstorbenen Freundes gewählt, oder der Name desjenigen, dessen Geist nach Aussage des Schamanen in dem neugeborenen Kinde wiederkehrt. Denn wie unter den Tlinkit ist auch unter den Haidas der Glaube an eine mehrmalige Wiederkehr der Seele verbreitet. — Nach der Namengebung erfolgt die Ceremonie der Durchbohrung der Nasenscheidewand und der Ohrläppchen, bei der wie bei der vorigen Geschenke verteilt werden. — Viermal im ganzen wechselt der heranwachsende Jüngling seinen Namen, immer aber nimmt er den eines mütterlichen Verwandten an. Bei den späteren Namen-

---

[1]) Vgl. auch Swan in Smithonian Contr. Vol. XXI, p. 8.

gebungen wird auch die Tätowierung ausgeführt. Zu jeder Feier, bei der in der gewöhnlichen Weise Gesänge und Tänze aufgeführt und Geschenke verteilt werden, wird auch ein neues Haus erbaut. Nach Dawson heißt der erste Hausbau „tuch-kucho“, der zweite „ki-au-ni-gecha“, der dritte „chaschl“ und der vierte „tlo-cho-kīs-til“.

Ehemals hatten die Haidas zahlreiche Sklaven, „Elaidi“ genannt. Ein Sklave war das unbeschränkte Eigentum seines Herrn, mit dem er machen konnte, was er wollte. Bisweilen wurden sie getötet, um unter dem Eckpfeiler eines neuen Hauses begraben zu werden. Auch die Kinder der Sklaven gehörten dem Herrn. Besondere Expeditionen wurden früher, namentlich nach Norden, in das Gebiet der Tlinkit unternommen, um Sklaven zu erlangen. Jetzt sind die letzteren, da die Kriege zwischen den einzelnen Indianerstämmen der Westküste unter dem Einfluß der Weißen so gut wie aufgehört haben, außerordentlich selten geworden, und der Preis für einen Sklaven soll auf 200 wollene Decken gestiegen sein.

Wenn jemand erkrankt, so ladet der Bruder, also der präsumtive Erbe, den Schamanen und die Freunde des Verstorbenen ein und bewirtet sie, während der Schamane durch den üblichen Lärm und Beschwörungstanz den bösen Geist auszutreiben versucht, mit Tabak. Wenn der Kranke stirbt, so wird der Leichnam in sitzender Stellung in eine viereckige Kiste aus dünn gespaltenem Cedernholz gebracht, wie solche auch für Hauszwecke im Gebrauch sind, und dann in ein kleines Totenhaus gestellt, welches sich gewöhnlich hinter dem Hause oder in unmittelbarer Nachbarschaft des Dorfes befindet und bald nur für einen, bald für mehrere Leichname hergerichtet ist [1]. — Wenn aber der Tote ein vornehmer Mann oder ein Häuptling war, dann stellt man die Kiste mit dem Leichnam in dem eigenen Hause auf, das von den anderen Hausinsassen geräumt wird; die Schätze des Verstorbenen aber werden um den Leichnam herum ausgebreitet. So bleibt derselbe mitunter ein Jahr lang zur Parade ausgestellt,

[1]) In einzelnen Fällen ist bei den Haidas auch jetzt noch die Verbrennung, die früher allgemein gewesen zu sein scheint, üblich. Es sollen namentlich die während einer Reise Verstorbenen verbrannt werden, damit ihre Leichname nicht in fremden Landen ruhen. (Swan, l. c. p. 9.)

und selbst die Bewohner entfernter Dörfer kommen, um ihn zu sehen. — Nach der endlichen Bestattung des Leichnams wird ein Gedächtnispfahl für ihn errichtet, der jedoch gewöhnlich etwas weniger kunstvoll gearbeitet ist, als die vor dem Hause aufgestellten. Sehr oft besteht er nur aus einem glatten Stamme, der an seinem oberen Ende ein breites Brett trägt, auf welchem verschiedene Figuren eingeschnitten oder gemalt sind. — All' diese Arbeiten werden mit Unterstützung sämtlicher Bewohner eines Dorfes ausgeführt, die dafür von dem Erben des Vermögens durch ein mit Verteilung von Geschenken verbundenes Fest belohnt werden. — Nach Dawson erbt der Bruder des Verstorbenen das Vermögen, oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, der Neffe, dann die Schwester, oder, wenn auch diese fehlen, die Mutter, welche bisweilen einen entfernten männlichen Verwandten als ihren Sohn adoptiert und dadurch zum Erben des Vermögens macht. Die Frau erhält in einzelnen Fällen einen kleinen Anteil. Wenn der Erbe unverheiratet ist, so verpflichtet ihn der Brauch, die Witwe zu heiraten, ist er aber verheiratet, so soll es der Nächsterbberechtigte thun.

Ueber die gesellschaftliche Organisation berichtet Dawson, daß die Haidas in einzelne Geschlechter zerfallen, die als Wappenzeichen den Adler, den Wolf, die Krähe, den schwarzen Bären und den Finnwal führen. Da die beiden letzteren aber vereinigt sind, werden im ganzen nur vier Geschlechter unterschieden, deren Namen der obigen Reihenfolge entsprechend, Kūt, Kū-ji, Kitssi-naka und Scha-nu-chā sind. In jedem Stamm sind die Glieder der einzelnen Geschlechter ziemlich gleichmäßig vertreten. Auch hier gilt das Gesetz, daß die Frau stets zu einem anderen Stamme wie der Mann gehören muß, und daß die Kinder stets der Mutter folgen. In seltenen Ausnahmefällen jedoch wird, um das Geschlecht des Vaters zu stärken, das Kind der Schwester desselben zu säugen gegeben und dann auch deren Geschlecht zugerechnet.

Bei den ausgebildeten Eigentumsbegriffen und der Gewohnheit, für jede Leistung eine Gegenleistung zu erwarten, haben die Haidas längst das Bedürfnis nach einem einheitlichen Wertmaße gehabt. Die Dentalien, von ihnen „Kwo-tsing“ genannt, welche bei den Tlinkit und anderen Indianervölkern in hohem Werte

standen und hier gleichsam als Münze kursierten, scheinen von den Haidas weniger geschätzt worden zu sein. Dagegen dienten auch bei ihnen Sklaven als Werteinheit; aber einen noch höheren Wert legten sie dem natürlichen Kupfer bei, das von Norden her, also wahrscheinlich vom Kupfer-Fluß stammte, und in Platten von bestimmter Gestalt und Größe, von ca. $^1/_2$ m Länge und $^1/_4$ m Breite, unter ihnen kursierte; 10 Sklaven sollen ehemals für solch ein kostbares Stück gezahlt worden sein; jetzt ist der Wert dieser Platten dadurch, daß nachgemachte Platten von gewöhnlichem Kupfer in Cirkulation gekommen sind, etwas gesunken, doch werden sie immer noch 40 bis 80 wollene Decken wert geschätzt. Jetzt ist unter den Haidas wie an der ganzen Küste die wollene Decke, das Blanket, das allgemeine Zahlungsmittel. Die für den Handel der Hudson-Bai-Compagnie gefertigten Blankets sind durch eingewobene Punkte am Rande gekennzeichnet, die besten haben vier Punkte, daher „four point blankets“ genannt, die schlechtesten nur einen Punkt, „one point blankets“. Als anerkannte Werteinheit gilt ein einfaches „2$^1/_2$ point blanket“, sodaß man selbst von einem großen „4 point blanket“ sagt, daß es so und so viele Blankets wert sei. Auch die Hudson-Bai-Compagnie nimmt diese Blankets, wenn sie gut erhalten sind, von den Indianern wieder als Zahlung an. — Reiche Leute besitzen mehrere hundert Blankets, die, sorgfältig zusammengelegt, in großen Kasten aufbewahrt werden.

Die Mythen der Haidas sind leider nicht so vollständig bekannt, wie die der Tlinkit; die von Dawson gegebene kurze Analyse derselben zeigt uns jedoch schon ihre wesentliche Uebereinstimmung mit denen der letzteren. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes lasse ich in wörtlicher Uebersetzung nach Dawson die Haida-Tradition über den Ursprung der Dinge folgen.

„Vor sehr langer Zeit entstand eine große Flut, durch welche alle Menschen und Tiere umkamen mit Ausnahme eines einzigen Raben. Dieser Rabe war aber nicht ein gewöhnlicher Vogel, sondern, wie alle Tiere in den alten Indianerfabeln, besaß er in einem hohem Maße die Eigenschaften eines menschlichen Wesens. So konnte er auch sein Federkleid nach Belieben an- und ablegen, gleichwie ein gewöhnliches Gewand. Es wird sogar erzählt in einer Version der Sage, daß er von einer Frau geboren wurde,

welche keinen Gatten hatte, und daß sie Bogen und Pfeile für ihn machte. Mit diesen tötete er, als er herangewachsen war, Vögel, aus deren Bälgen sie ihm einen Kragen oder Mantel machte. — Die Vögel waren die kleine Schneeammer mit dem schwarzen Kopf und Nacken, der große schwarz und rote und der mexikanische Specht. — Der Name des Wesens selbst aber war „Ne-kil-stlas". Als sich die Flut verlaufen hatte, blickte Ne-kil-stlas umher, aber er konnte weder Gefährten finden noch eine Gattin und fühlte sich sehr verlassen. Endlich nahm er eine Herzmuschel (Cardium Nuttali) vom Strande, die er heiratete und in dem ernstlichen Wunsch nach einem Gefährten beständig bebrütete. Nach einiger Zeit hörte er in der Muschel einen sehr schwachen Schrei, wie den eines neugeborenen Kindes, welcher allmählich lauter wurde, bis sich zuletzt ein kleines Mädchen zeigte. Dieses heiratete der Rabe, als es herangewachsen war; aus dieser Ehe entsprossen alle Indianer, und so wurde das Land bevölkert[1]). Indessen fehlte den Menschen noch vieles; sie hatten weder Feuer, noch Tageslicht, noch süßes Wasser, noch den Oelfisch. All' diese Dinge waren im Besitze eines großen Häuptlings oder einer Gottheit, welche „Ssetlin-ki-jasch" hieß, und da lebte, wo sich jetzt der Naß-Fluß befindet. Zuerst erlangte Ne-kil-stlas das Wasser auf folgende Weise: Der Häuptling hatte eine Tochter, um deren Liebe sich Ne-kil-stlas heimlich bewarb. Er wurde auch von ihr als Liebhaber angenommen, und ohne Wissen des Vaters besuchte er sie oft in der Nacht. Das Mädchen aber verliebte sich sehr in Ne-kil-stlas und vertraute ihm vollständig, was dieser auch bezweckt hatte. Als er endlich die Zeit für die Ausführung seines Planes gekommen glaubte, sagte er, daß er sehr durstig wäre und einen Trunk Wasser haben möchte. Dies brachte ihm das Mädchen in einem der gewöhnlichen dicht geflochtenen Körbe. Er trank aber nur ein wenig, stellte dann den Korb neben sich und wartete, bis das Mädchen einschlief, worauf er schnell sein Federkleid anlegte, den Korb in den Schnabel nahm und durch die Rauchöffnung davonflog. Da er fürchtete, von den Leuten des Häuptlings verfolgt

[1]) In einer Variation dieser Sage wird berichtet, daß Ne-kil-stlas aus zwei lebenden Muscheln, die er befruchtete und warm hielt, einen Mann und ein Weib ausbrütete, welche die Stammeltern des Menschengeschlechts wurden.

zu werden, war er in großer Eile. Hier und da entfiel ihm etwas Wasser, wovon die zahlreichen Flüsse, welche man jetzt auf der Erde findet, entstanden. Auf das Land der Haidas aber fielen nur einige Tropfen, wie Regen, weshalb es auch jetzt keine großen Ströme in demselben giebt.

Ne-kil-stlas suchte dann das Feuer zu bekommen, welches auch im Besitze desselben mächtigen Wesens oder Häuptlings war. Er wagte aber nicht, wieder in dem Hause des Häuptlings zu erscheinen, da er auch die Gunst der Tochter verloren hatte. Deshalb nahm er die Gestalt einer einzelnen Fichtennadel an und ließ sich dann auf das Wasser in der Nähe des Hauses herab, woselbst seine frühere Geliebte Wasser holte. Sie aber schöpfte die Nadel mit in ihr Gefäß und als sie das Wasser trank, verschluckte sie auch dieselbe, ohne es zu merken. Bald darauf wurde sie schwanger, und nach einiger Zeit gebar sie ein Kind, welches niemand anderes war als der listige Ne-kil-stlas, dem es auf diese Weise gelungen war, in die Hütte zu kommen. Eines Tages nahm er eine günstige Gelegenheit wahr und bemächtigte sich eines Feuerbrandes, mit dem er durch die Rauchöffnung davon flog. Ueberall sprühte er die Funken umher; eine der ersten Stellen aber, wo er ein Feuer anzündete, war das Nordende der Vancouver-Insel, weshalb auch so viele Bäume auf dieser Insel eine schwarze Rinde haben.

Immer aber waren die Menschen noch ohne Tageslicht und Ne-kil-stlas machte es sich nun zur nächsten Aufgabe, sich dieses für dieselben zu verschaffen. Er versuchte jetzt eine andere List. Er gab vor, auch Licht zu besitzen und blieb bei seiner Behauptung, wiewohl der Häuptling die Wahrheit derselben bestritt. Auf irgend welche Weise brachte er nun etwas zu stande, was mit dem Monde einige Aehnlichkeit hatte, und dies ließ er, als in der ewigen Nacht alle Menschen zum Fischen hinaus auf die See gefahren waren, ein wenig unter seinem Federkleide hervorsehen. Es warf einen schwachen Schimmer über das Wasser, weshalb die Menschen und Sſetlin-ki-jasch glaubten, daß es der wahre Mond sei. Aergerlich darüber, nun nicht mehr der alleinige Besitzer des Lichtes zu sein, verlor er jeden Gefallen an seinem Eigentum und stellte sofort Sonne und Mond dahin, wo wir sie jetzt sehen.

Eins aber blieb noch immer im Besitz von Sſetlin-ki-jaſch, was von den Menschen sehr begehrt wurde; dies war der Oelfiſch. Der Kormoran aber war ein Freund oder Gefährte des Häuptlings und hatte Zulaß zu dessen ganzem Besitztum, auch zu seinem Vorrat von Oelfiſchen. Ne-kil-ſtlas brachte nun die Möwe und den Kormoran in Streit miteinander, indem er jedem von diesen erzählte, daß der andere schlecht von ihm gesprochen hätte. Endlich kamen sie zusammen, und nach einem lebhaften Wortstreit folgten sie seinem Rat und begannen mit einander zu kämpfen. Ne-kil-ſtlas wußte, daß der Kormoran einen Oelfiſch in seinem Magen hatte, und deshalb reizte er die Streitenden auf, besser zu kämpfen, sich auf den Rücken zu legen und mit den Füßen zu schlagen. Dies thaten sie auch, bis endlich der Kormoran den Oelfiſch von sich gab, welchen Ne-kil-ſtlas sogleich ergriff. Darauf machte er sich ein Canoe aus einem morschen Stamm und beschmierte es sowie sich selbst mit den Schuppen des Oelfiſches. Als er dann während der Nacht zur Wohnung des großen Häuptlings gelangte, bat er um Einlaß, um sich zu wärmen, da ihm sehr kalt sei. Er habe in der Nacht einen großen Fang von Oelfiſchen gemacht, die er irgendwo in der Nähe gelassen hätte. Sſetlin-ki-jaſch erwiderte, dies könne nicht wahr sein, da er allein die Oelfiſche besitze, aber Ne-kil-ſtlas forderte den Häuptling auf, seine Kleider und sein Canoe anzusehen. Da er diese mit den Schuppen des Oelfiſches bedeckt fand, wurde er davon überzeugt, daß außer seinen Oelfiſchen noch andere existieren mußten und wieder ärgerlich darüber, nicht im Alleinbesitz zu sein, ließ er alle Oelfiſche frei, indem er sagte, daß sie in jedem Jahre in großen Scharen kommen würden, um seine Freigebigkeit zu bezeugen und das Gedächtnis seines Namens wach zu halten. Dies haben sie auch seit jener Zeit stets gethan.

In dem Mythenschatz der Haidas spielt auch der Donnervogel eine Rolle. Wenn er Nahrung verlangt, so legt er sein Federkleid an und erhebt sich in die Luft, wobei sein gewaltiger Leib den Himmel verdunkelt und das Geräusch seiner Flügel den Donner verursacht. Unter seinen Flügeln hält er einen kleinen Fisch verborgen, den er aus dem Meere herausgeholt hat. — Diesen wirft er, wenn er einen Walfiſch sieht, mit großer Gewalt

hinunter, und die schlangenähnliche Zunge des Tieres erscheint dann als Blitz [1]).

Radloff teilt mit, daß die Kaiganen von den Seelen der im Kriege Gefallenen (Tahít) annehmen, daß sie den Ueberlebenden im Nordlicht erscheinen, während die eines natürlichen Todes Gestorbenen (zĭke-kaua) auf der Erde bleiben. Daher heißt es z. B. hallgōa tahít kitzatlāng koān in voriger Nacht kamen viele Tahits = war ein starkes Nordlicht. Letzteres nennen sie auch sá hátei, d. h. erschlagene Leute.

Die Zeit sollen die Kaiganen nach den Mondphasen einteilen und nicht nach Tagen, sondern nach Nächten zählen [2]).

Die **Tschimssian-** oder Tsimschiān-Indianer [3]) bewohnen die Festlandsküste zwischen dem Naß-Fluß und dem Skīna- (engl. Skeena-) Fluß. Sie sind in zahlreiche Stämme zerteilt und zählen im ganzen etwa 5 bis 6000 Seelen, sind also ungefähr ebenso stark wie die Tlinkit und Haidas. Im Jahre 1845 zählten die Lieutenants Warre und Vovasour im Auftrage der Hudson-Bai-Compagnie

4	Stämme der Naß-Indianer	mit 1615 Seelen,
10	„ „ Chymsyans	„ 2495 „
2	„ „ Skeena-Indianer	„ 322 „ .

Weniaminow schätzt ihre Zahl auf ca. 6000. Nach den uns von einer Tschimssian-Indianerin gemachten Mitteilungen sind die Tschimssians in die folgenden 15 Stämme verteilt [4]):

1. kīsch-păch-lă-óts
2. kīts-āch-lă-āl'ch
3. kit-wulg-jats

} auf der Tschimssian-Halbinsel bei Fort Simpson.

---

[1]) Swan in Smithonian Contr. Vol. XXI, p. 7.

[2]) Radloff, Bull. hist. phil. XV, 308.

[3]) Andere Schreibweisen sind: Chim-sy-an (Schoolcraft), Chimpsain (Scott), Tsimsean (Swan), Simpsean (Macdonald), Tsimshean (Mayne), Chimsain, Tsimpsean, Chimsean (Anderson), Chimmesyan und Chemmesyan (Scouler).

[4]) Schoolcraft zählt im ganzen 16 Stämme der Tschimssian-, Naß- und Skīna-Indianer auf, welche zum großen Teil mit den oben Genannten übereinstimmen.

Siehe auch eine wenig zuverlässige Aufzählung und Schätzung der Tschimssian-Stämme durch Col. Scott in Congressional Papers, House of Representatives. 40. Congr. 2. sess. Ex. Doc. N. 177, p. 83.

4. kīts-īisch 5. killūtsār 6. kittlĕān 7. kitt-andó 8. kĭn-nach-hangīk 9. kinnatō-iks 10. kit-wúlkse- bē 11. kitträlchlă	auf der Tschimssian-Halbinsel bei Fort Simpson.
12. kĭtselāssir 13. kĭtkāĕt 14. kĭtraŭ-ai-iks	am Skīna-Fluß und südwärts.

15. nüss-kā am Nāß-Fluß.

Die Tschimssian-Indianer trugen den Lippenschmuck, doch schon als Simpson im Jahre 1841 Fort Simpson besuchte, fand er die Mode bereits im Verschwinden. Wegen ihrer kunstvollen Arbeiten in Stein, Holz und Knochen sind die Tschimssians berühmt. — Die Häuser waren hier, sagt Simpson, besser als sonst an der Küste [1]).

Infolge der von Duncan und Crosby unter den Tschimssians betriebenen Missionsthätigkeit, welche in dem folgenden Kapitel ausführlich geschildert werden soll, sind die alten Gebräuche derselben gänzlich außer Brauch gekommen und größtenteils auch in Vergessenheit geraten. Im allgemeinen werden sich die Sitten der Tschimssians von denen der Haidas wenig unterschieden haben; doch begegnen wir hier der Gewohnheit des Hunde- und Menschenfleischessens als einer religiösen Sitte, welche dann bei den südlichen Nachbarvölkern, namentlich auch bei den Stämmen der Vancouver-Insel eine große Rolle spielt, während unter den Haidas und Tlinkits nichts Sicheres davon beobachtet worden ist. — Ueber diese seltsame Sitte besitzen wir nur höchst unvollkommene Nachrichten, die uns ihre wahre Bedeutung kaum erkennen lassen. Die folgende Schilderung entnehme ich einem von Mayne mitgeteilten Auszuge aus den Berichten Duncans über seine Erfahrungen in den ersten Jahren seiner Missionsthätigkeit.

---

[1]) Simpson II, 206.

„Ein alter Häuptling der Tschimssians hatte eine seiner Sklavinnen, ein altes Weib, töten lassen, sei es, um seiner Tochter, die an einer Schußwunde am Arme litt, Genesung zu verschaffen, sei es, um dafür zu sorgen, daß sie nach ihrem Tode in der anderen Welt, Bedienung fände. Die Leiche wurde an den Strand geworfen. — Darauf erschienen zwei Haufen von rasenden Leuten, deren jeder von einem nackten Manne geführt wurde. Die beiden Anführer bewegten sich beinahe schleichend vorwärts, indem sie wie zwei stolze Pferde gingen und gleichzeitig abwechselnd den rechten und den linken Arm bis zur vollen Länge ausstreckten und eine Zeit lang herausfordernd in dieser Lage hielten. Zugleich warfen sie beständig den Kopf rückwärts, so daß das lang herabhängende Haar heftig geschüttelt wurde."

„Eine Zeit lang schienen sie den Leichnam zu suchen; als sie ihn aber gefunden hatten, fingen sie an zu schreien und herumzulaufen wie hungrige Wölfe. Endlich ergriffen sie ihn und zogen ihn aus dem Wasser auf den Strand, um ihn daselbst, wie ich hörte, mit den Zähnen zu zerreißen. Da das Gefolge sich in engem Kreise um die Anführer schloß, wurde mir der Anblick dieser Scene entzogen, aber schon nach wenigen Minuten zerteilte sich wieder der Haufen, und jeder der nackten Kannibalen erschien mit dem halben Leichnam in seinen Händen. Nachdem sie sich wenige Schritte von einander entfernt hatten, begannen sie unter schrecklichem Geheul ihr noch schrecklicheres Festmahl" [1]).

Duncan giebt dann weiter an, daß 8 bis 10 verschiedene Gesellschaften von Medizinleuten während des Winters ihr Wesen getrieben hätten, daß man aber im allgemeinen 3 Klassen unterscheide, nämlich solche, welche Menschenfleisch äßen, ferner solche, die Hunde verzehrten und endlich solche, welche weder das eine noch das andere thäten. — Jede dieser Gesellschaften habe ihre Zöglinge, aber gewöhnlich nur einen auf einmal. Am frühen Morgen begeben sich diese Zöglinge an den Strand, wo sie unter beständigem Schreien herumkriechen und das Haupt schütteln, bis eine Schar Männer hervorstürzt, sie umringt und zu singen anfängt. Die Hundeesser schleppen bisweilen einen toten Hund herbei, den sie nach Hundeart mit den Zähnen zerreißen.

---

[1]) Mayne, S. 283 u. ff.

Nach Dawson giebt es vier „Religionen“ unter den Tschimssians, welche Sim-ha-lait, Mi-hla, Noo-hlem und Hop-pop heißen und von der Einteilung in Stämme und Geschlechter unabhängig sind. Die erste dieser Religionen ist die einfachste und mit keinen auffälligen Ceremonien verbunden. Die Anhänger der zweiten sollen ein kleines, schwarzes Bild mit langen Haaren verehren, welches als „der Einzige oben“ bekannt ist. Die „Noo-hlem“ sind die Hundeesser und die „Hop-pop“ die Kannibalen, welche letztere ihren Namen davon erhalten haben, daß, wenn sie in wirklicher oder fingierter Raserei darauf ausgehen, Menschenfleisch zu essen, sie diesen Ruf hören lassen. Alsdann suchen alle, die zu anderen Religionen gehören, den Rasenden aus dem Wege zu gehen; die Anhänger derselben Religion aber bieten standhaft ihren Arm dar und lassen ein Stück Fleisch aus demselben herausbeißen. Ein Mann kann mehr als einer Religion angehören und mitunter auch gezwungen werden, einer zweiten Religion beizutreten[1]).

Ueber die Herkunft der Tschimssians hörten wir die folgende Erzählung: Die Tschimssians kamen aus dem Innern, den Skīna-Fluß herunter, fanden ihn aber durch zwei Gletscher, die von beiden Ufern her in den Fluß vorgerückt waren, völlig gesperrt. Nur in einer finsteren Höhle führte der Fluß durch sie hindurch. Schon wollten die Tschimssians die Weiterfahrt aufgeben, als ihr Anführer, ein bejahrter Indianer, sich dazu erbot, diesen Weg zu versuchen. Nachdem er den Sterbegesang angestimmt hatte, fuhr er in die finstere Höhle mit seinem Canoe hinein. Von dem Gletscher aus, dessen Höhe einige erstiegen hatten, sah man ihn dann unterhalb hervorkommen. Darauf versuchten alle denselben Weg und gelangten auch glücklich hindurch bis zur Mündung, woselbst sie sich ansiedelten.

Die Bilbálla.

Während die Haidas mit den Tschimssians in lebhaften, freundschaftlichen Beziehungen stehen, auch, wie Dawson angiebt, größtenteils ihre Sprache verstehen und ihre Tänze und Gesänge angenommen haben, sind sie erbitterte Feinde der weiter südlich

---

[1]) Dawson 125 B.

das Festland bewohnenden Indianer-Stämme, der Bilbálla oder Bella Bella, mit denen sie auf ihren Fahrten nach Victoria heiße Kämpfe zu bestehen haben [1]). Die Stämme der Bilbálla sind nach den uns gemachten Angaben:

1. uúts-tá.
2. kĭt-máchla-kach.
3. kĭt-la-ōp (kit lope bei Schoolcraft).
4. kĭt-ă-mat (kit ta maat bei Schoolcraft).
5. kŏá-kūlch.
6. tlatlē-ssē-kŏ-lá.
7. chlā-ūtsiss.
8. jākŭlch-tåch.

Die Hudson-Bai-Compagnie gründete in dem Gebiete der Bilbállas das Fort Mc Loughlin. George Simpson sah hier auf seiner Reise um die Welt in den Jahren 1841 und 1842 den ersten Lippenpflock [2]). — Auch die Bilbállas scheinen im Canoebau Großes zu leisten. Simpson sah ein Canoe, das 60 Fuß lang, 4½ Fuß tief und 6½ Fuß breit war, 100 Menschen fassen konnte und doch mit Ausnahme von Stern und Schnabel aus einem einzigen Stücke bestand.

Die Häuptlinge sollen zeitweise den Verrückten spielen, in den Wald laufen, Gras essen und an den Rippen von Leichnamen nagen. Wenn sie zurückkommen, fallen sie dann über jeden, der ihnen begegnet, her und beißen ihm ein Stück Fleisch aus den Armen oder Beinen heraus, das sie dann herunter schlucken [3]).

Nach Dunn sind die „Sebassa", welche mit den Bilbálla identisch sein dürften, lebhafter und unternehmender als ihre südlichen Nachbarn, aber die größten Diebe und Räuber an der Küste. Ihre Dörfer sollen sie vorzugsweise auf hohen und steilen Inseln oder Vorgebirgen erbauen. Der Häuptling besaß zahlreiche Weiber und viele Sklaven; auch betrieben diese Indianer eifrig Sklavenraub und Handel [4]).

---

[1]) Poole, Queen Charlotte Islands, p. 270 ff.
[2]) George Simpson, Narrative of a journey round the world, I, 204.
[3]) Simpson I, 205.
[4]) Dunn 272.

Die Gunanas.

Die ältesten Nachrichten über die den Tlinkit benachbarten Völker des Innern finden sich in einem von der Historischen Gesellschaft in Massachusetts veröffentlichten Auszug aus einem Schiffsjournal, das an Bord des amerikanischen Schiffes „Atahualpa“ geführt wurde. Es heißt darin unter dem 25. August 1802 [1]):

„Ich hatte eine Unterredung mit Cou über einige Stämme, welche das Binnenland von Stikeen bewohnen. Er hatte seine Kenntnisse von Cockshoo, dem Häuptlinge der Stikeens, welcher mehrere mal des Handels wegen unter ihnen gewesen war. Nach seiner Beschreibung sind sie von ähnlichem Aussehen als die Indianer der hiesigen Gegend, nur größer. Die Männer haben kurzes, über die Stirn herabhängendes Haar, die Frauen sind nicht durch einen Lippenschmuck oder etwas anderes der Art entstellt. Sie sind ein furchtsames Geschlecht; beim Herannahen einer Gefahr fliehen sie gewöhnlich in irgend einen Versteck und stoßen ein schreckliches Geschrei aus. Sie kleiden sich in einen Mantel oder eine Art von Rock und in ein anderes hosenähnliches Kleidungsstück, das wie das erstere aus Hirschleder bereitet ist, in derselben Weise wie im Süden die Clammel (Kriegspanzer). Sie leben von dem Fleisch der Hirsche, Bären und anderer Tiere, die sie durch die Jagd erbeuten. Bei derselben gebrauchen sie Bogen und Pfeile, die größer und hübscher sind als die der Küsten-Indianer. Sie bewohnen ein flaches Land und sind geübte Wanderer. Wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, bedienen sie sich der Schneeschuhe.“

„Die Sprachen dieser Stämme sind vollständig verschieden von denen der Stikeens. Den Gebrauch des Eisens haben sie erst vor kurzem kennen gelernt, indem das Stikeen-Volk ihnen Messer, Gabeln u. a. gebracht hat, wofür es Lebensmittel (welcher Art dieselben waren, kann ich nicht sagen) eintauschte“.

Der Name Kunana oder Gunana für die Bewohner des Innern findet sich zuerst bei Weniaminow. „Die Völker, welche

[1]) Collections of the Massachusetts historical society for the year 1804. Ser. I, vol. IX, p. 242.

das Festland von Amerika bewohnen," sagt Weniaminow [1]), „sind uns unter dem Namen Tundra-Bewohner bekannt, aber die Koloschen nennen sie „kunaná", d. h. nördliche, oder „atakuan", d. h. im Norden, wo sich Himmel und Erde berühren. Die amerikanischen Tundra-Bewohner sind in ihrer Lebensweise, ihrer Kleidung und Sprache von den Koloschen völlig verschieden, aber, abgesehen von dem Lippenpflock der Weiber, haben sie dieselbe Religion und die gleichen Gebräuche wie die Koloschen." — Lütke spricht von einem Volke, das in den Gebirgen im Norden lebt und von den Tlinkit Konlan genannt wird. Nach Aussage der Tlinkit sollten die Konlans, die von ihnen sowohl der Sprache als der Lebensweise nach unterschieden wären, der Gewohnheit des Menschenfressens huldigen. Ehemals hätten sie Bogen und mit Steinspitzen versehene Pfeile gehabt, jetzt aber empfingen sie von den ihnen benachbarten Tlinkit Flinten und Pulver, die sie für Fuchs- und Zobelfelle und für natürliches Kupfer eintauschten. Die Konlans sollten über das Gebirge hinweg mit den Bewohnern des Kupfer-Flusses und des Tschugatskischen Meerbusens in Verbindung stehen [2]).

Die Gunanas, von den Amerikanern gewöhnlich Stick Indians genannt, wegen der Gewohnheit, einen Federkiel oder Stift durch die Nasenscheidewand zu stecken, gehören vermutlich zum Athapaska- oder Tinnē-Stamme. Wie sie sich selber nennen, haben wir nicht sicher erfahren. Die Niharnies von Simpson und die Nehaunees von Dall dürften mit ihnen identisch sein [3]).

Es ist ein friedliches Völkchen, welches keine festen Wohnsitze hat und von dem Ertrage der Jagd lebt. — Bei dem Handel, den sie mit den Tlinkit treiben, werden sie von diesen, wie wir gesehen haben, tyrannisch behandelt und arg übervorteilt.

Die Ugalenzen oder Ugalachmuten.

Wrangell sagt, daß westwärts von dem Vorgebirge St. Elias die Ugalenzen wohnen, ein kleines Völkchen von nicht mehr als

---

[1]) Weniaminow 27. Anmerkung.

[2]) Lütke I, 215.

[3]) Nach Mahony bei Colyer nennen die Tschilkats die Bewohner des Innern Si-him-e-na oder Stick Indians.

38 Familien. Den Winter über sollen sie sich in einer kleinen Bucht östlich von der Insel Kajak (nicht Kadjack, wie Wrangell schreibt) aufhalten, im Sommer aber sich zum Fischfang nach der östlichen Mündung des Kupfer-Flusses begeben. Sie werden als ein friedliebendes und unterwürfiges Volk beschrieben, das ganz nach Weise der Koloschen, namentlich der Jakutats, lebt, mit welchen sie auch verschwägert seien. Ihre Sprache soll zwar von derjenigen der Koloschen verschieden sein, aber doch von derselben Wurzel abstammen, sodaß beide Völker nur als zwei verschiedene Geschlechter eines und desselben Stammes anzusehen wären. Sowohl bei den Jakutats wie bei den Atnaern, den Anwohnern des Kupfer-Flusses, führten sie den Namen Ugalenzen [1]).

Nach Weniaminow ist die Sprache der Ugalenzen nur ein Dialekt des Jakutatischen. — Holmberg giebt auf der seiner Karte beigegebenen Beschreibung den Ort Alaghänik, an einer Bucht im Nordosten von der Mündung des Kupfer-Flusses, als Hauptort der Ugalenzen an. Es ist dies der auf der neuesten amerikanischen Karte [2]) als Alaganik aufgeführte Ort.

Von den zum Eskimostamme gehörigen Nachbarvölkern werden die Ugalenzen „Ugalachmuten“ genannt, unter welchem Namen sie bereits von Schelichow aufgeführt werden. Beide Namen, Ugalenzen und Ugalachmuten, geben uns nicht die eigene Benennung dieses Völkchens, da der erstere mit der russischen, der andere mit der eskimoischen Endung für Völkernamen behaftet ist, beide führen aber auf den Stamm „Ugalach“ zurück.

Die von Dall ausgesprochene Ansicht, daß die Ugalenzen zu den Innuits gehören [3]), steht nicht nur mit den erwähnten Angaben von Wrangell und Weniaminow in Widerspruch, sondern auch mit den sprachlichen Untersuchungen Radloffs, deren Ergebnisse darüber kaum einen Zweifel lassen, daß die Ugalenzen in der That ein selbständiges, aber den Tlinkit verwandtes Völkchen darstellen. „Obgleich die Ugalachmut“, sagt Radloff, „durch ihre geographische Lage und die von Wrangell geschilderte Lebens-

[1]) Wrangell in Baer und Helmersen, Beiträge 1, 96—97.

[2]) U. S. Coast and Geodetic Survey. Alaska and adjoining Territory 1884.

[3]) Dall, Indian Tribes p. 21.

weise sich in starker Berührung mit Völkerstämmen befinden, welche dreien verschiedenen Sprachgruppen zugehören, nämlich den Kadjaken und Tschugatschen (Eskimos), den Atnahs, einem zum Kinai- (Athapaska-) Stamm gehörenden Volke, und endlich den Koloschen, so hat ihre Sprache doch nur wenig Anklänge an die der beiden ersteren Stämme. Mit Sicherheit läßt sich behaupten, daß zwischen dem Eskimo-Dialekte und dem Ugalachmut keine Verwandtschaft bestehe" [1]).

Dagegen findet Radloff unter den von ihm mitgeteilten 1100 Ugalachmut-Wörtern aus den Wörterverzeichnissen von Resanow einige 40, welche ziemlich genaue lautliche Analogieen zu den ihnen der Bedeutung nach entsprechenden Tlinkitwörtern bilden.

Die Atnas, Anwohner des Kupfer-Flusses.

Nach Wrangell sind die Atnaer mit den Koloschen verwandt. Sie zählten damals etwa 60 Familien, die mit den umwohnenden Völkerschaften in gutem Einvernehmen standen. Aus dem in ihrem Gebiete sich vorfindenden natürlichen Kupfer verstanden sie, Beile, Messer, Brustpanzer und andere Geräte zu schmieden. Auch sollen sie die einzigen gewesen sein, die das von den Russen eingeführte Eisen zu verarbeiten lernten. — Ihre Hauptbeschäftigung war die Jagd wilder Renntiere.

Gebräuche und Mythen der Atnaer sind nach den dürftigen von Wrangell mitgeteilten Angaben von denen der Tlinkit wenig verschieden; auch in der Sprache zeigen sich manche Uebereinstimmungen [2]).

Weniaminow stellt die Anwohner des Kupfer-Flusses, die er Atachtani nennt, zu den Ttynai [3]), welcher Angabe auch Radloff folgt. Dall, der sie ebenfalls zu den Tinnē-Völkern rechnet, lernte sie im Jahre 1874 in Port Etches kennen, wohin sie sich alle Jahre des Handels wegen begeben; nach ihm nennen sie sich selber Ah-Tena [4]).

---

[1]) Radloff, Ueber die Sprache der Ugalachmut 25.

[2]) Wrangell in Baer und Helmersen, Beiträge I, 97—100.

[3]) Weniaminow, Sapiski II, 308.

[4]) Dall, Indian Tribes 34.

Die Kenayer, Kenai oder Kinai.

Die Kenayer sollen sich selbst Tnaina (von tnai oder ttēnai Mensch) nennen und in der Stärke von ca. 460 Familien an den Küsten von Cooks Inlet und an den Seen Iliamna und Kisshick leben. Auch sie gehören nach Wrangell zu demselben Stamm wie die Koloschen, trotzdem in den Sprachen kaum noch eine Aehnlichkeit vorhanden ist. Die Kenayer sollen gleichfalls den Raben als den Schöpfer ansehen; aus verschiedenen Stoffen erschuf derselbe zwei Frauen, von denen die eine die Stammmutter von 5, die andere von 6 Geschlechtern wurde. — Die Männer müssen nach altem Brauch ihre Frauen aus dem anderen Stamme nehmen; die Kinder werden zu dem Stamme und Geschlechte der Mutter gerechnet; der nächste Erbe ist der Schwestersohn.

Der Leichnam des Verstorbenen wird nach Beendigung des Klagegesanges und nachdem die Hinterlassenschaft unter die Anverwandten geteilt worden ist, mit Unterstützung der Freunde verbrannt, und die gesammelten Gebeine werden beerdigt. Der Erbe veranstaltet dann nach Verlauf eines Jahres ein Gedächtnisfest, bei welchem die Freunde des Verstorbenen, die ihn bestattet haben, bewirtet und beschenkt werden. Von nun ab darf der Name des Verstorbenen nicht mehr genannt werden.

Die Kenayer benutzen für ihre Fahrten auf den Flüssen und Seen, wie die Völker des Inneren, Canoes aus Birkenrinde, was auf ihre Verwandtschaft mit jenen schließen läßt. An der Küste gebrauchen sie aber auch lederne Barken, die sie wahrscheinlich den Tschugatschen oder den Bewohnern von Kadiak entlehnt haben. Außer der Jagd und dem Fischfang treiben sie einen lebhaften Handel mit den Galzanen. [1])

Buschmann stellt die Kenai-Völker, zu welchen er noch die Atnas und Ugalentsen rechnet, als einen besonderen Hauptstamm neben die Athapasken, welcher Meinung auch Radloff beipflichtet. Dall nennt sie nach Roß Tēhānin'-Kŭtchin', doch sollten sie den Atnas zu Folge sich selbst K'nai'a-Khotā'na nennen [2]).

---

[1]) Wrangell in Baer und Helmersen, Beiträge I, 103—116.

[2]) Dall, Indian Tribes 35.

Auch in die Kenai-Sprache sind nach Radloff viele Tlinkit-Wörter aufgenommen worden.[1])

Die Koltschanen oder Galzanen.

Wrangell nennt so diejenigen Stämme, welche die nördlichen und östlichen, dem Atna zuströmenden Flüsse und Flüßchen bewohnen, ebenso die noch weiter jenseits der Gebirge lebenden, die jedoch von den Atnaern als ein besonderes Volk unterschieden werden. „Koltschanen" d. h. „Fremdlinge" werden sie von den Atnaern genannt. Die näheren kamen mitunter im Sommer längs den Flüssen bis an die Küste herab, um Renntierfelle an die Russen zu verkaufen; auch sollten sie zu demselben Stamm wie die Atnaer und Kenayer gehören und sich mit ihnen auch, wiewohl sie einen andern Dialekt sprächen, verständigen können.

Die entfernteren Koltschanen, welche die Küstenvölker nur vom Hörensagen her kennen, werden als sehr grausam geschildert; sie sollen selbst im Notfall ihren Hunger mit Menschenfleisch stillen.

Von den Kenayern werden diese Völker Galzanen, d. h. Gäste genannt. Die Kenayer kommen mit ihnen an den Seen jenseits der Berge zur Zeit des Renntierfanges, gegen Ausgang des Sommers zusammen, um mit ihnen Handel zu treiben. Von den Galzanen am Kupfer-Fluß, deren nächste Niederlassung Nutatlgat genannt wird, sollen sie mitunter außer Elentierhäuten, auch europäische Waaren englischer Herkunft erhandelt haben, die den Galzanen vermutlich durch die Tschilkats am Lynn-Kanal zugegangen waren[2]).

Aus diesen Nachrichten, so dürftig sie auch sind, geht doch hervor, daß der Name Koltschanen gleich dem der Gunanas eine von den Küstenvölkern gebrauchte allgemeine Bezeichnung für die verschiedenen zu den Tinnēs oder Athapasken gehörigen Stämme des Innern ist. Nach Dall sind die Tŭt-chone-kŭtchin', welche am Jukon vom Deer River bis Fort Selkirk und an den von den Elias-Alpen kommenden Nebenflüssen wohnen, die Koltschanen der Russen.

---

[1]) Radloff, Bull. hist phil. T. XIV. p. 257.

[2]) Wrangell in Baer und Helmersen, Beiträge I, 101—103.

Die Tschugatschen.

Am Prinz Wilhelm-Sund (Tschugatskischem Meerbusen) und an der Küste der Kenai-Halbinsel westwärts bis zum Eingange von Cooks Inlet wohnen die Tschugatschen, welche zu dem Eskimostamme gehören und mit den Bewohnern von Kadiak sowohl in der Sprache, wie in der Lebensweise und in den Gebräuchen übereinstimmen. [1])

[1]) Wrangell in Baer und Helmersen, Beiträge I, 116—117.

13. Kapitel.

Missionen und Civilisationsbestrebungen.

Die ersten russischen Missionäre; der Pater Juvenali und der Bischof Joasaf. — Schiffbruch des Phenix. — Resanows und Baranows Civilisationsbestrebungen. — Weniaminow in Sitka. — Die Pocken-Epidemie vom Jahre 1835. — Erfolge der Bekehrungsversuche. —

Einrichtung von Schulen. — Ungünstige Folgen des Regierungswechsels. — Missionsthätigkeit in Britisch-Columbia. — Mr. Duncan in Fort Simpson. — Gründung des Missionsdorfes Metlakatla. — Die Erfolge Duncans. — Tschimssians in Fort Wrangell. — Rev. Dr. Sheldon Jackson und Mrs. Mc Farland. — Presbyterianische Schule in Sitka. — Zwangsmaßregeln der Kommandanten. — Industrial home for boys. —

Mission unter den Tschilkats. — Mrs. Dickinson und Rev Willard. Missionen unter den Hunas, Takus und Kaiganis. — Die russische Kirche in Sitka. — Römisch-katholische Missionen in Wrangell — Die Erfolge der Missionsthätigkeit. — Aussichten für die Zukunft. —

Im Jahre 1793 erließ die Kaiserin Catharina II. auf Baranows und Schelichows Ansuchen einen Ukas, daß Priester in die neuen amerikanischen Kolonieen gesandt werden sollten, um das Christentum unter den Heiden zu verbreiten. Infolge dieses Befehls begaben sich auf dem Schiffe „Die heiligen drei Kirchenlehrer“ 7 Mönche in die Kolonieen, unter ihnen Joasaf, ein Augustinermönch, auf dessen Betrieb im Jahre 1796 die erste christliche Kirche in Kadiak erbaut wurde. In dem gleichen Jahre hatte die griechische Kirche ihren ersten und einzigen Märtyrer in den Kolonieen zu beklagen, den Pater Juvenali, der am Iliamna-See

von den Eingeborenen getötet wurde. — Ein noch härterer Schlag traf die neubegründete Mission im Jahre 1799. Joasaf, der inzwischen zum Bischof ernannt worden war, hatte sich zur Anlegung seiner neuen Würde nach Irkutsk begeben; als er dann von Ochotsk aus mit dem Schiffe Phenix in seinen Bezirk zurückkehren wollte, ging infolge eines Schiffbruchs die ganze Bemannung, unter der sich außer dem Bischofe noch mehrere Geistliche befanden, zu Grunde. Durch diesen Unfall wurden die Kolonieen fast aller geistlichen Hülfe beraubt. Bis zum Jahre 1809 war der Mönch Athanasias der einzige, welcher die geistlichen Funktionen versehen konnte. Sitka selbst blieb bis zum Jahre 1816 ohne Geistlichen, trotzdem es seit dem Jahre 1808 der Sitz der obersten Verwaltung geworden war. Ein Beamter der Compagnie übernahm die Besorgung der geistlichen Handlungen, bis im Jahre 1816 der Priester Sokolow anlangte, der auf den dringenden Wunsch Baranows von der Synode in St. Petersburg geschickt worden war. [1])

Mit der Einrichtung von Schulen war bereits von dem Kammerherrn Resanow, der mit den edelsten Absichten in die Kolonieen gekommen war, der Anfang gemacht worden. Auf seinen Betrieb wurde im Jahre 1805 eine Schule in Kadiak eröffnet; auch gab er den Anstoß zur Gründung einer Bibliothek in Sitka, welche in der Folge stetig anwuchs und unter Wrangells Direktorat ca. 1700 Bände zählte. — Baranow selbst behielt die Bekehrung und Civilisation der Eingeborenen stets im Auge, doch hatten seine Bemühungen unter den Tlinkit nur geringen Erfolg. Noch in den letzten Jahren seiner Verwaltung sandte er einen vornehmen Koloschen, den Bruder des Häuptlings Nauschket, nebst einigen andern nach Europa, aber keiner von diesen kehrte zurück. [2])

Bei der Erneuerung der Privilegien der Compagnie im Jahre 1821 wurden auf Betrieb der obersten Verwaltung drei neue Geistliche aus Irkutsk in die Kolonieen gesandt, unter ihnen Iwan Weniaminow, ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten und

---

[1]) Tichmenew I, 296; Holmberg, Entwickelung der Russisch-Amerikanischen Compagnie S. 55.

[2]) Chliebnikow 200.

Kenntnissen, der sich mit unermüdlichem Eifer und mit großem Erfolge der Erziehung der Eingeborenen widmete, sich nicht damit begnügte, sie durch die Taufe zu Namenchristen zu machen, sondern auch ihren Charakter, ihre Gewohnheiten und ihre Sprache kennen zu lernen suchte, um auf ihr Gemüt und ihr Verständnis wirken zu können. Weniaminow begann seine Thätigkeit im Jahre 1824 auf Unalaschka; nachdem er neun Jahre lang segensreich unter den Aleuten gewirkt hatte und für die Verbreitung des russischen Glaubens und der russischen Sprache außerordentlich thätig gewesen war, kam er im Jahre 1834 nach Sitka, woselbst er in gleicher Weise sich um das Wohl der Tlinkit bemühte, aber, wie er selbst erzählt, anfangs nur mit geringem Erfolge. „Wie sehr ich auch," sagt er, „mit den Koloschen bekannt wurde, und wie freundliche Beziehungen ich mit ihnen pflegte, so verging doch eine geraume Zeit, ehe sie sich von unserer Ueberlegenheit in Kenntnissen und Fähigkeiten überzeugten. Als ich bereits 3 Jahre unter ihnen war, also im Jahre 1834 [1]), versuchte ich vergebens, sie von dem Nutzen der Pockenimpfung zu überzeugen. Aber im Jahre 1835 kamen die Pocken und verminderten ihre Zahl fast um die Hälfte, während sie, wie ansteckend sie auch waren, und wie sehr auch die Koloschen wünschten, daß sie die Russen gleichfalls hinwegraffen möchten, doch nicht einen derselben befielen. Jetzt sahen sie ein, daß die Russen mehr und Besseres wüßten als sie, und jetzt strömten sie auch, nachdem ihre eigenen Heilmittel, Eis und Schnee und die Schamanenbeschwörungen, nichts geholfen hatten, in Scharen und zum Teil aus weiten Entfernungen zu dem russischen Doktor, damit er ihnen und ihren Kindern die Pocken impfte. In einem Jahre wurden 250 Koloschen geimpft." — So wurde denn, wie Weniaminow meint, diese Pockenepidemie vom Jahre 1835, indem sie die Tlinkit von dem besseren Wissen der Weißen aufs augenscheinlichste überzeugte und ihr Vertrauen an die Macht der Schamanen erschütterte, ein Wendepunkt in ihrer geistigen Entwickelung. Wenn zunächst sich auch nur sehr wenige taufen ließen (bis zum Jahre 1839 waren

---

[1]) Nach Tichmenew kam Weniaminow erst im Jahre 1834 nach Sitka, und die Pocken herrschten daselbst von 1836—1837.

(Tichmenew I, 298 Anm. u. 311.)

es nur zwanzig), so legten sie doch denen, die sich taufen lassen wollten, kein Hindernis in den Weg, und die Getauften wurden keineswegs aus der Gemeinschaft der übrigen ausgestoßen. Auch darin, daß sie gern den religiösen Ceremonieen der Russen beiwohnten und durch ihr gutes Benehmen und die Vermeidung jeglicher Störung ihre Ehrfurcht für dieselben bezeugten, sowie darin, daß sie mit Interesse den biblischen Erzählungen lauschten, glaubte Weniaminow ein deutliches Zeichen für die Hinneigung der Eingeborenen zum Christentum zu sehen; doch befürchtete er, daß die Besorgnis, durch die Annahme desselben gleich den Aleuten unter die Herrschaft der Russen zu geraten, sie noch lange von einem solchen Schritte zurückhalten würde [1]).

Im Jahre 1843 zählte man bereits 102 Christen unter den Koloschen und unter diesen, was als besonders bemerkenswert aufgeführt wird, zwei Schamanen. 1849 wurde eine Kirche für den Gottesdienst in der Sprache der Eingeborenen errichtet. Besonders eifrig um die Verbreitung des Christentums unter den Tlinkit war der Geistliche Litwinzow bemüht, welcher im Laufe von fünf Jahren, von 1847—1852, abgesehen von den Kindern beiderlei Geschlechts 150 Menschen taufte, sodaß die Zahl der christlichen Koloschen bis auf 350 Seelen stieg. Doch zeigte die Besetzung der Kirche durch die Tlinkit während des Kampfes gegen die Russen im Jahre 1855, daß die Ehrfurcht vor dem neuen Glauben nicht sehr groß war. Im Jahre 1860 wurden im ganzen 447 christliche Tlinkit gezählt und zwar 221 Männer und 226 Frauen [2]).

Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Weniaminow der Errichtung von Schulen. Nachdem er im Jahre 1840 unter dem Namen Innocenz zum Bischof ernannt worden war, gründete

---

[1]) Als Beweis dafür, wie sehr der Einfluß der Russen auf die Eingeborenen zugenommen hatte, wird auch mitgeteilt, daß auf Zureden der ersteren im Jahre 1837 ein Häuptling der Stakhins, Kuatche, seinen zum Tode bestimmten Sklaven die Freiheit gab. Er wurde hierfür auf den Vorschlag der obersten Verwaltung von dem Kaiser mit einem golddurchwebten Kaftan und einer Pelzmütze beschenkt. — (Tichmenew I, 299.) In der Folge wurden mehrfach die zum Opfertode ausersehenen Sklaven von den Russen losgekauft, bei welchem Handel die nur auf ihren Vorteil bedachten Tlinkit sicher nicht schlecht wegkamen. —

[2]) Tichmenew II, 262—264.

er zunächst in dem folgenden Jahr ein Seminar, welches 1842 bereits 23 Schüler, Kreolen und Eingeborene, zählte, aber im Jahre 1858 bei der Uebersiedelung des Bischofs nach Jakutsk dorthin verlegt wurde [1]).

Im Jahre 1844 begann Weniaminow damit, die Kinder der Eingeborenen an einem bestimmten Tage in seiner Hauskapelle zu versammeln und in der christlichen Lehre zu unterrichten. Sein Beispiel wurde von allen anderen Geistlichen des Bezirkes nachgeahmt, und so entstanden bei allen Kirchen und vielen Kapellen Schulen, in denen die Kinder der Eingeborenen in der christlichen Religion und meist auch im Lesen und Schreiben Unterweisung erhielten [2]).

Außer diesen geistlichen Schulen gab es in den Kolonieen noch Schulen, die hauptsächlich für die Beamten und Diener der Compagnie bestimmt waren und von der Kolonialverwaltung unterhalten wurden. In Neu-Archangel befanden sich eine Knaben- und eine Mädchenschule; erstere war bald nach Gründung der Niederlassung, letztere im Jahre 1839 errichtet worden. Aus diesen Schulen wurden die besten Schüler auf Kosten der Compagnie nach St. Petersburg geschickt, um hier in verschiedenen Künsten und Gewerben ausgebildet zu werden. Um das Jahr 1860 wurde noch eine besondere Kolonialschule für die Kinder der Beamten der Compagnie eröffnet [3]).

Das so in stetem Aufblühen begriffene Missions- und Schulwesen erlitt aber eine völlige Stockung, als im Jahre 1867 Alaska an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde. — Die russischen Schulen in Sitka wurden geschlossen, und seitens der amerikanischen Regierung geschah nichts für die Errichtung und Erhaltung von neuen. Erst 10 Jahre später wurde durch die Initiative des Board of Home Missions der Presbyterianischen Kirche die Missionsthätigkeit im südöstlichen Alaska wieder aufgenommen.

Den Anstoß dazu gab die seit einer Reihe von Jahren in dem benachbarten britischen Gebiete erfolgreich betriebene Missions-

---

[1]) Tichmenew I, 310; II, 252 u. 273.
[2]) Tichmenew II, 271.
[3]) Tichmenew II, 274.

thätigkeit unter den Tschimssians. — Da dieselbe bei dem lebhaften Verkehr der Stämme unter einander von großer Bedeutung für die Entwickelung der gesamten Indianerbevölkerung der Nordwestküste geworden ist, werden einige nähere Angaben darüber am Platze sein.

Die Missionsthätigkeit in Britisch-Columbia begann, abgesehen von einigen Bemühungen katholischer Missionäre, die keinen besonderen Erfolg gehabt zu haben scheinen, im Jahre 1857, als Mr. Duncan, ein Schüler des Highbury College in London, ausgesandt von der Church Missionary Society, seine Wirksamkeit in Fort Simpson, dem unter den Tschimssians errichteten Handelsposten der Hudson-Bai-Compagnie, eröffnete. Im Anfange hatte er freilich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch gelang es seinen unausgesetzten Bemühungen, namentlich nachdem er sich einige Fertigkeit im Gebrauche der Tschimssiansprache angeeignet hatte, die argwöhnischen Bedenken der Eingeborenen zu beschwichtigen und sie von seinen uneigennützigen Bestrebungen zu überzeugen. Bereits im Herbst des Jahres 1858 hatte er die selbstsüchtige Natur der Indianer soweit überwunden, daß er bei dem Bau eines neuen Schulhauses durch freiwillige Beiträge und Hülfeleistungen von ihrer Seite unterstützt wurde. Als er dann in dem neuen Gebäude mit dem Unterricht begann, zählte er etwa 100 Kinder und 50 Erwachsene als Schüler. — Der Winter brachte jedoch neue Kämpfe. Nur ein Teil der Tschimssians war willens, den Schamanenfesten zu entsagen, ein andrer, und an ihrer Spitze der erste Häuptling, bestand auf der Feier derselben und verlangte von Duncan, daß er während dieser Zeit keine Schule hielte. — Schließlich siegte jedoch Duncans Beharrlichkeit über alle Schwierigkeiten, und um das Jahr 1861 konnte er endlich einen lange gehegten Plan zur Ausführung bringen, von dem er mit Recht die größten Erfolge erwartete. Er hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Nachbarschaft des Forts für das Wohl der Indianerniederlassung von großem Nachteil war und auch seine eigene Wirksamkeit schwer beeinträchtigte. — Die Indianer blieben dadurch den Versuchungen der Branntweinhändler ausgesetzt, waren Zeugen des zügellosen Lebens, das auf manchen das Fort besuchenden Schiffen herrschte, und hatten auch beständig das Beispiel der heidnischen Nachbar-

stämme vor Augen, durch das sie an ihre alten Traditionen und Gebräuche erinnert wurden. Duncan beschloß deshalb, die ihm ergebene Gemeinde an einen anderen Ort zu führen, und als geeignetsten hierzu erkor er nach längerer, sorgfältiger Prüfung einen Platz, Metla-Katla oder Metla-Kah genannt,[1]) der an einem engen Kanal zwischen der Tschimssian-Halbinsel und einem kleinen Eiland, etwa 20 km südlich von Fort Simpson, gelegen war. An dieser Stelle hatte das alte Dorf der Tschimssians gestanden; aber als der Posten der Hudson-Bai-Compagnie der engen und für Segelschiffe unbequemen Einfahrt wegen nicht hier, sondern weiter nordwärts, errichtet worden war, hatten auch die Indianer ihre Wohnsitze dorthin verlegt. Doch waren sie selber mit dem Wechsel nicht zufrieden und bestärkten Duncan in dem Entschlusse, sie in ihre alte Heimat zurückzuführen, welche vor ihrer jetzigen wesentliche Vorzüge besaß, namentlich eine geräumige und geschützte Strandfläche für ihre Canoes und größere Strecken anbaufähigen Landes.

Die Uebersiedelung unter Duncans Führung gestaltete sich zu einem vollständigen Bruch mit der Vergangenheit für alle diejenigen, die daran teilnahmen. Dieselben mußten sich verpflichten, den heidnischen Gebräuchen gänzlich zu entsagen und sich den Anordnungen Duncans in allen Stücken zu fügen. Ein jeder hatte sein Haus selbst zu bauen, aber nicht nach dem gewöhnlichen Muster der Indianerhäuser, sondern nach Art europäischer Wohngebäude. Das nötige Bauholz wurde von außerhalb herbei geschafft, die Schindeln aber für die Dächer mußten die Indianer selbst anfertigen. — An Stelle der indianischen Kleidung trat die europäische. — Der Schmutz, welcher gewöhnlich in einem Indianerdorf herrscht, war hier nicht zu sehen; streng hielt Duncan auf Reinlichkeit. Für fremde Stämme, welche die neue Kolonie des Handels wegen besuchten, wurden besondere Baulichkeiten hergerichtet, damit die Gäste nicht durch ihre Unsauberkeit die Wohnungen der Kolonisten verunreinigten. Nach der Entfernung der Besucher wurden dann die von ihnen innegehabten Räume einer gründlichen Reinigung und Aus-

---

[1]) Auf den britischen Admiralitätskarten Metlah-Catlah geschrieben, bei Scott „Met-la-Kaht-la."

räucherung unterzogen. — Eine uniformierte Polizei sorgte für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Zur Bestreitung der Verwaltungskosten wurde eine Abgabe eingeführt, die in Geld, Wolldecken oder gewerblichen Erzeugnissen bestand. Außerdem waren die Erwachsenen zur Arbeitsleistung bei gemeinnützigen Unternehmungen, wie beim Bau der Straßen, verpflichtet. Neben seiner geistlichen und Unterrichtsthätigkeit lehrte Duncan die Indianer verschiedene Handwerke, besorgte die geschäftlichen und kaufmännischen Unternehmungen, wirkte als Arzt, Baumeister und Schiedsrichter und leitete die Verwaltung des Ortes mit solchem Erfolge, daß er die Indianerniederlassung zu einem Musterdorf an der ganzen Küste erhob, und daß sein Name daselbst überall, selbst unter den entlegensten Stämmen der Tlinkit, bekannt ist. — Von dem Gouverneur Douglas wurde Duncan zum Friedensrichter ernannt, und ihm dadurch auch eine Autorität gegenüber den weißen Händlern und Goldsuchern gegeben, der er zum Schutze seiner Gemeinde bedurfte. Auch wurden unter Anerkennung seiner Verdienste die Behörden von seiten der Regierung angewiesen, ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen [1]).

Im Jahre 1878 besaß Metlakatla einen eigenen Schoner, der regelmäßige Handelsfahrten nach Victoria unternahm, ein allgemeines Warenhaus, ein Kaufhaus für die fremden Indianer, eine Seifenfabrik, eine Schmiede, eine Sägemühle, ein Schulhaus, welches etwa 4000 Dollars kostete, ein großes Gebäude für öffentliche Versammlungen, Gerichtssitzungen und zur Aufnahme von Fremden, ein Missionshaus, eine Kirche, eine Wollenfabrik, eine Seil- und Zwirnfabrik, eine Gerberei, eine Schuhwarenfabrik und vieles andere [2]).

Die Bevölkerung zählte 800 bis 1000 Seelen. Gegen 150 Kinder beiderlei Geschlechts, in sauberer und netter Kleidung, wurden in der Schule unterrichtet. In der unter Leitung Duncans von den Indianern selbst aufgeführten, schönen Kirche war für 1200 Personen Platz. Rev. Collinson und dessen Frau unterstützten Duncan bei seiner Arbeit; auch der Bischof

---

[1]) Vgl. Mayne 307 bis 348; Macfie 476 bis 485.

[2]) Morris 72.

von Neu-Caledonien, Dr. Ridley, hatte daselbst seinen Sitz genommen [1]).

Die Erfolge Duncans regten die Missionsthätigkeit auch an anderen Orten in Britisch-Columbia an. So wurde die durch Duncans Weggang erledigte Stelle in Fort Simpson durch Rev. Crosby besetzt, über dessen Wirksamkeit ebenfalls günstige Zeugnisse vorliegen [2]).

Von Britisch-Columbia pflanzte sich die Bewegung, wie bereits erwähnt worden ist, auf das benachbarte Alaska fort. Im Frühjahr 1876 waren 9 Tschimssian-Indianer aus Fort Simpson nach Fort Wrangell in Alaska gekommen, um hier für den Militärposten Holz zu hauen. Während ihres Aufenthalts feierten sie nach ihrer Gewohnheit den Sonntag regelmäßig durch einen Gottesdienst, wobei sie von dem Kommandanten der Station durch Gewährung eines geeigneten Raumes und Beschaffung von Gesangbüchern unterstützt wurden. Als sie dann im Herbst wieder heimkehren wollten, wurde der Führer dieser Indianer, namens Clah, auch Mc Kay genannt, vermocht zurückzubleiben und eine Schule zu eröffnen, die nicht nur von Kindern, sondern auch von Erwachsenen eifrigst besucht wurde. Die Lernbegier dieser Leute bewog einen Soldaten des Forts in einem Briefe an den Generalmajor Howard den Wunsch auszusprechen, daß irgend eine Genossenschaft sich ihrer annehmen und einen geeigneten Lehrer senden möchte. — Durch die Veröffentlichung dieses Briefes in allen Missionsblättern wurde das allgemeine Interesse für Alaska-Missionen geweckt. Noch im Jahre 1877 unternahm dann ein Missionsprediger, Dr. Sheldon Jackson, im Auftrage des Presbyterianischen Board of Home Missions eine Orientierungsreise in das südöstliche Alaska, begleitet von einer Missionärin, Mrs. Mc Farland, welche sogleich die Leitung der Schule in Wrangell übernahm. Im folgenden Jahre wurde daselbst noch ein Mädchenheim, das Mc Farland Home, gegründet,

---

[1]) Anderson, (Alexander), Report of the Inspector of fisheries for British Columbia for the year 1879. — Infolge von Verunreinigung mit den vorgesetzten geistlichen Behörden sollte Duncan im Jahre 1882 von seinem Platze entfernt werden, aber die Indianer wollten den neuen Bischof nicht in die Kirche lassen und behielten Duncan mit Gewalt zurück.

[2]) Morris 72.

um zu verhindern, daß die Mädchen von ihren eigenen Eltern an die Goldsucher und Händler verkauft würden. Im Jahre 1882 beherbergte das Mc Farland Home, das zusammen mit der Schule im Jahre 1879 in einem neuen zweistöckigen Gebäude untergebracht worden war, 30 Zöglinge, während die von einem Fräulein Dunbar geleitete Schule durchschnittlich von 60 Kindern täglich besucht wurde. Auch eine Kirche war im Jahre 1879 vollendet worden; als Geistlicher fungierte seit 1878 Rev. S. H. Young. — Für die Kinder der zahlreichen fremden Indianer wurde von Rev. Dr. Corlies eine Schule am Strande abgehalten; die Erwachsenen wurden dann von Corlies und Young noch am Abend unterrichtet. Im Jahre 1878 war auch eine Schule in Sitka eröffnet worden, jedoch bestand dieselbe nur wenige Monate. 1880 wurde sie aber unter Leitung einer Frau Olinda Austin wieder eröffnet und in das alte russische Hospital übergesiedelt. Durch die Unterstützung der Kapitäne Beardslee und Glaß, welche das in den Gewässern des südöstlichen Alaska stationierte amerikanische Kriegsschiff befehligten, erlangte diese Schule bald eine große Bedeutung; Kapitän Glaß führte sogar nebst einer Reihe anderer zweckmäßiger Maßregeln den Schulzwang für die Indianerkinder von 5 bis 19 Jahren ein. Um den Gesundheitszustand in dem Indianerdorf zu bessern, ordnete er zuerst eine gründliche Reinigung desselben an; jedes Haus mußte geweißt und ringsum mit Abzugsgräben versehen werden. Zur besseren Kontrole erhielt dann jedes derselben eine Nummer, und durch eine genaue Zählung wurde die Zahl aller Insassen, der Erwachsenen sowohl wie der Kinder, festgestellt. Ferner mußte jedes Kind eine Blechmarke um den Hals tragen, auf welcher die Nummer des Hauses und seine eigene angegeben war. Wenn sich nun während der Schulstunden ein Kind auf der Straße befand, so hatte der indianische Polizist die Marke desselben nachzusehen und davon Anzeige zu machen; desgleichen konnte auch der Lehrer jeden Tag leicht ausfindig machen, daß die und die Nummern von den und den Häusern fehlten. Am folgenden Tage wurde dann der Hausälteste vorgefordert, um für das Nichterscheinen des Kindes in der Schule Rechenschaft zu geben, und, wenn das Kind ohne genügenden Grund gefehlt hatte, mit einer Buße von einer wollenen Decke oder durch Gefängnis von

einem Tage bestraft. Wenige Bestrafungen sollen genügt haben, um alle Kinder in die Schule zu bekommen, wodurch sich die Durchschnittszahl der täglich die Schule besuchenden Kinder auf 230 bis 250 erhöhte. — Mit Unterstützung des Kapitän Glaß wurde auch das alte russische Hospital in eine Erziehungsanstalt umgewandelt, welche den Namen Sheldon Jackson-Institut erhielt. Der Bau sowie die Einrichtung des Gartens waren größtenteils durch die indianischen Zöglinge selbst ausgeführt worden. — Auch die alte von Etolin errichtete lutherische Kapelle, welche seit der Uebergabe des Landes an die Vereinigten Staaten verlassen dagestanden hatte und halb verfallen war, wurde von der Mission erworben. Als dann im Jahre 1882 das alte Hospital während einer kalten Winternacht völlig durch Feuer zerstört wurde, erbaute man alsbald aus dem Ertrage von Sammlungen, die in den östlichen Staaten veranstaltet wurden, ein neues „Industrial Home for boys" in Sitka, welches für die Aufnahme von 100 Zöglingen eingerichtet wurde.

Inzwischen war auch unter anderen Stämmen der Tlinkit die Missionsthätigkeit begonnen worden. Auf Betrieb von Jackson, der zu diesem Zwecke mehrmals das südöstliche Alaska bereiste, wurde zunächst im Jahre 1880 in Tschilkut, der Faktorei der Nord-West-Handelsgesellschaft, von der Frau des Händlers Dickinson, der öfters erwähnten Tschimssian-Indianerin, eine Schule eröffnet, deren Leitung im folgenden Jahre nach Errichtung von Wohn- und Schulgebäude einem presbyterianischen Geistlichen, Rev. Willard, übertragen wurde. Nach dem Missionsbericht zählte die Schule im Winter von 1881 bis 1882 siebenzig Schüler. Eine besondere Schule wurde noch in dem Tschilkat-Dorf Klokwan, zunächst in einem von den Indianern zu diesem Zwecke geliehenen Hause, eingerichtet, in der ein Halbblutindianer, namens Paul, und seine in Fort Wrangell erzogene indianische Frau gegen 60 Kinder unterrichteten. Gleichfalls im Anschluß an eine Faktorei der Nordwest-Handelsgesellschaft wurde in Gaudekan, dem Dorfe der Hunas am Croß-Sunde, im Jahre 1880 unter Leitung eines Mr. Styles eine Schule eröffnet; zufolge eines Berichtes vom März 1882 wurde dieselbe von 80 Schülern besucht. — Im Sommer 1881 hielt Rev. Dr. Corlies in einem am Taku-Fluß oberhalb seiner Mündung gelegenen Fischer-

dorfe der Takus eine Schule ab; im folgenden Jahre verlegte er dieselbe unter die bei Juneaucity entstandene Niederlassung desselben Stammes. Noch sei erwähnt, daß im Jahre 1881 im Auftrage desselben presbyterianischen Board of Home Missions Mr. Chapman eine Schule in Haukan, unter den den Süden der Prince of Wales-Insel bewohnenden Haidas, den Kaiganis, eröffnete. Nachdem dann im nächsten Sommer Schule, Kirche und Missionsgebäude errichtet worden waren, übernahm Rev. Gould die Leitung der Station. —



Frau Dickinson. Nach einer Photographie.

Der presbyterianischen Kirche ist jedoch das Missionsfeld im südöstlichen Alaska nicht ganz allein überlassen worden; in Sitka wird von der russischen Regierung noch ein Priester unterhalten, und die sogenannten Kreolen, d. h. Abkömmlinge von Russen und Aleuten, sowie ein Teil der Indianer bekennen sich zur griechisch-katholischen Religion. In Wrangell endlich ist auch eine römisch-katholische Mission gegründet und eine katholische Kirche erbaut worden.

Hier ist das Verhältnis der beiden rivalisierenden Religionsgemeinschaften ein wenig erbauliches, und die Indianer, die bald die eine, bald die andere Kirche besuchen, scheinen ein Vergnügen darin zu finden, durch unwahre Aussagen die Feindschaft zu vergrößern. Besser steht es in Sitka, da der jetzige russische Priester die Proselytenmacherei einiger seiner Vorgänger, welche durch ein Geschenk von einem neuen Hemde mit einem roten Kreuz manche Indianer dazu veranlaßten, sich 2 bis 3 mal taufen zu lassen, gänzlich aufgegeben hat. Doch übt auch ohnedem die reiche Prachtentfaltung des griechischen Kultus auf das dafür besonders empfängliche Gemüt des Indianers einen bedeutenden Eindruck aus, so daß die Zahl der sich äußerlich zur russischen Kirche bekennenden Eingeborenen eine ziemlich große ist. Für diese war es auch ein deutlicher Beweis für die Ueberlegenheit der russischen Kirche, daß als die presbyterianische Missionsschule im Winter 1882 vollständig niederbrannte, das hart daneben befindliche und stark gefährdete Haus des russischen Priesters unversehrt blieb.

Die presbyterianischen Missionen wurden zunächst ohne Staatsunterstützung errichtet und unterhalten; im Jahre 1882 ist dann aber die Bewilligung von 50000 Dollars für Unterrichtszwecke in Alaska beim Kongreß beantragt worden.

Nach der vorstehenden größtenteils den Berichten der Missionäre selbst entnommenen Schilderung der Missionsthätigkeit, würden sich die Aussichten für eine weitere Civilisation der Tlinkit ziemlich günstig gestalten, wenn nicht diese Berichte eine allzu optimistische Auffassung verrieten und mitunter auch tendenziös gefärbt erschienen. Es ist wahr, daß die Tlinkit-Indianer fast aller Orten die Errichtung von Missionsstationen, namentlich von Schulen, begünstigen; aber jedem Unbefangenen kann es nicht zweifelhaft sein, daß sehr selbstsüchtige Motive, vor allem das Streben, es dem weißen Mann gleich zu thun, die Triebfedern ihrer Geneigtheit sind. Es wird im allgemeinen nicht schwer, den Indianer zu überreden, am Sonntage die Arbeit ruhen zu lassen, namentlich nicht, wenn, wie es geschah, zufällig sich ereignende Unglücksfälle, wie das Umschlagen eines Canoes am Sonntage, als Strafe Gottes für die unterlassene Sabbathfeier hingestellt werden. An den Tagen der Fischzüge jedoch, des Hering- und Lachsfanges, wo jeder Zeitverlust Nahrungssorgen

im Gefolge haben konnte, wurden die Mahnungen derjenigen Missionäre, die thörichter Weise auch dann die Einstellung der Arbeit verlangten, nicht beachtet.

Es befriedigt die Eitelkeit des Indianers, am Sonntag in festlichem Staat, womöglich mit weißer Wäsche und hohem Hut, in die Kirche zu gehen. Mit scheinbarer Andacht hört er die Predigt an, die er gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen versteht, wobei er jedoch das unbestimmte Gefühl hat, ein verdienstliches Werk zu thun. Wie aber für jede andere Dienstleistung, so erwartet er auch hierfür seine Belohnung, und deshalb war es durchaus der indianischen Auffassung entsprechend, als die Tschilkats, nachdem sie ein halbes Jahr lang die Kirche besucht und ihre Kinder in die Schule geschickt hatten, nun zu dem Missionär gingen und sich darüber beschwerten, daß sie noch immer nicht für ihre Frömmigkeit belohnt worden wären und nicht wie die Tschimssians Bretter zum Bau von neuen Häusern erhalten hätten.

Was nun die bisherigen Erfolge der Missionsthätigkeit anlangt, so sind dieselben wenig bedeutend. Die Sitkas, denen doch bereits unter der russischen Herrschaft das Evangelium gepredigt wurde und durch Männer von so hervorragender Tüchtigkeit, wie es der Priester Weniaminow war, stehen jetzt in dem allerschlechtesten Rufe. Hier wie anderwärts ist der gute Einfluß, welchen die Lehren der christlichen Kirche hätten ausüben können, durch die schädlichen Folgen einer unvermittelten Berührung mit der Civilisation und des Verkehrs mit gewaltthätigen und die Rechte der Eingeborenen mißachtenden Weißen mehr als ausgeglichen worden.

Ein großes Hindernis für die Civilisationsbestrebungen bilden auch die Lebensgewohnheiten der Indianer. Hat der Missionär während des Winters bei einem leidlich regelmäßigen Schul- und Kirchenbesuch einige Erfolge erzielt, so muß er gewärtig sein, daß dieselben während des Sommers, wenn die Ortsinsassen sich zur Jagd und zum Fischfang zerstreuen, wieder verloren gehen. Hierzu kommt, daß die die Missionsthätigkeit ausübenden Personen öfters für ihr Amt wenig geeignet sind und ohne Verständnis des indianischen Charakters und der indianischen Gebräuche sich mit rein äußerlichen Erfolgen be-

gnügen. Die wenigsten haben sich ernstlich darum bemüht, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen; die meisten begnügen sich mit dem armseligen Jargon, dem Tschinuk (Chenook), der allgemeinen Handelssprache an der Nordwestküste, von dem Columbia-Flusse nordwärts bis zum Alexander-Archipel, welche wohl für die Zwecke des Handels ausreicht, aber ganz unzulänglich ist, wenn es gilt, religiöse und moralische Begriffe auszudrücken. —

So geringen Erfolg auch bisher die Civilisationsbestrebungen unter den Tlinkit gehabt haben, so sind dieselben doch nicht aussichtslos, vorausgesetzt, daß sie vernünftig und systematisch betrieben werden. Jedenfalls sind bei den Tlinkit und den anderen Indianervölkern der Nordwestküste, namentlich den Haidas und den Tschimssians, günstigere Bedingungen für ein endliches Gelingen vorhanden, als bei den nomadischen Jägervölkern des Innern. Zunächst sind die ersteren seit alter Zeit im Winter wenigstens in festen Ansiedlungen vereinigt; auch den Fischfang im Sommer betreiben sie in großen Gesellschaften. Einer Aenderung ihrer Lebensweise sind sie nicht durchaus abgeneigt; überall wird bereits der Kartoffelbau in größerem oder geringerem Umfange betrieben. Ferner fliehen diese Indianer vor der Annäherung der Weißen nicht zurück; im Gegenteil verlassen sie ihre Wohnsitze, um sich in der Nähe der Handelsposten, der Lachsfanganstalten und der Goldwäschereien anzusiedeln, oder wo sonst sich ihnen Gelegenheit zu leichtem Erwerbe bietet. — Gerade die den Reisenden wenig angenehm berührenden Charaktereigenschaften des Tlinkit, seine stark ausgebildete Gewinnsucht, sein Ehrgeiz und seine Mißgunst, sind es, welche möglicherweise die Grundlage für einen gedeihlichen Fortschritt werden könnten, indem sie dazu beitragen, die angeborene Trägheit zu überwinden.

Die Ungunst der klimatischen und der Bodenverhältnisse bietet Gewähr, daß die Eingeborenen vor einem ungleichen Wettkampfe mit weißen Einwanderern auf lange Zeit hinaus bewahrt bleiben werden, wenn nicht etwa reichere Goldfunde einen stärkeren Zufluß von Goldsuchern herbeiführen sollten. — Andrerseits ist die materielle Lage der Bevölkerung nicht ungünstig; ein Notstand ist kaum jemals zu befürchten; auch ist es nicht nötig, die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen gänzlich zu verändern und neue Erwerbszweige einzuführen, sondern nur die längst bestehen-

den und den natürlichen Hülfsquellen des Landes entsprechenden, nämlich Fischfang und Handel, zu fördern und weiter zu entwickeln. Aber die Aufgabe, die eingeborene Bevölkerung der Civilisation entgegenzuführen, sollte nicht einzelnen Missionsgesellschaften überlassen bleiben, welche sie von einem einseitigen und beschränkten Standpunkte aus zu lösen bestrebt sind, sondern Sache des Staates müßte es sein, feste Einrichtungen zu schaffen, unter deren Schutze eine langsame und natürliche Fortentwickelung stattfinden könnte. Das System der Reservationen und Indianeragenten freilich dürfte hier noch weniger am Platze sein, als in dem übrigen Gebiete der Union, woselbst es sehr wenig befriedigende Früchte getragen hat. —

---

14. Kapitel.

Die Sprache der Tlinkit.

Das Alphabet der Tlinkit-Sprache. — Aussprache der Konsonanten. — Dialektische Verschiedenheiten. — Literatur über die Tlinkit-Sprache. — Das Substantivum. — Die Pronomina. — Das Verbum. — Das Adjektivum. — Zahlen. — Zeitrechnung. — Wörterverzeichnis. — Sprachproben.

Allgemeines.

Das Alphabet der Tlinkit-Sprache enthält nach den gesammelten Wortproben folgende Laute:

die Vokale: a, e, i, o, u,
den Umlaut ü und die Diphthonge au und ai,
ferner die Konsonanten g, k, h, ch, kw = q, l, m, n, r, d, t, ts = z, s, sch, tsch, w, ks = x.

Zwischen a und o existiert ein Laut, der dem schwedischen å entspricht und auch durch dasselbe Zeichen wiedergegeben worden ist. — Die Laute b, p, f fehlen vollständig, l, m, o, kw, ks treten niemals im Anlaute auf, abgesehen von einzelnen zweifelhaften Wörtern.

Besondere Schwierigkeiten macht die Aussprache von k, mit welchem Laute die Tlinkit-Wörter am häufigsten beginnen. Meist wird es tief aus der Kehle gestoßen, während die Zunge sich gegen die Zähne des Unterkiefers preßt; auch verschmilzt es nicht völlig mit dem nachfolgenden Vokal, sodaß es gleichsam eine Silbe für sich darstellt.

Weniaminow giebt drei verschiedene Arten der Aussprache

von k und t an, für die er auch besondere Zeichen einführt. — Da sich diese Verschiedenheiten jedoch schwer definieren lassen und auch für unser Ohr kaum wahrnehmbar sind, so habe ich mich mit einem Zeichen begnügt. — Auch dem t geht ein dunkler Kehllaut vorher, weshalb es sehr häufig, wie unsere eigenen Aufzeichnungen und die anderer ergeben, mit k verwechselt wird [1]).

s am Anfang und Ende der Silben ist immer scharf; wir geben es durch ss. — ch entspricht unserem ch in Nacht, auch am Anfang der Wörter. — sch und tsch stehen für die entsprechenden Laute im Deutschen; nur bei vorhergehendem d wird sch etwas weicher, beinahe wie das französische j ausgesprochen, so in dscha-dschi, kadschin und anderen.

w nähert sich in der Aussprache dem englischen w; die Diphthonge au und ai treten nur in einigen vereinzelten Wörtern auf.

Die in dem folgenden Verzeichnis enthaltenen Wörter sind mit wenigen Ausnahmen unter den Tschilkats gesammelt worden; die unter den Hunas, Chutsinus und Sitkas gesammelten Wortproben sind durch ein beigefügtes H, Ch, oder S unterschieden, doch sind nur die in dem Verzeichnis der Tschilkat-Wörter nicht enthaltenen oder von den entsprechenden Tschilkat-Wörtern abweichenden aufgenommen worden. — In wie weit sich der Tschilkat-Dialekt von dem der übrigen Stämme unterscheidet, läßt sich nach dem von uns gesammelten Material nicht entscheiden. Ein Vergleich mit den von Weniaminow, Wrangell und anderen unter den Sitkas gesammelten Wörterverzeichnissen [2]) würde ergeben, daß die Tschilkats öfters die schwachen statt der starken Konsonanten gebrauchen; so hörten wir Chtlingit, während Weniaminow Tlinkit schreibt, ferner gedan, das von Lisiansky als keetan (engl. Schreibung) gegeben wird. Doch ist es wohl möglich, daß dieser Unterschied nur in der verschiedenen Auffassung

[1]) Rauhe Kehl- und Gurgellaute sind für die Sprache charakteristisch. Marchand sagt darüber in einer auch von Buschmann citierten Stelle: „le g et le k, précédés ou suivis d'un l, se prononcent avec un roulement, qui ne peut être rendu par aucun signe de l'écriture française et qu'il est même impossible d'imiter, si l'organe de la parole n'y a pas été formé dès l'enfance". (Marchand I, 587.)

[2]) Vgl. Buschmann: die Pima-Sprache und die Sprache der Koloschen.

der zu verschiedenen Nationalitäten gehörigen Beobachter begründet ist, wie denn namentlich die von Engländern wiedergegebenen indianischen Worte oft bis zur Unkenntlichkeit von den durch das deutsche oder russische Ohr wahrgenommenen abweichen. Jedenfalls sind aber die dialektischen Verschiedenheiten in der Tlinkit-Sprache, obwohl sie sicher vorhanden sind, doch so gering, daß eine mühelose Verständigung der einzelnen Stämme untereinander stattfindet.

Eine individuelle Verschiedenheit in der Aussprache, die vielleicht auf eine dialektische zurückzuführen ist, möge hier noch erwähnt werden, nämlich die Neigung einzelner Individuen, sowohl Männer wie Frauen, den Laut n in l zu verwandeln, statt hīn = Wasser, Fluß, hīl zu sagen. Allgemeiner noch ist die Neigung bei der Wiedergabe der Worte einer fremden Sprache r durch l zu ersetzen, so wurde statt all right gewöhnlich all light gesagt, ferner leady statt ready.

Wie schon erwähnt wurde, besitzen wir eine Anzahl mehr oder minder ausführlicher Verzeichnisse von Tlinkit-Wörtern, unter denen das von Weniaminow gegebene [1]), welches über 1000 Wörter enthält, das ausführlichste und zuverlässigste ist. Eine größere Arbeit über die koloschische Sprache hat Buschmann in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1856 geliefert, in welcher fast alle bis zu dem genannten Jahre erschienenen Sprachproben benutzt und fast vollständig wieder abgedruckt sind. Auf diese Arbeit, in welcher

---

[1]) Weniaminow: Bemerkungen über die koloschische und kadiakische Sprache u. s. w. St. Petersburg, Kais. Akadem. der Wissenschaften 1846.

Die übrigen von Buschmann benutzten Sprachquellen sind:

Marchand: Voyage autour du monde. T. I, p. 587—591.

Lisiansky: A voyage round the world, p. 329—337.

Archaeologia americana, Vol. II, p. 371.

Dawydow: Zweimalige Reise der Seeoffiziere Chwostow u. Dawydow. Bd. II, App. p. I—XII (russisch).

Krusenstern: Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordwestküste von Amerika.

Wrangell und Nossow in Baer und Helmersen I, S. 271 bis 274.

Einige neue Wörterverzeichnisse sind im 1. Bande der Contributions to North American Ethnology mitgeteilt worden.

namentlich auch die Verwandtschaft der koloschischen Sprache mit anderen Sprachstämmen, zumal mit dem aztekischen und athapaskischen untersucht wird, wobei der Autor zu dem Schluß kommt, daß das Koloschische einen durchaus selbständigen Sprachtypus darstelle, verweise ich die sich für den Gegenstand näher interessierenden Leser; das folgende Verzeichnis enthält nur das von uns selbst gesammelte Material, das trotz seiner Unvollständigkeit doch in manchen Punkten, auch in bezug auf den grammatischen Bau, nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis der Sprache liefern dürfte.

Das Substantivum.

Charakteristisch ist die Neigung zur Bildung von zusammengesetzten Wörtern; ein Concretum wird selten allein genannt, sondern gewöhnlich in Verbindung mit einem anderen, aus dem es entstanden ist, oder zu welchem es gehört, oder auch in Verbindung mit einem besitzanzeigenden oder demonstrativen Pronomen. So wird allen Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers das Wort kā = Mensch vorgesetzt z. B. kā-schá Kopf = Menschenkopf, kā-dschín Hand, kā-chlū Nase, kā-gúk Ohr, kā-wák Auge. Auch der Schatten heißt kā-tschichrí, und das Weib kā-schát. Bei den Bezeichnungen für Körperteile der Tiere wird dū vorgesetzt, so dū-schá, dū-chlū, dū-gúk, dū-wák Kopf, Nase (beim Vogel „Schnabel"), Ohr, Auge eines Tieres.

Bei Verwandtschaftsbezeichnung wird das Pronomen possessivum vorgesetzt, so ach-īisch mein Vater, ach-tlā meine Mutter.

Bei den Bezeichnungen für Gerätschaften setzt man gern das Material, aus dem sie gearbeitet sind, oder die Figuren, mit denen sie bemalt sind, oder endlich den Namen des Besitzers voran, z. B. tsāk-alchká Spielstäbchen aus Knochen,
jēlch-tsik Schüssel mit den Symbolen des Raben,
íchta-gau Trommel des Schamanen.

Eine Beugung des Substantivums scheint nicht statt zu finden, auch die Mehrzahl ist wenigstens in den meisten Fällen von der Einzahl nicht verschieden [1]. — Die Präpositionen werden

[1] Vgl. die gegenteilige Angabe Weniaminows bei Buschmann l. c.

dem Substantivum nachgesetzt, so Schítka-dĕ, nach Sitka; Schítka-dĕch von, aus Sitka; dĕkí-je im Himmel.

Die Pronomina.

Die Pronomina personalia sind:
chrăt ich,
wŏé (ŭé) oder wŏétsch (ŭétsch) du,
hu er,
uhán wir,
ri ihr,
hasstu sie.

Die Pronomina possessiva sind:

ach mein;	Beispiel: ach-īisch mein Vater,
i dein	i-īisch dein Vater,
tu sein	tu-īisch sein Vater,
ha unser	ha-īisch unser Vater,
ri euer	ri-īisch euer Vater,
hasstu ihr	hasstu-īisch ihr Vater.

Pronomina demonstrativa sind:
jatat dieser dieses, ja in Zusammensetzungen;
Beispiel: ja-ān dieses Land,
jutat jener jenes, ju oder juta in Zusammensetzungen;
Beispiel: júta-ān jenes, das fremde Land.

Pronomina und Adverbia interrogativa sind:
adūtse wer,
chū-sse wie viele,
tā-ssé was,
gūch-ssé wo,
gotk-ssé wann.

Beispiel:
Chū nā-ssé Tschilkat-kŏn jereti, wie viele Stämme hat der Tschilkat-kŏn.

Das Verbum.

Die folgende Tabelle giebt eine Uebersicht von der Konjugation des Zeitwortes, so weit sich dieselbe hat feststellen lassen:

Infinitiv.	krank sein	atrá essen	sehen	kaūsk waschen
Präsens.				
1. Pers. Sing.	chrät janīk	at-chro-ch(r)á	chró-ssetin od. chrátsch chró-ssetin	chro-daūts
2. „ „	i janīk	at-i-chrá	i-ssetin oder woétsch-i-ssetin	
3. „ „	hū janīk	hu-atrá		
1. „ Plur.	hā janīk	at-u-chrá		
2. „ „	ri janīk	at-ii-chrá	ri-ss(e)tin	
3. „ „	hass janīk	hass atrá		
Imp.				
1. Pers. Sing.		at-chro-ch(r)ágin	(chratsch) chro-chlatin	chro-daūtsin
2. „ „				
2. „ Plur.				ri-daūtsin
Fut.				
1. Pers. Sing.		at-ko-ch(r)a-chrá		
2. „ „	kē-i-chronīk			
1. „ Plur.	kē-ha-chronīk			
2. „ „				
Imperativ.			koschí	

Aus dieser Tabelle wie aus den übrigen im Wörterverzeichnis zerstreuten Beispielen geht hervor, daß die Pronomina personalia nur in der 3. Person Sing. und Plur. einfach vor die Infinitivform gesetzt werden; die Pronomina der 1. und 2. Person, also chrät oder chratsch ich, wöé oder wöétsch du, uhán wir und ri ihr werden wohl bisweilen zur Verstärkung gesetzt, im übrigen aber werden diese Personen dadurch gebildet, daß im Singular chro oder chra für die 1., i für die 2. Person, im Plural ha oder u (?) für die 1. und ri oder ii für die 2. unmittelbar vor den Verbalstamm und hinter den objektivischen Bestandteil treten, so noch:

tā chrā-duha schlafen ich will,
ī-dschit-chro-atin ich gab dir (etwas?),
ī-chră-chāwūts dich ich frage.

Die Negation klēch oder klēlch tritt vor chrŏ, i u. s. w., wie klēlch chrō-ssetin ich sehe nicht,
chratsch klēch chro-áchtschk ich höre nicht,
klēlch atrā chrā-duha ich will nicht essen (nicht essen ich will).

Fragende Formen werden durch Anhängung von ge an den Verbalstamm gebildet, so

ri-ssetin-ge seht ihr?
i-áchtsch-ge hörst du?

Eine häufige Umschreibung der ersten und zweiten Person erfolgt durch das Pronomen possessivum in Verbindung mit tū Herz, Wesen, so

ach-tūú renīk ich bin krank d. h.
mein Herz ist krank.

Das Adjektivum.

Die Adjektiva werden dem Substantivum nachgestellt, so schetl klēn der große Löffel, oder der Löffel ist groß; schetl katsko der kleine Löffel, oder der Löffel ist klein. Doch findet in wenigen Fällen auch eine Voranstellung statt, so

ssiāt ja-hīn dieses Wasser ist kalt,
klēch retā ja-hīn dieses Wasser ist nicht warm. —
katlē-tsīchu ja-tlēk diese Beeren sind sauer,
chlētsín ūschtscha starker Wind.

Die entgegengesetzte Eigenschaft wird häufig durch Voranstellung der Negation bezeichnet, so

jetálch schwer; klēlch-utálch leicht,
jechlikáts scharf; klélch-ulkáts stumpf.

Bei den Farbebezeichnungen wird gewöhnlich, doch nicht immer, das Wort jéchati oder échati hinzugefügt, welches etwa unserem „farbig" entspricht.

klatl-jéchati gelb,
rchān-échati rot oder feuerfarben,
tūtsch-jéchati schwarz,
tsīk-jéchati blau oder rauchfarben,
tsū-jéchati grün oder grasfarben.

Hierher gehört auch hīn échati naß, d. h. wasserfarben oder wasserähnlich.

Aehnliche Ableitungen von Substantivis zeigen die Adjektiva
chrotl-irk-utalch leicht wie eine Feder, federleicht,
kot-irk-achat rund wie ein Ei, eirund,
tultschan-irk-achat rund wie ein Kreisel.

Der höhere Grad einer Eigenschaft oder Thätigkeit wird durch janach oder anach, mehr ausgedrückt, der geringere durch kinchk weniger, z. B.

jedŏk tu-tlāk du-anach-kolka
der Knabe ist größer als seine Schwester.

Zahlen.

1 tlēk, tlēch
2 dēch
3 notsk
4 dāch-un
5 kēdschin, kidschin
6 klēd-ūschŭ
7 dachat-ūschŭ
8 naskat-ūschŭ
9 guschúk
10 tschínkat
11 tschinkat-ka-tlēch
12 tschinkat-ka-dēch
13 tschinkat-ka-notsk
14 tschinkat-ka-dachūn
15 tschinkat-ka-kēdschin
16 tschinkat-ka-klēduschu
17 tschinkat-ka-dachatuschu
18 tschinkat-ka-naskatuschu
19 tschinkat-ka-guschuk
20 tlēk-kā od. dēch-tschinkat
21 tlēka-ka-tlēk, oder dēch-tschin-kat-ka-tlēch
22 tlēka-ka-dēch
30 notsk-tschinkat
40 dachun-tschinkat
50 kidschin-tschinkat
60 klēduschu-tschinkat
70 dachatuschu-tschinkat
80 naskatuschu-tschinkat
90 guschuk-tschinkat
100 kidschin-kā
200 tschinkat-kā.

Die Zahl 5 ist offenbar von Hand, ka-dschin, abgeleitet. 4 erscheint nach Schott als eine Verdoppelung von 2; die Zahlen 6, 7 und 8 werden wohl richtig als 1, 2 und 3 + 5 gedeutet.

Wenn die Vermuthung, daß kidschin Hand bedeutet, richtig ist, so liegt es nahe, für tschinkat die Bedeutung „2 Hände“ anzunehmen. Die Zahlen von 11 bis 19 sind dann deutlich: 10 und 1, 10 und 2, 10 und 3, u. s. w.

tlēk-kā, 20, bedeutet 1 Mann, d. i. 10 Finger und 10 Zehen. Für tlēk-kā wird auch dēch-tschinkat, d. h. 2 × 10 gebraucht

und daraus 21 „dēch-tschinkat-ka-tlēch“ gebildet, neben der gewöhnlichen Form tlēka-ka-tlēk. [1])

Die Zehner von 30 bis 90 werden als 3 × 10, 4 × 10 u. s. w. gebildet; so wenigstens geschah es bei den Tschilkats und Hunas. Die Sitka-Indianer bildeten jedoch nach Weniaminow diese Zahlen in ganz anderer Weise, nämlich 40, 60 und 80 analog tlēk-ka als 2 Männer, 3 Männer und 4 Männer, tach-ka [2]), nazk-e-ka und tachun-ka, dagegen 30, 50, 70 und 90 als 20 + 10 tleka-ka-tschinkat,
40 + 10 tachka-ka-tschinkat,
60 + 10 nazkeka-ka-tschinkat,
80 + 10 tachunka-ka-tschinkat.

100 erscheint überall als kidschin-ka, d. h. 5 Männer, 200 als tschinkat-ka, d. h. 10 Männer. Höhere Zahlen wurden uns nicht angegeben.

tscha-tlē-nach ka nur ein Mann oder ein einziger Mann und dach-nach ka zwei Männer könnten zur Unterscheidung von tlēk-ka, zwanzig, und dēch-ka, vierzig, dienen, doch sagt man auch dach-nach jodok, zwei Knaben.

Zeitrechnung.

Das Jahr — täk = Winter — wird in 10 Monate — dis — von verschiedener Zeitdauer eingeteilt. Die Namen derselben mit den uns gegebenen Deutungen sind:

Aug. — Oktober	1. dīs-klēn, großer Monat,
November	2. kokohá-dis, Schnee auf den Bergen,
Dezember	3. schĕnach-dis, der erste Schnee fällt,
Januar	4. tauwok-dísse, die Gänse, tauwok, ziehen fort,
Februar	5. ssik-dísse, der Bär, ssik, hat Junge,
März	6. hīn-tānach-a-dísse, der erste Regen fällt,
April	7. kĕrāno-dísse, die ersten Blumen erscheinen,
Mai	8. kachlat-ko-dísse, weiße Blumen blühen,
Juni	9. átkadácha-dísse, die Vögel legen Eier, átkata,
Juli	10. rchāt-dísse, der Lachs, rchāt, erscheint.

[1]) Vgl. Erman, Ztschr. f. Ethn. III, 215 bis 219.

[2]) Nach Weniaminows Schreibung mit Weglassung der zahlreichen diakritischen Zeichen.

Da die Benennungen von Naturerscheinungen hergenommen sind, die in dem ganzen Gebiet nicht gleichzeitig eintreffen, so haben sie wohl nur lokale Bedeutung. Die obigen Namen wurden uns in Hūna mitgeteilt. Bei den Tschilkats hieß der zweite Monat, November, jekerí-kiēch, d. h. dunkle Tage; der dritte Dezember, red-kulch.

Die Tage der Woche, sson-dēchrat, werden genannt, erster Tag, zweiter Tag u. s. w., also

Montag tlēk-jekerikat, Dienstag dēch-jekerikat.

Alphabetisches Wörterverzeichnis.

Abend	chāna.
alle, jeder	tschaltakat.
Amulett der Schamanen	tsāk-ssēt (S), (tsāk = Knochen).
Angelhaken für Heilbutten	nåch (S).
	ssăksnåch (S), (ssăks = Bogen).
„ mit Reiherschnabel	chlāch nåch (S), (chlāch = Reiher.
„ mit der Figur eines Mannes	chtlingit nåch (S), schetatsátĕ nåch (S).
„ mit der Figur eines Seelöwen	tān nåch (S), (tan = Seelöwe).
Angst, Furcht	k'rān
ankommen:	
wir kommen bald in Deschu an	uhān Dēschū-dĕ- jäidat katú-i-kuch.
antworten, sagen:	
warum antwortest du mir nicht?	tāssé-ju klēlch ach ī-retan.
anziehen:	
den Rock anziehen	kăch-kidatē.
Arm	kāchēk.
Armband	kīss (vgl. Nasenring).
Armband, silbernes	dāna-kīss.
Asche	kaniit.
auf, steht auf (Imp.)	ge-dán.
aufsteigen:	
der Rauch steigt auf	tsīk kindējēūn.

aufwärts, in die Höhe	kindatschūn (H).
Auge (eines Menschen)	kā-wák.
Auge (einer Katze)	du-wak.
zwei Augen (von einem Wurm)	dēch towak.
Augenbrauen	kā-tsé.
Ausruf der Verwunderung	a-jách, a-jách kadán.
Auszehrung	schē-al-tuk (schē = Blut).
a u s z i e h e n:	
den Rock ausziehen	kāt-kidatē.
Axt	schinachaui.
Axt, kleine	schenachojétti.
backen, braten	kachr-kánta.
Backpfanne	kachr-kant-ráit.
b a d e n:	
ich nehme ein Bad	chtāk-ch(r)o-daūts (vgl. waschen).
Baidare (Fell-Canoe)	tschakúch.
bald	jāidat
Ball	kutschīta.
Bart	kā-chrattatsáje.
Baum (vgl. Tanne)	āss.
gehe in den Wald	āss-kutu, āss-rū.
Mastbaum	tsissa-to-āss (tsissa = Segel).
Becher	kūka.
beendigen	renssénni.
Beere	tlēk(o).
diese Beeren sind sauer	katlē-tsīchu ja-tlēk.
befinden, sein:	
wie befindest du dich?	uásse i-tú-eti? (wie dein Herz ist?)
ich befinde mich wohl	ka-dēn chro-denīk.
beide	atsū.
Bein (eines Menschen)	ka-chrūss, kā-chūss.
Bein (einer Katze)	du-dschín (vgl. Hand).
Beil	schenagóje (vgl. Axt).
Beil (aus Stein)	tajīs.
Beil (beim Canoebau gebraucht)	chrutta.
b e m a l e n:	
das Gesicht bemalen	rē-kot-taná.

hast du dein Gesicht bemalt?	rē-ulch-ná-i-tsin.
warum hast du dein Gesicht bemalt?	tāssé rē-ril-chná.
Berg	schiā, schiăch.
Besen	chíta.
Bett	īt, riēt.
Beutel	kăk, kåk (S).
Blatt einer Pflanze	ketkā, kajáni.
blau (vgl. grün)	tsū, tsū-jéchati.
	krēschk'ŭ (der blaue Heher).
	tsīk-jéchati (tsīk = Rauch) (H).
Blei	gūch, gūch-tēch.
blind (vgl. taub)	chlkūsch-tin.
Blitz	chētl-íku (chētl = Donner).
Blut	schĕ.
Bock aus Holz an der Rauchöffnung	gan-ēchli (gān = Rauchöffnung).
Bogen	ssăks.
bohren	anachakanatúdl (kan = Holz).
Bohrer	tül-chrú.
Boot	andaiăgŏ.
borgen	mu-hīss (wegen des Anlautes m zweifelhaft).
braun	kachwēch - kahēni (Farbe der Beeren von Viburnum).
brechen	káwowut.
bringen (Imp.)	hatschāt, hadíti.
Brot	schenétsă.
Bruder	ikīk dein Bruder; ach-īk mein Bruder.
Brüste	(ka)-tlā (vgl. Mutter).
Brust	kā-chrētká.
Büchse	kūk.
Dach	tsīre-tú.
Dämmerung, die Nacht bricht herein.	rachinnā-át.
Dampfboot	gúnten-jāk.
Darm, Eingeweide vom Bären	tsīk-nássi (tsīk = Bär).

Decke (wollene), Blanket	tlī.
dein	i
dein Vater	i īisch.
ist das dein Vater?	i īisch schekéju.
dein Name	i-ssárī (H).
dies	játaga, jādŭ.
was ist dies hier?	uásse dor ssagt jat-at.
Docht	tsinā - katuchéje (tsina = Lampe).
Dolch, einfacher	tschü-chă-nát (S).
" " mit geschnitztem Bärenkopf	chūts-tschü-chă-nát (S), (chūts = Bär).
Dolch, doppelter	schē-káts-tschü-chă-nát (S).
Dollar	dāna (vgl. Silber).
Donner	chētl.
Dorf, ferner jeder bewohnte Ort, auch ein Schiff	ān.
dort:	
was ist das dort?	uásse dor ssagt jut-at.
dorthin od. weiterhin	ali-jánache.
du, dich	wŏé, wŏ-étsch (H).
dumm	du-schă-ret-ich (du-schā = sein Kopf). klēlch ad-risku = nicht klug.
durch	digānach.
durstig sein:	
ich bin durstig	schekūch-chrā-duhá.
ich will Wasser	hīn-chra-duhá (hīn = Wasser).
Ebbe	ssūn.
Ebene	schetsch kanáko.
Eckpfeiler des Hauses	gāts.
ehemals, vor langer Zeit	chlīra tātke.
Ei	gŏt.
ein	tlēk, tlēch.
Eis	t'īch.
bedeckt mit Eis, gefroren	wudli-t'īch.
das Eis schmilzt	t'īch wulchlā.
Eisen	irkijēts (īrk = Kupfer).

Eisenbahn	ták-cha gunten-jāk (gunten-jāk = Dampfboot).
Ellbogen	ka-t'ēischu.
er	hu.
er ißt	hu atrā.
Erde	chtlingit-āni (tlingit = Mensch, ān = Dorf = Heimat der Menschen).
erlöschen:	
das Feuer erlischt	k'rchān rakanaltitsk.
erst	schichro-ánach.
Erz, Messing	īk-nátsch (īk = Kupfer).
essen	at-chrā, atrā.
ich esse	at-chro-chrā, atrochā.
du ißt	at-i-chrā.
er ißt	hu-atchrā, hu-atrā.
wir essen	at-u-chrā.
ihr eßt	at-ii-chrā.
sie essen	hass-atchrā, hass atrā.
der Knabe ißt	jedŏk atrā.
diese beiden Knaben essen	hass atrā dachnách jedŏk.
ich aß am Morgen	kechré at-chra-chágin oder atrachágin.
ich werde oder will essen	at-ko-cha-chra.
ich esse und du trinkst	at-(ch)ro-chā ué-kŭá at-í-taná.
ich trinke und du ißt	at-(ch)ro-taná ué-kŭá at-í-ch(r)ā.
ich kann nicht essen	klēlch at-(ch)ra chra-du-ha.
euer	ri.
euer Vater	ri īisch.
ist das euer Vater?	ri īisch schekéju?
fällen, einen Baum	
ich fälle einen Baum	āss (ch)ro-chāút.
fahren in einem Canoe (vgl. kommen):	
wir fahren	u(h)an-tu-kūch.
Ssettin fährt schneller	Ssettín janách haja-kūch.
Ssettin fährt langsamer.	Ssettín-kinchk haja-kūch.
Familie	jusniádi-danak.

fangen:	
ich fange (ein Tier)	chro-tli-schat.
Feder	chŏtl.
„ einer Ente	du-chótl.
Felsabhang, steiler	kētl (dasselbe wie Hund).
fern	nalchlē, (klēch-u-nachlē nicht weit, nahe).
Ferse	kā-chrē-tak.
Fett, festes	atājé.
„ flüssiges	īch.
Feuer	kān, k(r)chān.
Feuerplatz	kān-dá.
finden:	
ich finde nicht meinen Hut	klēch ka-chro-chaschi ach-tsākŭ.
jetzt habe ich ihn gefunden	dē ka-chro-cha-schi oder dē chro-ati-kochaschi.
Finger	kā-tlak, ka-tlíeki.
Daumen	kā-gusch.
Zeigefinger	kā-djēchrē.
Mittelfinger	kā-tlēk-tin.
kleiner Finger	kā-unekētsch-ērkrē.
finster:	
es ist nicht finster	klēch ká-utschē-kēt.
Finsternis	ka-gēt.
Fisch, Flußfisch	hīn-takat.
Fischhaken	ht'ēch.
Fischreuse	kēit, chkētchk.
Fischspeer (vgl. Lachsspeer)	kăt, tlakwā, klakwā.
Flamme	kān-ētlŭūt = Zunge des Feuers.
Flasche, gläserne	ingrischā.
Fleisch	tlīr.
fliehen	wutakēn.
Flinte	ū-ná.
Flosse (vom Walfisch)	ju-dschin.
Flügel einer Ente	du-chitsch.
Fluß	hīn.
„ großer	hīn-tlēn.

Fluß, kleiner	hīn-katsko.
Flut	ēlkch.
fragen:	
ich frage dich	i-chra-chawūts (dich ich frage).
Frau (siehe auch Weib)	schau-wot.
diese Frau	ju-schau-wot.
Freund:	
mein Freund	ach-rūni.
Früchte, auch Blütenknospen	kēkochwĕn.
früh, am Morgen	kechrē.
Frühling	tāk-íit, tāk-íiti (tāk = Winter).
füllen, den Löffel füllen (vgl. voll)	tschetl-a-hīk.
für:	
für dich	a-wŏé (wŏé = du).
Furcht oder in Furcht gesetzt	akulchrík.
Fuß	kā-chūss táchtlē, kā-chūss.
„ einer Ente	du-chūss.
Fußpfad, Weg	dē.
kleiner Fußpfad	dē katsko.
großer „	dē klēn.
Fußsohle (vgl. hohle Hand)	kāchūss-tāk-íeti.
Garten	tār.
geben	kadjiti.
ich gab dir	i-dschit-ró-atin (heißt vielleicht: i-dschin-chró-atin = ich gab dir die Hand).
geboren sein:	
wo bist du geboren?	gūch-sse kī-i-tstīrin?
wann bist du geboren?	gotk-sse-kī-i-tstīrin?
Gefäß zum Ausgießen des Oels	jēlch-schá-ta (jēlch = Rabe).
gehen	nagō.
er geht	hu gut.
geh (Imp.)	nokté.
geh fort! weg!	djŭk.
Gehirn	ka-schán (H).
Geist	jēk, tsige-káo.
gelb	tsēchónē, klātl-jéchati (H), (vielleicht: erdfarben, klātkt = Erde).

genug	kakugé.
Gesang	raschīri.
Geschlecht	na.
wie viele Geschlechter hat der Tschilkat-Stamm?	chū nā-ssé Tschilkat-kŏn jāk jereti.
er hat sechs Geschlechter	klēdúschu na awú.
gestern	tātke (tāt = Nacht).
gesund sein:	
ich bin gesund, befinde mich wohl	ka-dēn chro-denīk, chlētsīn ach tŭū chrát = stark mein Herz.
gewiß	kirkachá.
Gipfel	schiā - schekí (schiā = Berg, dekí = oben).
glänzend	katle-ētscha.
glatt	kāsche-riktl.
Gletscher	ssīt.
Seitenmoräne	ssīt wanechúwo.
End- und Mittelmoräne	ssīt kachúwo.
Glimmer	tatlák.
Glimmerstein	tē-tatlák.
Glocke	gau.
Gold	gūn, atu-tē (tē = Stein).
Grab	chēdu.
grau	chlawūch.
„ (möwenfarben)	kētl'-di-jētsa, kētl-di-ji-jētsi.
greifen:	
ich greife	ach-kā-āch-katti.
groß	tlēn, k'tlēn, átlēn.
großer Monat (August und Oktober)	dis-tlēn.
großer Löffel	schetl-klēn.
groß, von einem Baume (vgl. lang)	kuát.
die Tanne ist groß	ssīt jēkulchkē.
dieser Knabe ist größer als seine Schwester	jedŏk tu-tlāk du-anach-kolka.
seine Schwester ist größer	tu-tlāk du-anach-kolka.
M. ist größer als W.	M. chligé, W. janach.
Großvater	(ach)-ēlch.

Großmutter	(ach)-chlīlchk(ŭ).
Grube, in welcher die Fische aufbewahrt werden	átătl.
grün	tsū, tsū-jéchati (H).
gut	jērk-ē, juk'-ē.
gute Nacht	juk'-ē-ri-tāt.
guten Morgen	juk'-ē-ri-tsu-ṭāt.
sehr gut, am besten	agan-rēka.
Haar	kā-scha-chawū, kā-schă-chāú (H).
„ (einer Katze)	du-chawū.
„ der Bergziege	dschenu chāúi.
Haartracht der Frauen	scha-ka-ssīt.
Hagel	kadátst.
Haken zum Lachsfang	gichra, t'ĭchrá.
halb	aschiū, aschiū-gu.
8½ Uhr	naskat-úschū gau ka aschiū.
Hals	kā-tlēketschūchu.
Halsband aus Perlen	ssékē-kawút (kawút = Perle).
Hammer	tachkl.
Hand	kā-dschin.
meine Hand	ach-tschin.
hohle Hand	kā-tschin-tāk, kā-dschin-tāk-íeti.
rechte Hand, rechts	schīĭn-nach-anach.
linke Hand, links	tsat-nach-anach.
reich' deine Hand (Gruß)	hăndé-i-tschin (hande = hierher).
Handgelenk	kā-dschin-chlik'-itse.
Handel, Tausch	assēch.
Handschuh	tsāg.
hart	ret-īch.
Harzkuchen, zum Kauen verwandt	tăkle-kocho, koch'.
Häuptling, Herr	amkáu, ā-niáti.
hauen	chrut.
Holz hauen	găn chrut.
Haus	hīt.
Schamanen-Haus	gau-hīt (gau = Trommel).

Haut einer Ente	at-tugú.
heiraten:	
dieser Mann hat geheiratet	ju-ka áwo-scha.
heißen:	
wie heißt du?	uásse-i-dūĕ-ssagt.
wie heißt das?	uásse-dūĕ-ssagt.
helfen	kūch-deschí.
hilf uns (Imp.)	haíti-deschí.
Herbst	jēss.
Herz	ka-t'ērch-ē, kā-t'ēchk, ka-tu.
Herz, Wesen (in Zusammensetzungen)	tū.
ich befinde mich wohl = mein Herz ist gesund	chlētsīn ach-tūŭ chrat.
Herzweh	tachk-tsīn.
heute	jidát.
hier, oder „gieb her"	ha-dé.
hierher, nach hier zu	handé.
Hilfe (vgl. helfen)	ha-it, kóteschi.
Himmel	dĕkí, gúts-tu (gūts = Volk).
Hitze	kot-ār.
hören	achtschk.
holen	hatschát.
Holz	găn, kăn.
Hosen	kån, tāl-tsich, tokatasch.
Hügel	gūtsch.
Hütte = Haus	hīt.
Sommerhütte aus Zweigen	tschāsch-hīt.
hungrig	chadrān-uhá.
bist du hungrig?	ii-dek-ránuha?
ich bin nicht hungrig	klēlch atra chra-duha, klēlch chra-dan-uhá.
Hut	tsăch, tsākŭ (S).
Hut aus Rindenfasern	kássēk tsāch (S).
Hut, beim Tanzen benutzt	tāch-chá chlach-kēt (S).
cylinderförmiger Aufsatz auf dem Hute	schátă-kūch (S).
ja	ā.

ja wohl	hau.
Jagd	at-lu-un.
auf die Jagd gehen	at-lu-un kagot.
er geht jagen	hu-kagóet-atlu-un.
jagen	at-lūn-tsáeti.
wirst du jagen?	at-lūndre-gi-krigūt?
Jahr = Winter	tāk.
vor einem Jahr	de tlēk tāk.
Jahreszeit	jech-kohá.
jeder	stakát.
ich	chrăt, chratsch, chra u. chro in den Verbalformen.
ich bin da	chrat-ejá, chrat-ajé.
ihr	ri, hasstu, ii in den Verbalformen.
dieser Kinder ihr Vater	ju achatku hāss-tu īisch.
immer	tschatláka (vgl. alles).
innen, im Hause	nēlch-acha.
Insel	k'chāt, nū.
Junge, kleiner	rídda-kátsko (H).
Jüngling	kåssāni.
kämpfen	kotlagáu.
Kaliko	kēsch-chit, klirk-atl.
kalt	kussiāt.
es ist kalt	kussă-át.
dieses Wasser ist kalt	ssiāt ja-hīn.
dieses Wasser ist nicht kalt	klēch ssiāt ja-hīn.
mir ist kalt	at-dēn ach-at-ūni.
Kamm	chēdu (dasselbe wie Grab).
„ aus Fischbein	gåk-chēdu (H).
Kanoe	jåk.
„ nach dem Haida-Muster	Haida-jåk.
Kasten, viereckiger, aus Holz	gā-ke-né, kā-kă-né (S).
„ zum Auskochen des Fischöls	tlăkt.
„ länglicher, mit Deckel	kūk.
„ für Handwerkszeug	chlítat ákă-kūk (chlíta = Messer).

kaufen	awŭú.
Kehlkopf	kā-chlētūch.
Kessel	redélch, kŏtl (offenbar aus dem Russischen).
Kette	akákerki.
Keule zum Töten der Heilbutten	k'chūss (S).
„ mit Walfischfigur	kīt-k'chūss (kīt = Walfisch) (S).
Kiesel, weißer Quarzkiesel	nīch.
Kind	at-krétsku, achátku.
diese Frau hat sechs Kinder	ju - schau - wot klēduschu towåtkri.
Kinn	kā-tejá.
Klapper	tschē-schúch.
„ mit Froschfigur	chichtsch tschē-schúch.
klar	aká-u-chatsk.
klein	kátsko.
kleiner Löffel	schetl kátsko.
kleine Säge	chrascha kátsko.
W. ist kleiner als M.	W. kussikā M. kinchk.
klug, du bist klug	at-kuk tsáeti, kotsch-ī-reti.
Knabe	jedåk, jedăk, jodŏk, kessáne.
der Knabe ist klein	jedåk katsko.
die Knaben sind krank	kessáne janīk.
Knie	kā-kē-icha.
Kniebänder an den Hosen	tsĭkadúch.
Knochen	atsáke, tsāk.
Amulett aus Knochen	tsāk-ssēt.
Knöchel	kā-sche-tūch.
kochen	atsĕé, utliuk.
das Wasser kocht	hīn utliuk.
Kochgeschirr aus Eisenblech	nassĕá.
Kohle (vgl. Asche)	chúdsi, kān-íiti (kān = Feuer).
kommen	hatkóatin.
er kommt	hāde-anagut.
er kam gestern	hatuagūt tātke.
das Dampfboot kommt nach Gaudēk'an	gŭnten-jåk Gau hāde-anakúch (H).
ich werde morgen kommen	hādĕ-koch-chra-gút sserkān.

du wirst kommen	hade-krigut, hade-kuch-rigut.
wir werden kommen	hade-kuch-to-āt.
ihr werdet kommen	hade-kuch-ri-āt.
sie werden kommen	hade-ha-ko-ka-āt.
komm' (Imp.)	hagū.
ich will nicht kommen	klēch ach-tu uássigu hatrogutĕ.
komme ganz früh	tsuwāk kinnaēn haguchón.
Kopf	kā-schā, kāschiú.
„ einer Katze	du-schā.
der Kopf (eines Vogels) ist oben rot	du-schā-kī chrān-échate.
Kopf eines Wurmes	a-schá.
Kopfschmerz, mein Kopf ist krank	ach-schān renīk.
Kopfschmuck aus gekrümmten Holzstäben	atrakú.
Korb, zum Auspressen des Fischöls	kāk'.
„ aus Cederwurzeln	kātă-chúk.
Kugel (Flintenkugel)	átkata.
Kupfer	īk, īrk.
Kralle einer Katze	du-chák.
krank	renīk, jenīk (H), janīk.
ich bin krank	chradrenīk, chrăt janīk, chratrenīk.
mein Herz ist krank	ach tūú-renīk.
du bist krank	i janīk.
wir sind krank	ha janīk.
ihr seid krank	ri janīk.
sie sind krank	hass janīk.
die Knaben (oder Kinder) sind krank	kessáne janīk.
ich war gestern krank	chrát janīk tātke.
du wirst krank sein	ke-i-chrenīk.
wir werden krank sein	ke-ha-chrenīk.
bist du krank?	ī-renīk'u-gé.
Kreisel (Kinderspielzeug)	tultschán.
lachen	at-schūk.

ich weine nicht, ich lache	klēch chro-kāch, at-(ch)ro-schūk.
Lachshaken	gichra, t'ĭchrá.
Lachsspeer	klakwá.
lahm	chlekátscht.
Lampe aus Stein	tsinā, tsīnā-jit.
Lampen-Docht	tsinā katuchéje.
Land im Gegensatz zu Wasser = Erde, Boden	tlēkt, tlakt.
Land, bewohntes, = Dorf	ān.
das eigene Land, die Heimat	ja-ān.
das fremde Land	júta-ān.
lang, groß	jakuāt, jēkuat, jékutla.
langsam	takēnā.
laut	kināch.
leben:	
wo lebst du? = wo bist du?	gūch-ssé-je i-reti?
ich lebe fern von hier	nalchlē akch-je chro-dretíge.
Lederschnur, geflochten oder einfach	chrēgotl.
Lederstreifen (vgl. Sehnen)	tassá.
leicht, leicht wie eine Feder	klēlch utalch, chrotl-īrk-u-talch.
Leiter	dsēt.
Licht	k'āgán (agán = Sonne).
lieben:	
ich liebe	chro-ssrān.
du liebst	i-ssrān.
ich liebe = mein Herz begehrt	ach-tu wassigu.
Lippenpflock	kāk'(u).
Lippenlöffel aus Holz	klū-ú chrēn-tāch-a, kéntaga.
Löffel, aus Holz oder Horn	schatl, schetl.
großer Löffel	schetl klēn.
kleiner Löffel	schetl katsko.
Löffel aus Horn	chlīnēt schetl, chlenēt-schetl.
Löffel aus dem Horn des Bergschafes	jēts-schetl = blauer Löffel.
Löffel aus Blei	gúchti-schetl (gūch-tēch = Blei).

Löffel mit Rabenfigur	jēlch-schetl.
„ „ Alkenfigur (?)	tschī-schetl.
großer Holzlöffel	schīn.
Luft	koúchtsche.
machen	jenessnē, a-ulch-jēch.
mache Feuer (Imp.)	kān jenessnē.
wer hat dies gemacht	a-dūtse wu-ulchēch je-at.
ich kann dies nicht machen	klēlch ute-jēn-ka-ssa-nē-rit je-at.
Mädchen, kleines	chat-kátsko.
Magen	akitscháje.
Mann	kā.
jener Mann	ju-kā.
Maß, Bandmaß	kā = Mann.
Mastbaum	tsíssa-to-āss (tsissa = Segel, āss = Baum). tsíssa-wuchli Querholz im Boote für den Mast.
Matte, aus Cederwurzeln geflochten	tālch (S).
Medizin	nak'.
Medizin zum Trinken	ta-na nāk'.
Meer	hīn-chŏkŏá, etlká.
Mehl	ssanētsa (vgl. Brot.)
mehr (zur Bildung des Komparativs)	janách.
mein	āch.
Meißel	t'ījā.
Mensch	chtlingit, t'lingit.
Messer	chlĭta.
Taschenmesser	kreschetagot chlĭta.
Steinmesser	tā-chlĭta.
Dolchmesser, zweispitzig	gulchlá, kútla.
Messing, Erz	īk.
Metall	tōk'-atl.
Mörser aus Holz zum Reiben des Tabaks	kăcho-ka-jet (S).

Mörser aus Stein	tē-kajet.
Mokassins	akuschtetīch.
Monat	dīs (= Mond).
dieser Monat	jū-dīs-kat.
nächster Monat	jadach-dīs-kat.
zwei Monate	dēch dīs.
Mond	dīs.
Halbmond	dīs-schu (a-schiu = halb).
Neumond	demtsakin ris-dīs.
Mondsichel	dīs-akíje.
Morgen, früh	tsū-tāt, kechré.
morgen, am nächsten Tage	sserkán, ssirkán.
Mütze	matsích.
Mund eines Menschen	kā-chā.
Mund einer Katze	du-chā.
Muscheln, eßbare	gåtl.
Musik	at-kaschi.
Mutter	atlī.
meine Mutter	ach-tlā.
nachher, später, hinter	ăít.
Nachmittag	jĕkerí-it.
Nacht	tāt.
diese Nacht	ja-tāt.
vergangene Nacht	nīs-tāt.
Nacken	kā-ssét'a.
Nadel	richetaun.
Nagel	kachú.
Nagel am Finger	kā-chrāk'(u).
Nahrung	dochă-āt.
Name:	
mein Name	ach-ssārī (H).
dein Name	i-ssārī (H).
sein Name	tu-ssarī (H).
Narbe	tīlch.
Nase	kā-chlū, kā-chlūk.
Nase einer Katze	du-chlū.
Nasenlöcher	kā-chlikūtsch (H).
Nasenring (vgl. Armband)	chlēk'o-kīss.

naß	wutatlak, hīn-échati.
Nebel	kondigetsk.
Neffe:	
mein Neffe	ach-kálchku.
nein	klēk.
Netz	kidát, digā.
niesen	kaltsicha.
nicht	klēk, klēlch.
nichts, alles fort	hūtsch.
Nordwesten	tlakakāch.
nur:	
nur ein Mann	tschā-tlē-nach kā (H).
oben (vgl. Himmel)	dĕki, tlach-dĕki.
Oberschenkel	kā-chrēts.
öffnen:	
öffne die Thür (Imp.)	chrăhát hedeschutan, chrētschr-schūŭtán (H).
die Thür ist geöffnet	chrăhát at-schuwatán.
Ohr beim Menschen	kā-gūk.
Ohr bei der Katze	du-gūk.
sein Ohr	tu-gūk.
Ohrbommel	gūk-adschasch.
Ohrring	gūk-át.
Ohrschmuck aus Wolle	gūk-kátl.
Onkel:	
mein Onkel	ach-kāk.
Osten	chūn.
Panzer aus Leder	chlŭch-tschí-nē.
desgl., aber länger	kĕk-ke.
Panzer aus hölzernen Stäben	uónda.
Pauke, Trommel	gau, a-tau-wŭtsch, atauwutsch-āri.
Schamanentrommel	íchta-gau (S).
Medizintrommel	nak'-gau (S).
Häuptlingstrommel	ā-niáti-gau (H).
Perle	kawūt.
Perlenrolle, von den Mädchen im Haare getragen	kawūt-tschīn (tschīn = Zopf).

Pfeifenkopf	kstā-kēt (S).
„ mit Robbenfigur	tsāch-ta-kēt.
Pfeil	tschunēt.
Pfriemenbohrer	kē-na (S).
Pinsel	kuchríta, kū-chīta (S).
Pocken	kuān.
Windpocken	kuān-retki.
Pulver	aktugáne.
Pupille	kā-wak tagétse.
Quecksilber	gluchēni.
Quelle	gūn (dasselbe wie Gold).
Rauch	tsīk.
Rauchöffnung	gān.
rauh	kassich-ach.
rechts	tsumgussi.
Regen	ssīm.
es regnet, Regen fällt	ssúgi dagiússitán.
Regenbogen	ketschanagat.
Regentropfen	kokatách.
Reif	kokåndlichon.
reinlich	chlulch-tūk.
Riff	hīn-akīdji, scheltlāch.
Rinde	achláchē.
rot	rchān, rchān-échati (k'rchān = Feuer).
Ruder, für den Festgebrauch	ŭú-tsā-gá.
Rücken	kā-tēchr.
rund	tultschan-īr-kachat, einem Kreisel ähnlich, got-īr-kachat, einem Ei ähnlich.
Sack	guēlch.
Säge	chráscha.
kleine Säge	chráscha kátsko.
sagen:	
was sagst du?	uásse-chra-ri-ka.
sage kein Wort	klēch-uásse-chra-ri-ka-rek.
Salz	ēl-kechūk.
salzig:	chliētl.

diese Lachse sind salzig	chliētl ja-rchāt.
Sand	chlē-u.
feiner Sand	chlē-u kassaké.
sauer:	katlē-tsīchu.
diese Beeren sind sauer	katlē-tsīchu ja-tlēk.
Schaber zum Abschaben des Fetts	krischá.
Schachtel für Beeren	chlăkt (S).
Schamane	ícht'a.
schärfen, schleifen	jachítl.
scharf	jechli-kats.
Schatten	kā-tschĭchri.
Schaufel mit Adlerkopf	tschāk-schīn (tschāk = Adler, schīn = Löffel).
Schaufel zum Herausnehmen der heißen Steine bei der Bereitung des Fischöls.	tachúnā.
Schienbein	kā-chrīss.
schlafen:	
ich schlafe	di-chrŏ-tá chrăt (H).
du schläfst	wŏétsch-di-k'rī-ta (H).
schläfst du? gehst du schlafen?	di-kr'-i-tá-ge (H), ī-tá-ge.
nein, ich schlafe nicht	klēk, klēlch chro-tá.
ich bin schläfrig	tā-chrā-duha = schlafen ich will.
du bist schläfrig	tā-k'-i-duha = schlafen du willst.
schlafen gehen	nachto-chrēch-ta.
ich gehe schlafen	dēk-kotá.
schlagen	awogóch.
schlecht	tlēkuschkē, chla-kāss = Tabu.
Schleifstein, auch als Amulett	jín-na.
schließen:	
schließ die Thür	at-schĭtan.
Schlinge für Murmeltiere	ssalk-tássa (ssalk = Murmeltier, tāss = Sehne).
Schlitten	rĭtagit.
schmutzig	tschéchu, wul-tschēk.
Schnabel einer Ente	du-chlū = Nase.
Schnabel eines Alken	rchēk-chlŭ-ú (S).
Schnee	klēd.

Schnee fällt, es schneit	klēd arékadán, klēd dagiussitán.
schmelzender Schnee	kanīk.
Schneeschuhe	jādschi.
Schneewasser	klēd-hīne.
schneiden	kajách,nachasch,krēschētagot
schnell	towassijēk.
schön	ssik-gu, klēlch-uschku.
Schraube	kassīt.
Schraubenzieher	una-kachētscha.
schreien	kāch.
Schüssel	tsīk.
" mit Rabenkopf	jēlch-tsīk (S).
" " Möwenkopf	kāch-tsīk (S).
" " Robbenkopf	tsā-tsīk (S).
" " Biberfigur	tsikēdí-tsīk (S).
Schüssel aus Horn	chlīnēt-tsīk (S).
Schüssel mit schrägen Wänden	schŭ-chŏn-ka-tă-ā-tsīk (S).
Schüssel aus Holz	tsegeschewu-tsīk.
lange Holzschüssel in Schildform	kéchla, kálch-la (S).
Schüssel aus Birkenrinde	at-tāgi-tsīk (S).
Schulter	kā-chrikscha.
Schwanz einer Katze	du-chdlit.
schwarz	tūtsch, tūtsch-jéchati (H).
schwer	jetalch.
Schwester:	
meine Schwester	ach-tlāk.
Schwimmblase für Angelleinen	kīts.
Schwimmer in Gestalt eines Vogels	káts-hīss.
See	āch, ā, āk'u.
Segel	tsissa.
Segelleine	tsissa-kajékajĕ.
Segelstange	tsissa-jatsáke.
sehen:	Stamm: tin.
ich sehe, ich sah (?)	chratsch-chró-sse-tīn, chratsch-chra-chla-tín (H).

du siehst	woētsch-akē-í-sse-tīn.
ich sehe nicht	klēlch chro-sse-tin.
seht ihr diesen Adler?	ri-ss(e)-tin-ge ju-tschāk.
sieh! (Imp.)	akákoschi, kōschí.
Sehne, auch „Zwirn"	tāss.
Sehnen vom Renntier	wotsig-tāssi.
Seife	ūdsch, ūtsá.
sein (Pron.)	tu
sein Vater	tū-īĭsch.
Seitenbalken des Hauses	chrangejēt.
sie (Pron.)	hass, ha.
sie essen	hass-atrá.
Silber	dāna.
Silberstift, von den Mädchen in der Unterlippe getragen	kā-nūch.
Skelett	kuchagē.
Sklave	kūchu.
sogleich	ridát.
Sohle	kā-chūss-tāk.
Sohn:	
mein Sohn	ach-rīt.
Sommer	kotān.
Sonne	agán.
die Sonne ist aufgegangen	kenachich agán.
die Sonne ist untergegangen	denachenchich agán.
die Sonne brennt heiß	agán táchē.
die Sonnenstrahlen verbrennen mein Gesicht	agán-tsche ach-chráka-ūssigan.
später	sslitsa.
sprechen:	
ich spreche	chratsch chro-cha-tán.
du sprichst zu mir	woétsch ach-i-re-tán.
warum sprichst du nicht zu mir?	tāssé-ju klēlch ach ī-re-tán?
Stab mit Lachsfigur	(ch)rāt-u-tsáka.
Stäbchenspiel	alchka, katŏk-kítscha.
Stäbchen aus Holz	ssaks-alchká.
Stäbchen aus Knochen	tsāk-alchká.

Stäbchen, durch einen roten Ring gezeichnet	nak'-alchká.
Stange mit Nägeln für den Heringsfang	jau-chítla.
stark	chlētsīn.
Staub	tūsk, kētlt.
Stein	tĕ, tā.
„ weißer (Marmor?)	ītsch.
sterben	ran-na-nān, kóg-kana.
alle Menschen müssen sterben	tschaltakat chtlingit kóg-kana.
sein Vater starb vor einem Jahr	tu-īīsch wūŭná de klēk' tåk.
die Elster starb vor einigen Tagen	tserkēne wūŭná tlīra tātke.
Stern	kotrarennehá.
Sternschnuppe	ajékatá.
still, sei still!	chla-kāss (siehe: schlecht).
Stirn	kā-kāk.
Strauch	uóts.
Streitaxt aus Stein	kēt'-ú (der Stein selbst = tsū-ŭta, der hölzerne Stiel = á-ssak-ti).
„ „ Knochen	tsāk kēt'-ú.
streiten, siehe kämpfen.	
Stroh zum Flechten	schāt.
stromab	hīnĭk.
Stuhl	karkadschēt.
stumm	chliŭch-ēsch-tank.
stumpf	klēlch-ulkats.
Sturm	chletsin ūchtscha = starker Wind.
Südwind	gēlch-schā.
Sumpf	katli-hīni-ge.
Tabak	kāntsch.
Tag	jekerí, ikī-jĕ.
Tageslicht	kīá.
Tante:	
meine Tante	ach-āt.

tanzen	atlēch.
Tanzschürze	nachēt.
tapfer	tlitsinitú.
taub	chkūtl-achtschk (achtschk = hören).
Thal	schiā-nách (schiā = Berg).
Thau	kokascha-chátl.
Tier, männliches	kāá.
„ weibliches	schítsch.
Thon	tsā, tsē.
Thür	chra-wūlch, chra-hāt.
thun, machen	jenassni.
gethan, gemacht	jéussnē.
tief	kadlān.
Tisch	kāch-ato-chroat.
Tischtuch	kāch-ato-chroat kakádschi.
toben, wütend werden	kchān.
Tochter:	
meine Tochter	ach-ssī.
tot (vgl. sterben)	wūŭná, ūŭná.
die Gänsemutter ist tot (Spiel der Kinder)	tá-wŏk-tlā ūŭná.
Totenhaus, Aschenhaus	katakēdé.
totkrank, im Sterben liegen	dēk-kŏná.
träge	āútska.
träumen:	
was träumtest du vergangene Nacht?	tāsse ī-redschūn nīs-tāt.
ich träumte gar nichts	klēlch tāsse chro-adschūn.
tragen	awaijá.
Tragriemen, schmaler, über die Brust	chriaú.
„ breiter, um den Kopf	ka-kanchá.
Trinkbecher	gúcha.
trinken	ta-nāch.
Wasser trinken	hīn-tanā.
trunken, betrunken	kanoschū.
trocken	uchūt, ūwŭchuk, uschekétl.

Trommel, siehe Pauke.	
Tropfen (vgl. Reif)	kakástscha.
überall	tschaltakat = alle, jeder.
über dem Feuer	kān ra-jēk.
übermorgen	sserkán tlīrá, sserkán-tlira-káde.
Uhr	jékeri-kwēri, gau.
und	kā.
unser	hā.
unter	átagi.
Vater	īsch, īisch.
Vater unser (im Gebet)	uhán ha īisch oder ha-isch-tlin = unser großer Vater.
ist das dein Vater?	i-īisch schekéju?
ist das euer Vater?	ri-īisch schekéju?
verbrennen:	
meine Hand ist verbrannt	ach-tschīn wudekrécht.
Verbrennung	aikané.
vergiften	hīch.
Vergnügen	atschiuk.
verrückt	tedla-kuschká, tlika-kuschkē.
verstehen (vgl. klug).	
er versteht zu kämpfen	kotlagáu tsāeti.
er versteht zu jagen	at-lūn tsāeti.
violett	tsu-go-a-tátse.
Vogel	tsütsk, tsētsi.
Volksstamm	na.
voll	schau-hīk.
vor	schichŏa.
vorgestern	tlirā tātke.
Vormittag	jekeri-schukuát.
Wage	jetáchli-at (H), (jetálch = schwer).
Wand	ada-háti.
Wange	kā-woschká.
wann?	gotk-ssé?
Wappenpfahl	kū-tī-ga.
warm, heiß	jēt'á, ret'á, kot'ár.

es ist warm innen (im Hause)	jēt'á nēlch.
euer (?) Wasser ist warm	ret'á ri-hīn.
dieses Wasser ist nicht warm	klēch ret'á ja-hīn.
warum? was?	tāssé, tāssowé, uásse.
waschen, den Körper	tāk-kodaūts.
„ die Hände	dschin-kaūts.
„ das Gesicht	achin-kaūts.
ich wasche das Gesicht	rē(k)-koda-ūts.
ich wasche die Hände (?)	schēk-koda-ūts.
ich habe mein Gesicht gewaschen	rēch-ada-ūtsin.
ich habe meine Hand gewaschen	de-dschin-rach-ada-ūtsin.
hast du dein Gesicht gewaschen?	de-rē(k)-ri-da-ūtsin-ge.
hast du deine Hand gewaschen?	tschin-ri-da-ūtsin-ge.
Wasser	hīn = Fluß.
das Wasser fällt	ja-kuchlikūch hīn wúulchla (vgl. das Eis schmilzt).
das Wasser steigt	hīn ūŭtá.
Wasserfall, Stromschnelle	chrāss, wultichrāss.
Weg, siehe Fußpfad.	
Weib, siehe auch Frau	ka-schát.
sein (?) Weib	du-schát.
weich	kāsche-rótlen.
weinen:	kāch = schreien.
was weinst du?	tāssowé i-e-kāch.
weiß	klēd = Schnee.
weit, siehe fern.	
Wellen, im süßen Wasser	hāt.
„ im Meere	chrachásch, tīt.
Sturzwellen	chratlīk.
wenig	jēkugenk.
weniger	kinchk.
wer	adūtse.
werfen	at-chīk.
ich werfe	chratsch-at-(ch)ro-chīk.
du wirfst	woétsch-at-i-jachīk.
Westen	dekī-nachēt.
wie (Int.)	uásse.
wie befindest du dich? wie geht es dir?	uásse -i-tū-eti? uásse i-reti?

wie heißt du? was ist dein Name?	uásse i-dūe-ssākt? (H).
wie heißt das hier?	uásse dor-ssākt jutat?
wie heißt das dort?	uásse dor-ssākt jatat?
wieder	tsūg.
Wimper	kā-ŭchletrāni.
windig, der Wind weht	arē-úteti.
Windschutz an der Rauchöffnung	gān-ēlchli.
Winter	tāk = Jahr.
wir	uhán, ha.
Wirbelwind	jēlch-wuērsche.
wirklich, in der That	tlach-ēka.
wissen:	
ich weiß	chra-ssi-kū.
ich weiß nicht	klēch chra-ssikū, klēk chra-ssikū.
wo?	gūch-sse.
Woche	ssondēchrát.
Wolke	gūts.
Wolle (der Bergziege)	gádli.
wollen:	
was willst du?	tassowé towassiku (H).
Wunde	chrāchēk.
Wurzel, einer Pflanze	ak'ē.
„ der Fichte, als Flechtmaterial	chrat kassatuk.
dieselbe, gespalten	chrat-kaú.
zählen	dat-táu.
Zahn	kā-ūch.
Zahnschmerz, mein Zahn ist krank	ach-ūch renīk.
Zange	klat-tā.
Zehen	kā-chūss-tlēk'e.
der große Zeh	kā-chūss-kūŭschi.
zerbrochen	utlīk.
Zink	jekejēts-kătl (vgl. Eisen).
Zopf	tschīn (tachrēt-tschīn = Haarschmuck aus Dentalien).
Zunge	kā-tlŭūt.
Zweig	aschīri.
zwischen	achkrák.

Eigennamen.

Männer.

Auktelchnīk (ein Schamane), soll bedeuten „Niemand bekümmert sich um seine Federn".
Chlūnat.
Dach-kā-īsch = zwei Männer Vater.
Dūté (ein Sklave).
Dan-e-wåk = Silberauge.
Gytsch-kalsche-īsch = Vater des Gytsch-kalsche.
Jēlch-hagu = Rabenknochen.
Jēlch-kuchu = Rabensklave.
Jēlch-tēlch = Rabenholz (tēlch = Kien).
Kaschgué.
Kasko.
Kaskoē.
Kā-úschti (ein Knabe).
Kin-tū-kā.
Kīta.
Kītschk.
Koltsūn (ein Gunana).
Kudowān.
Sach-a-hān.
Schartritsch oder Tschartritsch.
Schédla-kā.
Ssettīn.
Tandegēk.
Udechrā.
Ūscha (ein Sklave).

Frauen.

Ratschenítla.
Kaskoé.
Skēt-ú.
Chtlingit tsāri = Volkesname.
(Die Namen der Geschlechter und Stämme siehe im 3. Kapitel.)

Mythische Personen und Völkernamen.

Kanuga, mythische Person, Felsen am Dejē-Fiorde.
Schā-kā-nā-ri oder schkā-tā-hīn-āri, mythische Person auf einem Wappenpfahl.

Gunakadēt, fabelhaftes Seeungeheuer.
Kūschta-kŏnē, Fischottervolk.
Dē-kī-na, Benennung der Haidas.
Gúnana, Benennung der Indianer des Innern, die sich selbst „Kē-jīk“ nennen sollen.
Tsugschan, Benennung für die „Tsimschian“.
Waschten-kŏn = Washington-Volk, Benennung für Amerikaner.
Gūts-ta-kŏn = Volk aus den Wolken, Benennung für alle Weißen.

Dörfer (ān = Dorf).

Klokwān.
Gaudēk'-ān.
Neltūschk'-ān.
Stacháti-āni.
Ān-gūn.
Ta-n-āni (ta = die weißen Lachse).
Katkwaltú.
Jendēstáke.
Chlŭlchágu.
Chlachăīk.
Chlowāk.
Tsenta-ka-hīni.
Tagīsch.

Berge.

Gēlch.
Gēïssén.
Schākdélchki.
Gēlch-lak.
Komdsche hitkehĕ.
Dschenu-tēche = Rücken der Bergziege.
Krischa = Säge, Schaber.
Kotáss, die baumlose Hochebene, Wasserscheide.

Lager- und Fischplätze, Klippen, Sandbänke u. s. w.

Dochrágu, Pappelplatz (dok = Pappel).
Tschatschēcha-chrágu = Kopf einer Heilbutte (ein Felsvorsprung), tschātsch = Heilbutte, schā = Kopf.
Schichágu.

Tăjeïs-scháku, Chrat-chágu = Lachsplatz (chrāt = roter Lachs).
Schā-schi-chratáku.
Klechanū.
Hoklen-tschuka-nū, felsiger Vorsprung, mit einer Festung verglichen.
Dejē-chrā.
Jēlch-ta-ka-chrāss.
Anuk.
Hutschi datūchku.
Doktuschka = Pappelplatz.
Sseatigūn.
Dē-schu = Ende des Weges (oder halber Weg?).
Dachlakohōja.
Ta-hīt = Steinhaus.
Tandschēchkun.
Scheltsāk.
Kētl-ráchiē = Hundegeheul.
Jēlch-áti.
Kaschejīk.
Kadaschīschkon.

Inseln.

Altsáne.
Chlachátsch.
Chūtsinŭ-ū, Bäreninsel (chūts = Bär, nu = Insel).
Dachlatsūg.
Jachlanissa.
Intejé.
Kētl-di-káte, Möweninsel (kētl-di = Möwen).
Katagúne.
Nechráje.
Schikosseán.
Schikuk.

Meeresbuchten und anschließende Thäler.

Dachanāch.
Náchkŭ.
Dejē-ssánke, Dejē-ssálke = nahe bei Dejē.

Dejē.
L'chtinigē.
Jeochlitta.

Flüsse und Thäler (hīn = Fluß).

Ch'katse-hīn.
Gatachage-hīn.
Jēlch-hīni = Rabenfluß.
Jēlchta-katska-hīn.
Kanadāri-hīn.
Kaltséka-hin.
Kochtahu-hīni.
Krota-hīni.
Natage-hīn.
Ta-hīni = Lachsfluß (ta = weißer Lachs).
Tak-hīn.
Tatschants-hīni.
Tislin-hīn.
Tschilkat-hīn.
Tokásk-i-schanach-hīni } kleine Gebirgsbäche.
Schanach-hīni }
Schkā-tāri-hīn.
Sseltat-hīn.
Tlach-ka-hīniku.
Hakoltseje-hīn.
Ssergoít.
Jŏkeách.
Chraālch, wildes Bergwasser.
Katschadēlch.
Altsēch.
Kuwakantessē.
Katse-dajē.
Kutenigé.
Saksaéja.
Anman.
Tsirku.
Ssidrajīk.
Katla kuchra.

Schlucht.

Jēlch-li-tā-jĕ = Rabenschlafstätte.

Seen.

Dana-áku = Silbersee (dāna = Silber, ā = See).
Keïdēchligé.
Kussŏ-ā = schmaler See.
Tagīsch-ájĕ = See bei Tagisch.
Tahīniwud.
Tutscheá = schwarzer See?
Schütlüchroā (soll bedeuten: „bis zum Rande gefüllt“).

Gletscher.

Nāch-gel-ssit.
Tsi-kach-kuéne-ssit } = Blaubeeren-Gletscher.
Ai-kach-kuéne-ssit }
Ssit-kajĕ.
L'kada-ssētsk.
Jawūchl = Gletscherthor.
Ssaksa-éja, Bogengletscher (ssaks = der Bogen).

Pflanzen.

Chamaecyparis Nutkaensis Lamb.	chlāch (der Bast wūd, die Wurzel rchāt).
Thuja gigantea Nutt.	tī (von der vorigen nicht immer unterschieden).
Picea alba Lk.	Gunānā āss, weil dieser Baum nur jenseits der Pässe, im Lande der Gunanas, sich findet.
Picea Sitchensis Carr.	ssīt (die Zapfen heißen tsutsánē).
Tsuga Pattoniana Engelm.	tsĕch.
Tsuga Mertensiana Bong.	ijin, jin.
Pinus contorta Dougl.	tlaj, chlatl.
Abies subalpina Engelm.	kuchrēt.
Salix sp.	tschătl.
Betula papyracea Ait.	at-tāgi.
Pirus rivularis Dougl.	kāk, kāk-wŭtsi, chrachk.
Sorbus sambucifolia Cham.	kaltschanēt (die Früchte kāk).
Acer glabrum Tor.	chralkrē.
Alnus incana Willd.	kēschīsch.

Juniperus communis	jēchtātsiē.
Fatsia horrida Benth. et Hook.	áchta.
Ribes lacustre Poir.	kaneltsuk, kaneltsák.
Ribes laxiflorum Pursh. u. sp.	chrachéwu, tlachēt.
Rubus Idaeus L.	tlakwēdĕ.
Rubus sp.	tūtsch-tlēkŭ = schwarze Beere.
Sambucus racemosa L.	jētl-wŭtsi.
Shepherdia canadensis Nutt.	hoklen.
Viburnum acerifolium L.	kachwēch, kachwēch-wŭtsi.
Cornus canadensis L.	gaikachit.
Vaccinium ovalifolium Sm. u. verw.	kanatá, kanatá wŭtsi.
Vaccinium uliginosum u. verw.	tsík-hāg, tsik'achk.
Amelanchier ovalis Ser.	gawāk.
Betula glandulosa Mich.	tlejīss.
Arctostaphylus uva ursi	tinch.
Vaccinium Vitis Idaea L.	nēgūn.
Fritillaria camtschatcensis Finh.	tlachkidschē.
Heracleum lanatum Mich.	ganaēt od. ganēt, die Blätter und Blattstiele; chkūk oder kūch, die Blütenschäfte.
Anemone multifida Poir.	ssatl gedschíne = Fuß des Erdeichhörnchens.
Geum strictum	koch-sche-hīsse.
Empetrum nigrum	hidli wŭtsi.
Ledum palustre	ssek-scheltīn, ssetsch-katle-tsin.
Lupinus sp., Wurzel	kantak.
Hedysarum sp.	gach-tsási.
Rhodiola rosea	ssāg-năk' (Speise zum ssāg).
Sanguisorba canadensis L.	scha-kats-hēdi.
Arnica cordifolia Hook.	ankanágu (Medizinpflanze).
Valeriana sp.	l'tschani-na(u)k "
Epilobium angustifolium L.	chokanágu "
Allium sp.	jēlch-táche (Rabengeruch).
Veratrum sp.	tsĭksch, tsaksch.
Caltha palustris	ataguéke.

Polygonatum sp.	tlachkwahinte.
Gras, langes	schūkan, tschukán, ssūg.
„ kurzes, Rasen	tlachētse.
Schachtelhalm	tanachráta-tsájĕ, tanakachda-tsáje.
Farn, Aspidium sp.	jēlch-koátl.
Polypodium vulgare	ssātsch.
Bärlapp, Lycopodium clavatum L.	gaukanssig, gwo-kantsíje (ssig = Gürtel).
Flechten, Parmelia vulpina	tsēchŭnē, ssechrŏni (H) (vgl. gelb).
Sticta pulmonaria	assakarēschi, katenēkachēschi.
Tang, Fucus vesiculosus	tāhēte.
Ulva	tātsch.
Polyporus sp.	ass takádli.

Tiere.

Fledermaus	tsik-ē-di tān = Biber-Seelöwe (des Gebisses wegen).
Bär, Ursus ferox	chūts, hūts.
„ Ursus americanus	tsīk.
Hund	kētl.
Fuchs	nakatsē.
Wolf	gūtsch.
Luchs	kāg.
Katze	dūsch.
Marder	ūch.
Fischotter	kūschta, klēnikūchu, tlēnikūchu.
Hermelin	dā.
Mink	nukschejān.
Eichhörnchen	kanaltsāk.
fliegendes Eichhörnchen	kukākínok.
Bisamratte, Fiber zibethicus	tsinn.
Ziesel, Spermophilus Parryi	ssălk, ssătl.
Erdeichhörnchen, Tamias striata	ssalkūtsa.
Spitzmaus	kakāk.

Maus	kuts-īn.
Hase	k'āch, gāch.
Stachelschwein, Erethizon	ratlakatsch.
Pferd	kudán.
Renntier	wo-tsig.
Elentier	tsüsk.
Hirsch, columbischer	kookān, tschitlitsān.
Bergziege	dschénu.
Bergschaf	towē.
Robbe	ssāch, tsā.
Seelöwe	tān.
Delphin	tschītsch.
Walfisch, Zahnwal	kīt.
Adler, Haliaetus	tschāk.
„ jung	tschāk-jēts (schwarzer Adler).
Habicht, Astur atricapillus	kedschūk, ki-dschūk.
Weihe, Circus hudsonicus	krēch, krēchk.
Uhu, Bubo virginianus	tsisk'.
Schneeeule	kåk.
Rabe	jēlch (bei den Tschimssian „kāch“).
Dohle, Corvus caurinus	jēlchli, kleiner Rabe.
Kuhvogel, Scolecophagus ferrugineus	Gunanā jēlchli.
Elster, Pica hudsonica.	tserkēne, tserkēni.
Blauheher, Cyanocitta Stelleri	krēschk' (vgl. blau).
Alpenlerche, Eremophila cornuta	chā-katsīts-kuá, kawach-tūtli.
Kronenammer, Zonotrichia coronata	Dēschū-tahī, d. h. Häuptling von Dēschu, nach seinem Rufe „schu-tahī“.
Spornammer, Centrophanes lapponica	hūts-tātsi, soll die schwarze Kehle vom Bären erhalten haben.
Schwalbe, Hirundo	káschēlatētl.
Kolibri, Selasphorus rufus	takat-kījá.
Seidenschwanz, Bombycilla	hunkā.
Baumläufer, Certhia	āss-kantschádschi.
Meise, Parus	ka-tū, Mannesherz.

Eisvogel, Ceryle Halcyon	tlachanēts.
Specht, Picus	kan-dā-ta-kūk (kān = Holz, kūk = klopfen).
Schneehuhn, Lagopus albus	chretsowā.
Waldhuhn, Canace obscura	nŭk't.
„ Canace canadensis	kāchk', kāk'.
Kranich	dūlch, duchlīk.
Reiher	chlāch, tlāch.
Wasserschnepfe, Tringa, versch. Arten	ajahīja, ajá-hiā.
Pfuhlschnepfe, Gallinago Wilsoni	guts-retūchli.
Löffelente, Anas clypeata L.	kĭn.
Stockente, Anas boschas L.	kendetschunēt, kindatschūnēt (H), (kindatschūn aufwärts, weil sie gleich in die Höhe fliegt).
Brillenente, Oidemia perspicillata	gāch, kāch, tūtsch gach.
Trauerente, Oidemia sp.	kitsch-kawū.
Klangente, Clangula albeola	bītschĭú (der Anlaut b ist zweifelhaft).
Kragenente, Anas historionica	tsutsk (vielleicht nur Vogel).
Eisente, Harelda glacialis	j'a-á-ŭna, ja-á-ŭne (nach ihrem Schrei).
Sägetaucher, Mergus serrator L.	hēnik-gáchu.
„ Mergus americanus	jéwochran, jiwochrán.
Gans, Anser	táwok.
Eistaucher, Colymbus glacialis L.	kā-gīt.
Kormoran	jó-ūk, jūk'.
Möwe, versch. Arten	kētl-jádi, kētl-di (junge Hunde) kāch.
Schwan	gokl.
Lumme	ssavón.
„ Brachyrhamphus marmoratus	tschī.
Papageitaucher, Lunda arctica	chrīk, rchēk.

(Die meisten kleineren Vögel haben keinen besonderen Namen, sie werden allgemein „tsütsk“ oder „kakandaūschen“ genannt.)

Frosch	chichtsch.
Kaulquappe	dūsch.
Hering	jau.
Knurrhahn (Cottus sp.)	uérk', uérk'ch.
Lachs, Hakenlachs	k'rlūk, k'tlūk.
„ weißer Lachs	tā.
„ roter Lachs	rchāt, chrāt, getrocknet „gāt" (Iukola).
Stint, Thaeichthys pacificus Gir.	ssāg.
„ Blennius sp.	chlūt, hīnichlūt.
Heilbutte	tschātsch.
Haifisch	tūss.
Tintenfisch	năk-náku, nākŭ.
Schnecke, Limax sp.	tlúk'o.
Wellhorn, Buccinum (?)	tlalchk'u.
Kreiselschnecke, Pachypoma gibberosum Chemn.	tāchr'-anūchu, die Schließdeckel, tachr'-ū-tēje, zur Verzierung der hölzernen Geräte verwandt.
Zahnschnecke, Dentalium sp.	tachrē.
Käferschnecke, Chiton Stelleri Midd.	schau, jēlch-schau.
„ Chiton tunicata Wood	kū.
Muschel, Mytilus edulis L.	jāk.
eßbare Muscheln:	
Cardium Nuttali Conr.	alkátsk.
Saxidomus squalidus Desh. u. a.	gåtl.
Taschenkrebs, Lithodes sp.	krēch, k'ēch.
„ Cancer sp.	tsaúm.
„ Cancer sp.	chråtle-kotla-tlak.
Käfer, Cychrus longicollis	ass-kotuiktschā (ass = Baum).
„ Lina sp.	agan-schamētsi (agan = Sonne).
Schmetterling	klēlch-lū.
Libelle	kascheschráu.
Heuschrecke	kūk'-ána.

Biene	kondoschajē.
Spinne	kassestān, katsestān.
Laus	wŏchūts.
Wurm	nēt.
Eingeweidewürmer im Stachelschwein	achrāni (eine Lieblingsspeise).

(Die Tlinkit glauben, daß dieselben aus den im Herbst verzehrten Brombeeren entstehen.)

Lied.

Dul-chlūn kē-ut dultsijak játi-jēlch
ani-tūch-schē jawatuk tul-chlu-wu-ká
aschtsch-itīch-chī chlūt aut ti gūk ān kant dakīn
hi, ha-hi, ha-ha-ha
hi, ha-hi, ha-ha.
Jeko-ī-chrī kī-ssā-tā jīí jati-jēlch iko-ī-chri
ka-tu-ko-āch hīn-det-ka-at dak-tēt-kā-at.

Ungefährer Inhalt:

Der Rabe ladet alle Tiere zur Nacht ein, aber am Morgen will er sie töten. Da fliehen sie, die einen in das Wasser, die anderen in den Wald.

Klagelied.

Hā-āni ssigū nak jēntsikit ach tlā hē
nachat-awū ach-tlā hē naschat da
dacha kēragotsk
hī-jē
Tu-āni ssagū-rcha jēntsigit-ta (u. s. w.)

Ungefährer Inhalt:

Wie schön ist unsere Heimat. Meine Mutter fliegt weg wie eine Feder (u. s. w.).

Das Vater unser,

von Frau Dickinson ins Tlinkit übersetzt.

Hā īsch-tlin dekīch-je iretí, tulchkēun i-ssāri;
i-anakórnetin hadē-krē-gok; nalch kēk-ja
tlingitānēká uē de-kí-jach; nagatīrik hach ēr atnati

ja-jēkri hach achranniti, ssok anaschkēdüju
unnēsta i-dschituan tuskaríat adē-kanaschkudē
ju-autuska haŭ-ischik-ánēā.
at-schli-hat-jinēt ának ān kad-tun-náksa
chréndē klēt-takocha chatlēchēch hatluschkēja
schadach. uoé kăian nekónetin ka-i-chletsin
ka-i-kachtuschin tschatlákan.

Anhang.

Verzeichnis der benutzten Litteratur.

In das nachfolgende Verzeichnis sind bis auf einige mit einem Stern bezeichnete Ausnahmen nur diejenigen Schriften aufgenommen worden, welche dem Verfasser bei der Ausarbeitung seines Buches vorlagen. Eine vollständigere Aufzählung der einschlägigen Litteratur, namentlich auch der periodischen, findet man in Dalls Bibliographie von Alaska und den angrenzenden Gebieten.

Anderson (Alexander Caulfield). Notes on the Indian tribes of British North America, and the northwest coast. Historical Magazine. New-York 1863, Vol. VII, Nr. 3, pp. 73—81.

— Report of the Inspector of fisheries for British Columbia for the year 1879.

Atahualpa (Voyage of the ship). Extracts from a journal kept on board the ship Atahualpa, bound on a voyage from Boston to the NW. coast and Sandwich islands. Collections of the Massachusetts hist. soc. Boston 1804. I. Ser. Vol. IX, pp. 242—245.

Baer (K. E. v.). Statistische und ethnographische Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt von dem ehemaligen Oberverwalter dieser Besitzungen, Contre-Admiral v. Wrangell. In Baer und Helmersen: Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Bd. I. Petersburg 1839.

Baer (K. E. v.). Die Verdienste Peters des Großen. In Baer u. Helmersen: Beiträge u. s. w. Bd. XVI, 1872.
Bancroft (Hubert Howe). The native races of the Pacific States of North America. 5 vols. Vol. I. Wild tribes. San Francisco 1874.
Belcher (sir Edward). Narrative of a voyage round the world, performed in H. M. S. Sulphur 1836—1842. London 1843. 2 v.
Bendel (Bernhard). Aus Alaska. Von Sitka nach dem Chilcat-Fluß, 1868. Weser-Ztg. 10. Okt. 1872.
*— The Alexander archipelago. Proceedings of the Agassiz Institute, Sacramento, Cal. 1873.
Blake (William Phipps). Notes upon the geography and geology of Russian America and the Stickeen river from observations made in 1863. Congressional Papers, H. of R. — 40. Congr. 2. sess. Ex. Doc. No. 177, part. 2. 8⁰. Wassington 1868.
Blaschke (Eduard). Topographia medica portus Novi-Archangelscensis. 8⁰. St. Petersburg 1842.
Bongard (Heinrich Gustav). Observations sur la végétation de l'île de Sitcha. In Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg. VI. Ser. Tome II, pp. 119—177. St. Petersb. 1833.
Bryant (Charles). Report as special agent of the treasury department. Congr. Pap. H. of R. 44. Congr. 1. sess. Ex. Doc. No. 83.
Burney (James). A chronological history of northeastern voyages of discovery. 8⁰. London 1819.
Buschmann (Johann Karl Eduard). Die Pima-Sprache und die Sprache der Koloschen. Abhandl. der Kgl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1856. 4⁰. Berlin 1857.
— Die Völker und Sprachen Neu-Mexikos und der Westseite des britischen Nordamerika. Abhandl. d. Kgl. Akad. aus dem Jahre 1857. Berlin 1858.
— Die Spuren der aztekischen Sprache im nördlichen Mexiko und höheren amerikanischen Norden. Abh. d. Kgl. Akad. aus dem Jahre 1854. 2. Supplementband. Berlin 1859.
Caamaño (don Jacinto). Expedicion de la corbeta Ar-

anzazu al mando del teniente de navio D. Jacinto Caamaño á comprobar la relacion de Fonte. Collecion de documentos inéditos para la historia de España por Salvá y Baranda. 8°. Madrid 1849. Tomo XV, pp. 323—363.

Chliebnikow (Cyrill). Lebensbeschreibung Alexander Baranows, Oberverwalters der russischen Kolonieen in Amerika. St. Petersburg 1835 (russisch).

Colyer (Vincent). Report of the hon. Vincent Colyer, U. S. special Indian commissionar, on the Indian tribes and their surroundings in Alaska territory, from personal observation and inspection in 1869. Report of the Board of Indian commissionars for 1869. Washington 1870. Der auf Fort Wrangell bezügliche Teil dieses Berichtes ist mit Illustrationen in den Parlamentsberichten (H. of R. — 41. Congr. 2. sess. — Ex. Doc. No. 144) abgedruckt worden.

Cook (James) and King (James). A voyage to the Pacific Ocean, untertaken by the command of his Majesty, for making Discoveries in the Northern Hemisphere. Performed under the direction of Captains Cook, Clerke and Gore in the years 1776—1780. 4°. London 1784—1785. 3 vols.

Coxe (William). Account of the Russian discoveries between Asia and America, to which are added the conquest of Siberia and the history of the transactions and commerce between Russia and China. 4°. London 1780.

Dall (William Healey). Alaska and its resources. 8°. Boston 1870.

— Report on Mt. St. Elias. With map and view. In Coast Survey, Report for 1875. Appendix No. 10, pp. 157—188. 4°. Washington 1878.

— Tribes of the extreme Northwest. In Powell. Contributions to North-American Ethnologie. Vol. I. Part. 1. pp. 1—106. 4°. Washington 1877.

— Coast Pilot of Alaska. Appendix I.

Part. 1. Meteorology of Alaska.

Part. 2. Partial list of Charts, Maps and Publications relating to Alaska and the adjacent region from Puget Sound and Hakodate to the Arctic ocean, between the Rocky and the Stanowoi Mountains. 4°. Washington 1879.

Dall (William Healey). Pacific Coast Pilot, Alaska. Part. I. Coast from Dixon Entrance to Yakutat-Bay with the Inland-Passage. 4⁰. Washington 1883.

Für die zahlreichen übrigen, mehr oder minder umfangreichen Arbeiten, welche der um die Erforschung Alaskas sehr verdiente Autor in den letzten 20 Jahren veröffentlicht hat, verweise ich auf die von ihm herausgegebene Bibliographie (s. o.).

Davidson (George). Report relative to the resources and the coast features of Alaska Territory. In Coast Survey, Report for 1867. App. No. 18. pp. 187—329. Washington 1869.

— Report of observations of the eclipse of the sun on August 7, 1869, at Kohklux, Chilkaht river, Alaska. Rep. for 1869. App. No. 8, pp. 177—181.

— Coast Pilot of Alaska (first part.) from southern boundary to Cooks Inlet. 8⁰. Washington 1869.

Dawson (George M.). Report on the Queen Charlotte Islands 1878. App. A. On the Haida Indians of the Queen Charlotte Islands. In Geol. Survey of Canada. Rep. of progress for 1878—1879. (B) 103—171. Montreal 1880.

Dawydow (Gawrila). Zweimalige Reise der Seeoffiziere Chwostow und Dawydow nach Amerika. 2 Bde. 8⁰. St. Petersburg 1810—1812 (russisch).

— Reise der Russ. Kais. Flottenoffiziere Chwostow und Dawydow von St. Petersburg durch Sibirien nach Amerika und zurück, in den Jahren 1802—1804. Beschrieben von Dawydow und aus dem Russischen übersetzt von Dr. Karl. Joh. Schultz. 8⁰. Berlin 1816.

— Gawrila Iwanowitsch Dawüdovs Nachrichten von der Insel Kadjak und den russischen Niederlassungen daselbst. In Engelmann (Moritz v.). Beiträge zur Kenntnis Rußlands und seiner Bewohner. Bd. 1. S. 71—142. 8⁰. Dorpat 1818.

Del Norte (nom de plume). Acquisition of Alaska. In Congr. Pap. H. of R. — 40. Congr. 2. sess. Ex. Doc. No. 177, pp. 67—84.

Dixon (George). A voyage round the world; but more particularly to the North-West Coast of America; Performed in 1785—1788 in the King George and Queen Charlotte, captains Portlock and Dixon. 4°. London 1789. (Citiert nach Forsters Uebersetzung.)

Doroschin. Einige Beobachtungen und Bemerkungen über das Goldvorkommen in den Besitzungen der Russisch-Amerikanischen Compagnie. In Erman, Archiv für wissensch. Kunde von Rußland. Vol. XXV, pp. 229—237.

Duflot de Mofras (Eugène). Exploration de l'Orégon, des Californies, et de la Mer Vermeille, 1840—1842. 2 v. 8°. Atas fol. Paris 1844.

Dunn (John). History of the Oregon Territory and British North-American fur trade; with an account of the habits and customs of the principal native tribes on the northern continent. 8°. London 1844.

Elliot (Henry Wood). A Report upon the condition of affairs in the Territory of Alaska. Congr. Pap. H. of R. 44. Congr. 1. sess. — Ex. Doc. No. 83, pp. 1—277.

Engelhardt (Georg). Russische Miscellen zur genaueren Kenntnis Rußlands und seiner Bewohner. 4 Bde. 8°. St. Petersburg 1829—1832.

Erman (Georg Adolf). Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. 25 Bde. 8°. Berlin 1841—1866.

— Ethnographische Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Küsten des Berings-Meeres. In Bastian u. Hartmann, Ztschr. f. Ethnologie. 8°. Berlin 1870, Bd. II S. 295 bis 327 u. 369—393; 1871, Bd. III S. 149—175; 205 bis 219.

Eschscholtz (Friedrich). Zoologischer Atlas, enthaltend Abbildungen und Beschreibungen neuer Tierarten, während des Flottenkapitäns v. Kotzebue zweiter Reise um die Welt 1823 bis 1826. fol. Berlin 1829—1833.

Fleurieu (Charles Pierre Claret). Voyage autour du monde, pendant les années 1790—1792, par Étienne Marchand. Précédé d'une introduction historique (etc.) 4 v. 4°. Paris 1798—1800.

Forster (Johann Georg Adam). Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von Amerika und in dem nördl. Amerika selbst unternommen worden sind von Meares, Dixon, Portlock, Coxe u. a. 8⁰. Berlin 1792. 3 Bde.

Freimann. Bemerkungen über eine Reise (von Sitcha) durch die Besitzungen der Hudsons-Bay-Compagnie. In Ermans Archiv, Bd. VI, S. 226—240.

Furuhelm (Hjalmar). Notes on the Natives of Alaska. In Powell. Contributions to North American Ethnology. Vol. I, part. I, pp. 111—116. 4⁰. Washington 1877.

*Galiano (Dionisio Alcala). Relacion del viage hecho por las goletas Sutil y Mexicana en el año de 1792 etc. 8⁰, Atl. 4⁰. Madrid 1802.

Gallatin (Albert). A Synopsis of the Indian tribes within the United States east of the Rocky Mountains and in the British and Russian Possessions in North America. Archaeologia Americana. Vol. II, pp. 1—422. 8⁰. Cambridge 1836.

Gibbs (George). Notes on the Tinneh or Chepewyan Indians of British and Russian America. Smithonian Institution. Report for 1866. pp. 303—327. 8⁰. Washington 1872.

— and Dall. Comparative vocabularies (of native tribes of Alaska). In Powell. Contributions to North American Ethnology. Vol. I, part. 1. pp. 121—156. 4⁰. Washington 1877.

—, Tolmie and Mengarini. Comparative vocabularies (of tribes in the northwestern part of the United States and in Brit. Columbia). In Powell. Contributions etc. Vol. I, part. 2, pp. 247—283.

Golowin (Paul). Ueber die russischen Kolonieen an der Nordwestküste von Amerika. Ermans Archiv, Bd. XXII, S. 47—70.

*Golownin (Wasili). Reise um die Welt in dem Kriegsschiff „Kamtschatka“ 1817—1819. 2 Bde. 4⁰. St. Petersburg 1822 (russisch).

Greenhow (Robert). The history of Oregon and California and the other territories on the Northwest Coast of North-America. 2. ed. 8⁰. Boston 1845.

Grewingk (Constantin). Beitrag zur Kenntnis der orographischen und geognostischen Beschaffenheit der Nord-West-Küste Amerikas mit den anliegenden Inseln. Verhandlungen der Mineralog. Ges. zu St. Petersburg 1848—1849, S. 76 bis 424.

Hofmann (Ernst). Geognostische Beobachtungen, angestellt auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1823—1826. In Karstens Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Bd. I, S. 243—315. 8°. Berlin 1829.

Holmberg (Heinrich J.). Ethnographische Skizzen über die Völker des Russischen Amerika. Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Vol. IV, pp. 281—421. 4°. Helsingfors 1856.

— Entwickelung der Russisch-Amerikanischen Compagnie. In Acta Societatis Fennicae. Vol. VII, pp. 37—101. 4°. Helsingfors 1863.

Howard (Oliver Otis, brig. gen.). Report of his tour in Alaska in June, 1875. In Congr. Pap. Senate. — 44. Congr. 1. sess. — Ex. Doc. No. 12, pp. 1—13.

Howard (capt. William A.). Reports of. In Congr. Pap. H. of R. 40. Congr. 2. sess. — Ex. Doc. No. 177, pp. 195—203; 206—214.

Humboldt (F. H. Alexander v.). Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. 4 Bde. 8°. Tübingen 1809.

Jackson (rev. Sheldon). Missionary work among the Indians of Alaska. Ninth annual Report of the Board of Indian Commissionars for the year 1877, pp. 41—47. 8°. Washington 1877.

— Alaska: its scenery and resources, population, their customs and religions. 12°. New-York 1880.

— The neglect of education in Alaska. In Circulars of information of the Bureau of education. No. 2. 1882, pp. 61—75. 4°. Washington 1882.

Kittlitz (F. H. v.). Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem Russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka (1826—1828). 2 Bde. 8°. Gotha 1858.

Kotzebue (Otto v.). Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—1826. 2 Bde. 8⁰. Weimar 1830.

Krusenstern (Adam Johann v.). Reise um die Welt in den Jahren 1803—1806 auf den Schiffen „Nadeshda" und „Newa". 3 Bde. gr. 4⁰. St. Petersburg 1810—1812.

— Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordwestküste von Amerika. 4⁰. St. Petersburg 1813.

Langsdorff (Georg Heinrich v.). Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807. 2 Bde. 4⁰. Frankfurt a. M. 1812.

La Pérouse (Jean François de). Voyage de La Pérouse autour du monde. 4 v. 4⁰. Atlas fol. Paris, l'an V, 1797.

— Entdeckungsreise in den Jahren 1785—1788. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von C. L. S. 8⁰. Leipzig 1799. (cit.)

Latham (Robert Gordon). On the ethnography of Russian America. In Jameson. Edinburgh new Philosophical Journal. Vol. XL, pp. 35—44. 8⁰. Edingburgh 1846.

*Lasarew. Reise um die Welt in der Schaluppe „Ladoga" 1822—1824. 8⁰. St. Petersburg 1832 (russisch).

*Lincoln (David F.). Medical notes upon the aborigines of Alaska. Medical and Surgical Journal. Boston 1870.

Lisiansky (Urey). A voyage round the world, in the years 1803—1806, in the ship Newa. 4⁰. London 1814.

Lord (John Keast). The naturalist in Vancouver Island and British Columbia. 2 v. 8⁰. London 1866.

Lowe (F.). Weniaminow über die Aleutischen Inseln und deren Bewohner. Ermans Archiv. Bd. II, S. 459—495.

Ludewig (Ernst Hermann). The literature of American aboriginal languages. 8⁰. London 1858.

Lütke (Feodor). Voyage autour du monde, 1826—1829. Partie historique. 3 v. 8⁰, Atlas fol. Paris 1835.

Macdonald (Duncan George Forbes). British Columbia and Vancouver's Island. 8⁰. London 1862.

Macfie (Matthew). Vancouver Island and British Columbia. 8⁰. London 1865.

McIntyre (H. H.). Report of, as special agent of Treasury Depart. in Alaska. In Congr. Pap. H. of R. 41. Congr. 2. sess. — Ex. Doc. No. 36.

Mackenzie (Alexander). Voyages throug the continent of North America, to the Frozen and Pacific Oceans, in the years 1789 and 1793. 4⁰. London 1801.

Malaspina (Alessandro). Viaje de Malaspina. In Coleccion de documentos inéditos para la historia de España por Salvá y Baranda. Tomo XV, pp. 268—320. 8⁰. Madrid 1849.

Martin (Robert Montgomery). The Hudson's bay territories and Vancouver's Island. 8⁰. London 1849.

Maurelle (Franzisco Antonio). Tagebuch einer im Jahre 1875 zur Untersuchung der nördlich von Californien fortgesetzten Küsten geschehenen Reise (u. s. w.). In Pallas. Neue nordische Beiträge. Bd. III, S. 198—273. St. Petersburg u. Leipzig 1782.

Mayne (Richard Charles). Four years in British Columbia and Vancouver Island (1857—1860). 8⁰. London 1862.

Meares (John). Voyages in the years 1788—1789, from China to the Northwest Coast of America. 4⁰. London 1790. (cit. nach Forster.)

Morris (William Gouverneur). Report upon the customs district, public service and resources of Alaska Territory. Congr. Pap. Senate. — 45. Congr. 3. sess. — Ex. Doc. No. 59.

Müller (Gerhard Friedrich). Sammlung russischer Geschichte. Bd. III, Nachrichten von Seereisen und zur See gemachten Entdeckungen u. s. w. 8⁰. St. Petersburg 1758.

Pallas (Peter Simon). Neue nordische Beiträge zur physikalischen und geographischen Erd- und Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie. 4 Bde. 8⁰. St. Petersburg und Leipzig 1781—1783.

— Neueste nordische Beiträge (u. s. w.). 3 Bde. 1793 bis 1796.

Pinart (Alphonse L.). Notes sur les Koloches. In Bulletin de la société d'anthropologie. Ser. II, vol. 7. 8°. Paris 1872.

Poole (Francis). Queen Charlotte Islands. 8°. London 1872.

Portlock (Nathaniel). A voyage round the world, but more particularly to the Northwest Coast of America; Performed in 1785—1788. 4°. London 1789. (cit. nach Forster, Bd. 2.)

Powell (John Wesley). Depart. of the Interior. U. S. Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountain region.
Contribution to North-American Ethnology. Vol. I. 4°. Washington 1877.

Radloff (Leopold). Einige kritische Bemerkungen über Herrn Buschmanns Behandlung der Kinai-Sprache. In Bulletin historico-philologique, Tom. XIV, p. 257. 4°. St. Petersbourg 1857.

— Ueber die Sprache der Ugalagmut. Bull. hist. phil. T. XV, p. 25. 1857.

— Einige Nachrichten über die Sprache der Kaiganen. Bull. hist. phil. T. XV, p. 305. 1857.

— Leopold Radloffs Wörterbuch der Kinai-Sprache, herausgeg. von A. Schiefner. Mémoires de l'Acad. Imp. des Sciences de St. Petersbourg. VII. Ser., T. XXI, No. 8. St. Petersbourg 1874.

Ritter (H...). Land und Leute im russischen Amerika. Nach dem russischen Marine-Archiv (Morskoi Sbornik 1862, No. 1) bearbeitet. In Koner. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Bd. XIII. Neue Folge. S. 241—270. 8°. Berlin 1862.

Roquefeuil (Camille de). Journal d'un voyage autour du monde, pendant les années 1816—1819. 2 v. 8°. Paris 1823.

Rothrock (Joseph Trimble). Northwestern North-America; its resources and its inhabitants. In Journal of the American Geogr. and Statistical Society. Vol. IV, pp. 393—415. 8°. New-York 1874.

*Russisch-Amerikanische Kolonieen. Bericht des Komitees über die Organisation der Russ.-Am.-Kolonieen. 8°. St. Petersburg 1863 (russisch).

*— Supplement zu dem Bericht des Komitees über die Organisation der Russ.-Am.-Kol. 8°. St. Petersburg 1863 (russisch).

*Russisch-Amerikanische Kompagnie. Berichte der Russisch-Amerikanischen Kompagnie. 19 Bde. 8°. St. Petersburg 1845—1865 (russisch).

Hiervon Auszüge in Ermans Archiv.

Sarytschefs (Gawrila), achtjährige Reise im nordöstlichen Sibirien, auf dem Eismeer und dem nordöstlichen Ocean; übersetzt von J. H. Busse. 2 Bde. 8°. Leipzig 1805—1815.

Sauer (Martin). Reise nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika in den Jahren 1785—1794. 8°. Weimar 1803.

Schott (W.). Etwas über die Sprache der Koloschen nach Weniaminow. Ermans Archiv, Bd. III, S. 439—445.

— Ueber die Sprachen des Russischen Amerika nach Weniaminow. Ermans Archiv. Bd. VII, S. 126—143.

Scouler (John). Observations on the indigenous tribes of the Northwest Coast of America. In Journal of the Royal Geogr. Soc. of London. Vol. XI, pp. 215—249. 8°. London 1841.

— On the Indian tribes inhabiting the Northwest Coast of America. In Jameson. Edinburgh new philosophical journ. Vol. XLI, pp. 168—192. 8°. Edinburgh 1846.

Shabelski (Achille). Voyage aux colonies russes de l'Amérique, fait à bord du sloop de guerre l'Apollon, pendant les années 1821—1823. 12°. St. Petersbourg 1826.

Auszug aus obigem von A. Tardieu in: Bulletin de la Société de géographie de Paris. II. Ser. Tom. IV, pp. 201—220.

Desgl. in Hertha, Ztschr. für Erd-, Völker- und Staatenkunde, von Berghaus und Hofmann. Bd. XII, S. 173—185. 8°. Stuttgart und Tübingen 1828.

Schelechofs Reise von Ochotzk nach Amerika vom Jahre 1783 bis 1787. In Pallas, Neue nordische Beiträge. Bd. VI. St. Petersburg u. Leipzig 1793.

Simpson (George). Narrative of a journey round the world, during the years 1841—1842. 2 v. 8⁰. London 1847.

Stellers (Georg Wilhelm) Tagebuch seiner Seereise aus dem Petripaulshafen in Kamtschatka bis an die westlichen Küsten von Amerika. In Neue Nordische Beiträge. Bd 5. St. Petersburg u. Leipzig 1793.

Sumner (Charles). Speech on the cession of Russian America to the United States. 8⁰. Washington 1867.

Swan (James G.). The Haidah Indians of Queen Charlotte's Islands, B. C. Smithonian Contributions to Knowledge — 267 —. Vol. XXI. gr. 4⁰. Washington 1876.

— Report on his cruise in Alaska in 1875. In Morris, Report upon the custom district. Appendix, pp. 146—150.

Tichmenew (P.). Historische Uebersicht der Organisation der russisch-amerikanischen Kompagnie. 2 Bde. St. Petersburg 1861—1863 (russisch).

Tytler (Patrick Fraser). Historical view of the progress of discovery on the more northern coasts of America etc. 16⁰. Edinburgh u. London 1833.

Vancouver (George). A voyage of discovery to the north Pacific ocean and round the world, performed in the years 1790—1795. 3 vol. 4⁰. Atlas fol. London 1798.

Weniaminow (Iwan). Bemerkungen über die Inseln des Unalaschka-Distrikts. 3 Bde. 8⁰. St. Petersburg 1840.
Bd. 3: Bemerkungen über die atchinskischen Aleuten und die Koloschen (russisch).

— Bemerkungen über die koloschische und kadjakische Sprache. 8⁰. St. Petersburg, Kais. Akad. d. Wissenschaften, 1846 (russisch).

Whymper (Frederick). Travel and adventure in the Territory of Alaska, formerly Russian America etc. 8°. London 1868.

Woldt, (A.). Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881—1883. 8°. Leipzig 1884.

Wrangell (Ferdinand), siehe Baer.

Wright (Julia McNair). Among the Alaskans. 16°. Philadelphia 1883.

Namen-Verzeichnis.

A.

B.

C. (siehe auch K.)

D.

E.

F.

G.



J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Erklärung der Tafeln.

Tafel I.

Hausgeräte der Tlinkit.

1. Lange Holzschüssel, kalchlá,	$^1/_{11}$	nat.	Größe	
2. und 3. Pfeifenköpfe, kstā-kēt,	$^1/_4$	„	„	
4. Hölzernes Gefäß, kā-kă-nē,	$^1/_{10}$	„	„	
5. Hornschüssel mit Adlergesicht, chlinēt-tsik,	$^1/_8$	„	„	
6. Glatte Hornschüssel,	$^1/_8$	„	„	
7. u. 8. Holzschüsseln mit Biberkopf, tsikēdi-tsīk,	$^1/_{10}$	„	„	
9. Holzschüssel in Robbengestalt, tsa-tsīk,	$^1/_{10}$	„	„	
10. Lippenpflock aus Holz, klū-ú-chrēn-tacha,	$^2/_7$	„	„	
11. und 12. Hölzerne Löffel, schetl,	$^1/_8$	„	„	
13. Korb aus Stroh und Cederwurzeln geflochten, kātă-chúk,	$^1/_{10}$	„	„	(von oben gesehen)
14. Messer, chlíta,	$^1/_3$	„	„	
15. Schmaler Hornlöffel, chlinēt-schatl,	$^1/_7$	„	„	
16. Pinsel, kū-chīta,	$^1/_7$	„	„	

Tafel II.

Fischereigeräte.

1. Stange mit Nägeln für den Heringsfang, chitla.
2. Fischhaken für Lachs und Ssag, tīchrá.
3. Derselbe, unteres Ende.
4. Forellenspeer, tlakwá.
5. Lachsspeer, kat.
6. Netz für den Ssag-Fang, dig-há.
7. Fischreuse aus Tannenholzstäben für den Ssag-Fang, chkētchk. Lg. = 1 m.

8. Angelhaken für Heilbutten, nach (nach Lysiansky).
9. Hölzerner Bock, auf welchem die Lachse ausgenommen werden.
10. Halbmondförmiges Messer mit hölzernem Griff zum Aufschneiden der Lachse.
11. Keule zum Töten der Heilbutten.

Tafel III.

Die Bereitung des Fischöls.

In dem halb im Sande eingegrabenen Canoe werden die Fische mittelst heißer Steine gekocht. Links im Vordergrunde ist das Holzfeuer, in welchem die Steine erhitzt werden, rechts steht der mit einer hölzernen Schaufel versehene Indianer, welcher das Einlegen der heißen und Herausnehmen der abgekühlten Steine besorgt. Letztere werden von der hinter dem Canoe hockenden Frau auf dem Holzroste abgespült. — Im Hintergrunde rechts ist eine Frau mit dem Umschöpfen des Fischöls beschäftigt, links bereitet ein Indianerpaar das Mahl vor, fürs welches einige auf einem hölzernen Stab aufgespießte Fische am Feuer geröstet werden. — Im Hintergrunde rechts und in der Mitte sieht man ferner die Gruben, atatl, in welchen die Fische aufbewahrt werden. Vor dem Canoe liegen einige Geräte: 1) die Holzzange, mit welcher die heißen Steine aus dem Feuer genommen werden, 2) ein hölzerner Löffel, schīn, 3) die hölzerne Schaufel, tachūna, mittelst welcher die Steine zum Abspülen auf den über dem Canoe befindlichen hölzernen Rost gelegt werden, 4) ein Stück Cederrinde kotána, welches zum Sammeln der Oelschicht dient. — Von den vierkantigen Kisten, tlākt, werden die größeren für das Spülwasser, die kleineren für das Fischöl benutzt; die geflochtenen Körbe hinter der Mitte des Canoes dienen zum Auspressen des Fischöls.

Tafel IV.

Panzer, Dolche und verschiedene Geräte.

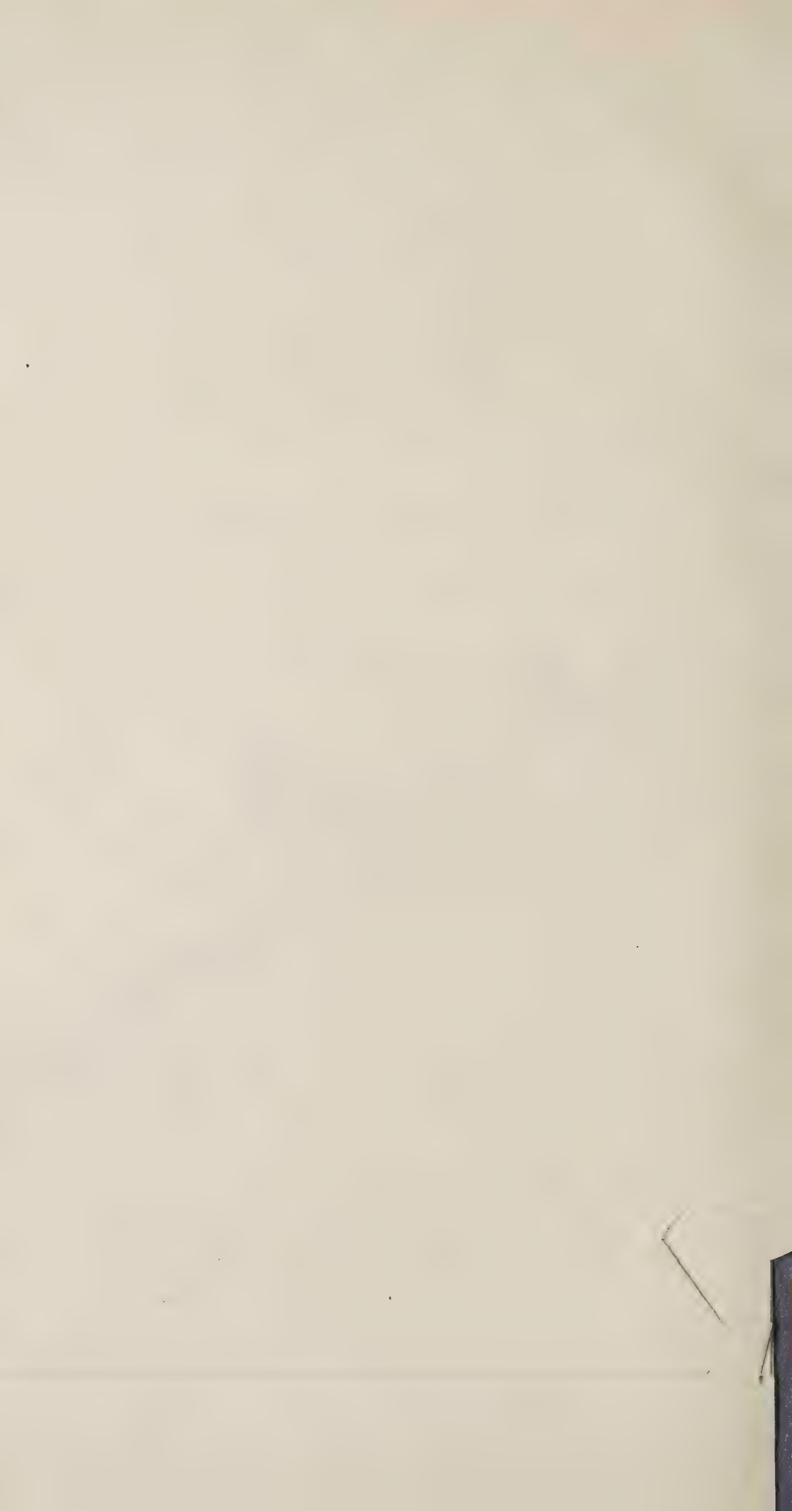
1.	Brustpanzer aus hölzernen Stäben, uónda,	ca. $^1/_{16}$ nat. Größe
2.	Lederpanzer, chlücht-tschínē,	„ $^1/_{12}$ „ „
3—6	Stäbe aus Holz oder Knochen für Fuchsfallen, zum Festhalten des Abzuges	„ $^1/_8$ „ „
7.	Bemaltes Ruder zum Gebrauch bei Festlichkeiten, ŭútsā-gá	„ $^1/_{11}$ „ „
8.	Messer mit geschnitztem Holzgriff chlíta,	„ $^1/_8$ „ „
9.	Dolchmesser mit Bärenkopf, chūts tschüchanat	„ $^1/_9$ „ „
10.	Doppeldolch	„ $^1/_9$ „ „
11.	Dolchmesser mit Vogelkopf und eingelegtem Perlmutter	„ $^1/_9$ „ „
12.	Ein kleineres Dolchmesser mit Vogelkopf,	„ $^1/_9$ „ „
13.	Stab aus Bambusrohr und geschnitztem, oberen Holzteil, zum Gebrauch bei Festlichkeiten	„ $^1/_{11}$ „ „

Die auf Tafel I und IV abgebildeten Gegenstände entstammen sämtlich der von uns mitgebrachten ethnologischen Sammlung, deren auf die Tlinkit bezüglicher Teil größtenteils in den Besitz des Museums für Völkerkunde in Hamburg übergegangen ist. Die Abbildungen sind nach Photographieen angefertigt, welche der Vorsteher des genannten Museums, Herr C. W. Lüders, freundlichst hat aufnehmen lassen. Nur die Nummern 1, 2 und 16 auf Tafel I und 8 und 11 auf Tafel II sind direkt nach den im naturhistorischen Museum in Bremen befindlichen Originalen gezeichnet, welche von der Direktion gütigst zum Abzeichnen überlassen wurden.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.



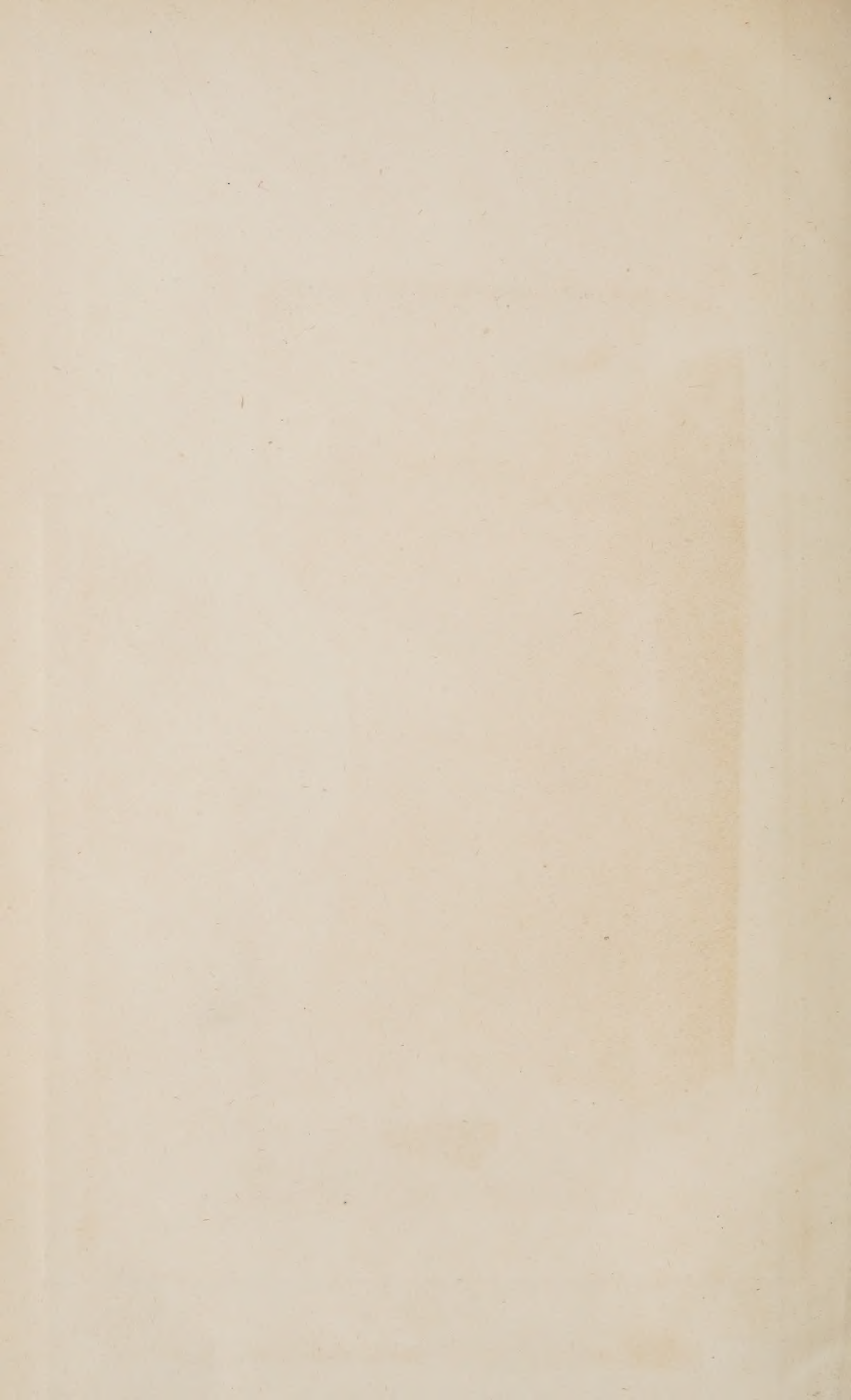
Ethnographische Karte
des
südöstlichen Alaska.
Das Gebiet der Tlinkit.
Entworfen
von
Dr. Aurel Krause.
Maſsstab 1: 2 265 000
Erklärung: Die Namen von Völkern, Stämmen u. Wohnorten der Indianer sind mit gleichstarker Schrift geschrieben.
Die Namen der Tlinkit-Stämme sind mit RÖMISCHEN VERSALIEN geschrieben u. unterstrichen.
Feste Ansiedlungen der Indianer od. Reste derselben sind, soweit sie ermittelt werden konnten, durch • bezeichnet.
Jena, Hermann Costenoble Verlagsbuchhandlung.
Lith. Anst. v. J. G. Fritzsche, Leipzig.
Britisches-Nord-Amerika
Gunana
Tlinkit
Haida
Tschimssian
Grosser Ocean
St. Elias Alpen
St. Elias Bg.
Jukon
Marsh See
Tahko See
Bennett See
Lindeman See
Alsech
Tschilkat Fluss
Taku Fluss
Stakhin
Iskut Fluss
JAKUTAT-KÖN
TSCHILKAT-KÖN
Klokwan
Katkwaltu
Jendestake
Trocken Bai
Fairweather Bg. 4700 m.
La Perouse Bg.
Lituja Bai
Gletscher Bai
Lynn Canal
HUNA-KÖN
AUK-KÖN
TAKU-KÖN
Juneau City
Douglas I.
Gaudekan
Cross Sund
C. Spencer
Tschitschagow Insel
Chatham Strasse
CHUTSINU-KÖN
Admiralitäts Insel
Angun
Peril Strasse
SCHITKA-KÖN
Sitka
Baranow Insel
Sitka Sund
Frederick Sund
KEKCH-KÖN
Kupreanow Insel
Kuju Insel
STAKHIN-KÖN
Wrangell
Mitkow Insel
Sarembo Insel
Bradfield Canal
Strasse
C. Ommaney
KUJU-KÖN
HENJA-KÖN
Clarence Strasse
Prince of Wales Insel
CHLAWAK-KÖN
Revilla Gigedo Insel
Tschassin
Kaigani
Dall Insel
Forrester Insel
C. Muzon
SSANGHA-KÖN
TUNGASS-KÖN
C. Fox
Grenze zwischen Alaska und Britisch Nord America
Dixon Einfahrt
Nord Insel
Metlakatla
Hecate Strasse
Königin Charlotten Inseln












BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LT'D
TORONTO.

